This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

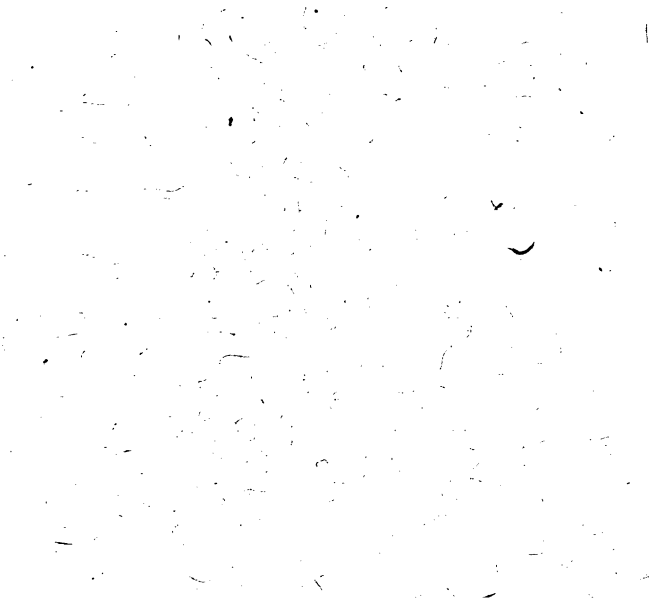
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

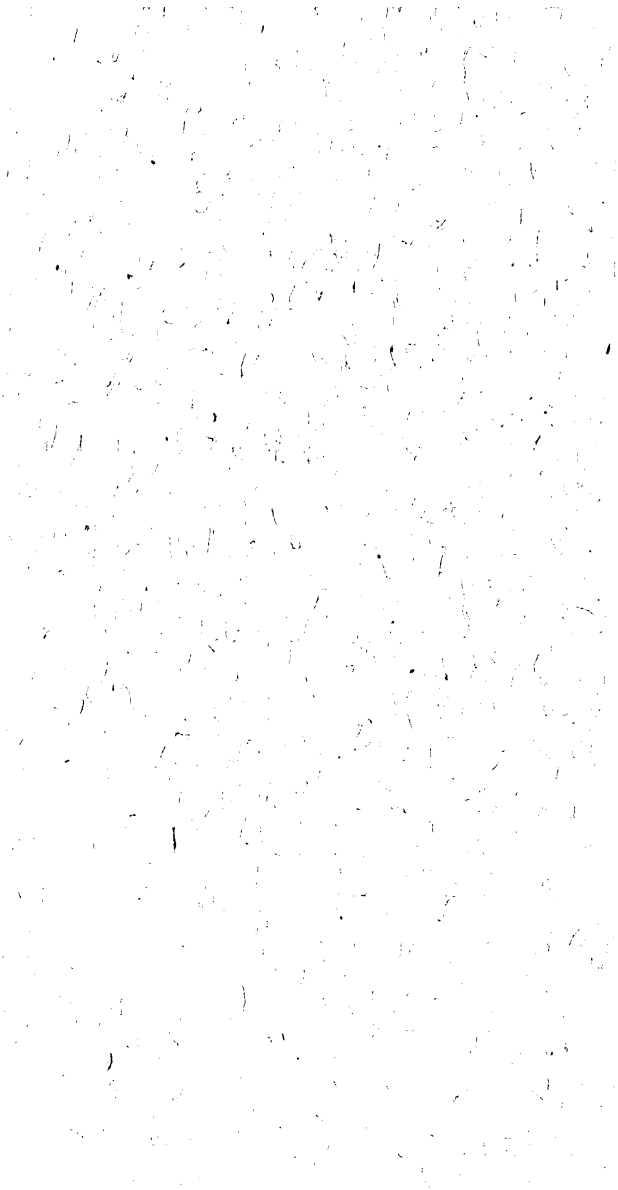
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577120 8





THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

G.W. RABENER.
Anton Graff pxit.
D. Berger sc. Berolini. 1777.

Gottlieb Wilhelm Rabeners
sämmtliche
Schriften.

Sechs Theile.

Leben des Verfaßers.

Leipzig, 1777.
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preuß. und Churfürstl. Sächsischen allergnädigsten Privilegien.

Wir JOSEPH der andere von Gottes
Gnaden Erwählter Römischer Kayser,
allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien
zu Jerusalem König, Mit-Regente und Erb-
nfolger der Königreiche Hungarn, Böheim,
matien, Croatien, und Slavonien, Ertz-Her-
zu Oesterreich, Herzog zu Burgund und
hringen, Groß-Herzog zu Toscana, Groß-
ſt zu Siebenbürgen, Herzog zu May-
und Bar, Gefürsteter Graf zu Habs-
g, Flandern und Tyrol, ꝛc. ꝛc. Bekennen
tlich mit diesem Brief, und thun Kund aller-
niglich, daß Uns die Wittwe, Dyck, Buch-
dlerin zu Leipzig, allerdemüthigst zu vernehmen
n laßen, was Gestalten sie entschlossen seye,
tlieb Wilhelm Rabeners sämtliche Schriften,
t dem Leben des Verfassers von C. F. Weiße,
Sechs octav-Bänden im Druck herauszuge-
Weilen aber sie besorge, daß ihr sothane
riften von gewinnsichtigen Leuthen unter ver-
denen Formaten nachgedrucket, und dadurch
n Schaden versezet werden mögte; Als bit-
Uns dieselbe demüthigst, daß Wir ihr, und
Erben über solches Werk Unser Kayserli-
Privilegium impressorium auf zehen Jahre
zu

zu ertheilen gnädigst geruhen mögten. Wann Wir nun gnädiglich angesehen solche der Supplicantin demüthigst-ziemliche Bitte; So haben Wir derselben und ihren Erben die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun auch solches hiermit wissentlich, in Kraft dieses Briefes, also und dergestalten, das Eingangs ermelte Wittib, Dyck, und ihre Erben, vorgedachte Schriften in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder ausgeben, feil haben, und verkauffen lassen, auch ihnen solches Niemand ohne ihren Consens, Wissen und Willen, innerhalb denen nächsten zehen Jahren, von dato dieses Briefs anzurechnen, im heiligen Römischen Reich nachdrucken und verkauffen, viel weniger etwas daraus nehmen, und zusammentragen solle, weder in kleiner noch größerer Form, unter was gesuchtem Schein das immer geschehen mögte. Und gebieten darauf allen, und jeden Unseren und des heiligen Reichs Unterthanen und Getreuen, insonderheit aber allen Buchführern, Buchdruckern, Buchbindern, und Buchhändlern, bey Vermeidung Sechs Marck löthigen Goldes, die ein jeder, so offt er freventlich hiewider thäte, Uns halb in Unsere Kayserliche-Kammer,

und

und den andern halben Theil obbedachter Wittib, Dyck, oder ihren Erben, unnachläßig zu bezahlen verfallen ſeyn ſolle, hiermit ernſtlich, und wollen, daß ihr, noch Einiger aus euch ſelbſt, oder jemand von euretwegen obangeregte Schrifften, innerhalb deren obbeſtimmten Zehen Jahren nicht nachdrucket, diſtrahiret, feil habet, umtraget, oder verkauffet, noch auch ſolches anderen zu thun geſtattet, in keine Weiß noch Wege, alles bey Vermeidung obbeſtimmter Strafe der Sechs Marck löthigen Goldes, auch Verlehrung deſſelben eueren Druckes, den vielgedachte Dyck, und ihre Erben, oder deren Befehlshabere, mit Hülff und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo ſie dergleichen bey euch und einen jeden finden würden, alſogleich aus eigenem Gewalt, ohne Verhinderung männiglichs, zu ſich nehmen, und darmit nach eigenem Gefallen thun und handlen mögen; jedoch ſolle mehr ernannte Dyck, und ihre Erben, ſchuldig und verbunden ſeyn, von mehr ernannten Schrifften die gewöhnliche Fünff Exemplarien zu Unſerem Kayſerlichen Reichs-Hof-Rath bey Verluſt Unſerer Kayſerlichen Freyheit zu liefern, und dieſes Priuilegium anderen zur Nachricht und Bewarnung dem Buch vor-

an-

andrücken zu laſſen. Mit Urkund dieſes Briefs beſiegelt, mit Unſerm Kayſerlichen aufgedrucktem Secret-Inſiegel, der geben iſt zu Wien den Zehenden Januarii, anno Siebenzehen Hundert Acht und Siebenzig, Unſers Reichs im Vierzehenden.

Joſeph *mppr.*

(L. S.)

Vt R. Fürſt Colloredo *mppr.*

Ad Mandatum Sac. Cæſ. Majeſtatis proprium.

Andreas Edler von Stock *mppr.*

Leben und Charakter des Verfaſſers

von

C. F. Weiße.

(Geſchrieben im November 1771.)

Deutſchland hat vor kurzem zween ſeiner verdienſtvollſten Männer und ſeiner vorzüglichſten Schriftſteller verloren. Gellert und Rabener — Wer kennt nicht dieſe Namen, wer vereiniget ſie nicht, als die Namen zweyer Freunde, die gemeinſchaftlich und mit Glücke arbeiteten, ihr Vaterland in ſeiner eigenen Sprache zu ergötzen, zu bekehren und zu beſſern? Ohne Zweifel ſind dieſer beiden Männer Schriften mit dem allgemeinſten Beyfalle geleſen worden, und haben das allerunverſtellteſte Lob erhalten. Man darf ſich darüber nicht wundern. Ihre Schönheiten ſind nicht von

der versteckten Art, die nur wenige empfinden, die übrigen Leser aber, wenn sie dieselben loben sollen, auf Treue und Glauben annehmen müssen: sondern so offenbar, so leicht zu finden, so der gemeinsten Fassung gemäß, daß jeder Leser auch gültiger Richter derselben seyn kann. Aber das Vergnügen ist ein zu kleiner Zweck für einen edelgesinnten Schriftsteller. Er will auch nützlich seyn. Wirklich arbeiteten beide für die Verbesserung ihrer Leser, wann schon nicht beide auf gleiche Weise. Thorheiten sind oft den Lastern ähnlich, entspringen aus denselben, oder führen auf sie. Wer seine Mitbürget von jenen befreyen will, muß auch diese zugleich angreifen: und indem Rabener bloß das Unschickliche und Ungereimte im Betragen dem Gelächter blosstellete, so machte er auch zugleich das Boshafte und Widersinnige des Charakters verhaßt.

So verschieden auch der persönliche Charakter ist, auf welchen ihre Schriften schließen lassen: so kommen sie doch darinn überein, daß sie beide strenge in ihren Pflichten waren, beide Wahrheit, Religion und Tugend liebten. Dem gemeinen Haufen, welcher Dinge und Menschen nur nach dem Schalle der Namen, die man ihnen giebt, und nach den ersten Begriffen beurtheilet, die er

von

von diesen Namen hat, kann die Vergleichung eines geistlichen Liederdichters und eines beißenden Satyrenschreibers, eines ernsthaften Predigers der Sittenlehre und eines lachenden Sittenrichters anstößig seyn. Aber der Mann von Verstande wird wissen, daß der üble Ruf, in der seit langer Zeit die Satyrenschreiber stehen, entweder bloß von der wirklichen Bösartigkeit einiger wenigen Schriftsteller dieser Art, oder von dem allgemeinen Unwillen der Menschen über diejenigen herkomme, die etwas an ihnen tadeln und noch dazu lächerlich machen wollen. Der Vorwurf mochte wirklich in verschiedenen Fällen wahr seyn. Diejenigen, welche einzelne Personen lächerlich machten, um ihnen zu schaden, oder sie zu erniedrigen, oder diejenigen, die die Menschen überhaupt lächerlich machten, weil sie sie verachteten, diese konnten keine gute Menschen seyn, konnten keine Liebe verdienen, wenn man auch ihre Talente bewundern mußte. Aber Rabeners Satyre ist eigentlich von dem Fehler der Persönlichkeit so frey, als nur immer eine Satyre davon frey seyn kann. Wenig andere Satyrenschreiber, außer ihm, lassen sich ohne Anekdoten, ohne Schlüssel verstehen. Bey ihm darf man nur den Menschen überhaupt und sich selbst kennen. Zwecklos wendete er niemals

den Spott, den er in seiner Gewalt hatte, dazu an, dasjenige Ungereimte lächerlich zu machen, das wegen der zu nahen Verbindung mit dem Verehrungswürdigen geschont werden muß. Endlich liebte er überhaupt als Mensch und als Schriftsteller die Tugend. Er huldiget ihr bey jeder Gelegenheit: er verräth überall, daß er nicht bloß die Thorheit und die Bosheit, sondern auch die Weisheit und Rechtschaffenheit bemerket hatte. Man höre ihn selbst, was er von einem satyrischen Schriftsteller fodert, und darnach beurtheile man das, was er geleistet hat. »Wer den Namen eines Satyrenschreibers verdienen will, sagt er, »dessen Herz muß redlich seyn. Er muß die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund »des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige »der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach »der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und »das Ansehn der Obern das Heiligste seyn. Die »Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm »der schrecklichste Gedanke. Er liebet seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft; so liebt »er den Mitbürger doch, und verabscheuet den »Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne »der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist, und nach

»tugend.

»tugendhaft werden kann. Er muß eine edle »Freude empfinden, wenn er ſieht, daß ſein Spott »dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und »einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich »und laſterhaft zu ſeyn. Er muß die Welt und »das ganze Herz der Menſchen, aber vor allen »Dingen muß er ſich ſelbſt kennen. Er muß lieb»reich ſeyn, wenn er bitter iſt. Er muß mit einer »ernſthaften Vorſicht dasjenige wohl überlegen, »was er in einen ſcherzhaften Vortrag einkleiden »will.«

Der Mann, der ſich dieſe Pflichten anlegen, der ſie erfüllen konnte, mußte ein hochachtungswürdiger Mann ſeyn. Nicht bloß eine Menge vereinigter Talente, ſondern auch Menſchenliebe und Wohlwollen; aber auch Muth, mit einem Worte, Tugend gehöret dazu, wenn ein ſolcher Mann ſoll gebildet werden. — Es ſind drey ſchwere Fragen, die Rabener jedem Satyrenſchreiber an ſich zu thun vorlegt. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unſern Feind zu beſſern? Hat er die Fehler auch wirklich an ſich, die wir lächerlich machen? — Unſer Rabener konnte ſie alle von ſich bejahen. Ich habe ſchon bemerkt, daß unter allen Satyren der alten und neuen Zeit, die ſeinige am wenigſten perſönlich war. Es iſt

in der That keinem, der die Natur in irgend einer Art schildern will, möglich, ohne alles Original zu schildern. Der Stoff muß nothwendig aus dem wirklichen Leben hergenommen seyn, wenn er auch durch die Zusammensetzung neu wird. Also war es ohne Zweifel ein gewisser Geiziger, ein gewisser Pedant, der ihn auf den Charakter selbst aufmerksam gemacht und ihm die ersten Züge desselben gelehrt hatte. Aber einmal schrieb er nicht eher, als nachdem er viele solche Züge aus verschiedenen Fällen gesammelt und die Fälle selbst vergessen hatte. Ueberdieß, wo er auch sich der Person oder der Begebenheit noch bewußt war, die zu der Schilderung Anlaß gegeben hatte: so vermischte er doch die Züge, die er von ihr nahm, mit so vielen andern, die bloß aus der allgemeinen Kenntniß des Charakters genommen waren, daß weder er, noch die übrigen die Person unter dem idealen Bilde erkannten. »Die Charaktere »meiner Thoren, sagte er, sind allgemein: nicht »ein einziger ist darunter, auf welchen nicht zehn »Narren zugleich billig Anspruch machen können. »Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, so »nehme ich die unverschämte Stirne von Baven, »die stolzen Augenbrauen von Mäven, die vor»nehm dummen Blicke vom Gargil, die aufgebla»senen

»ſenten Backen vom Kriſpin, die trotzige Unterlep»pe vom Kleanth, den aufgeblaſenen Bauch von »Adraſten, den gebietriſchen Gang vom Neran; »und aus dieſen ſieben ſchaffe ich einen hochmüthi»gen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und »Mäv, können die übrigen ſagen, daß ich ſie ge»zeichnet habe? Suffen wird auch noch leben, »wenn ſie alle todt ſind, und ein jeder von ihnen »wird wohl thun, wenn er ſich diejenigen Fehler »abgewöhnt, welche er in dieſer Kopie lächerlich »findet.«

Die Satyre alſo war nicht in ſeiner Hand ein Werkzeug, mit welchem er ſich vertheidigen oder andere angreifen wollte. Er hatte keinen Feind, den er verächtlich zu machen ſuchte, keinen Gegner, an deſſen Demüthigung ihm etwas wäre gelegen geweſen. Er nahm ſich nicht, wie viele Schriftſteller dieſer Art, gewiſſe, auch wirklich verachtungswürdige Leute zum Ziele, auf die er ſeine Pfeile abdrückte. Er ſtritt nicht mit dem Menſchen, er ſtritt nur mit der Thorheit und dem Laſter. Selbſt dasjenige, was dem Charakter eines ehrlichen Mannes, der das Lächerliche und Ungereimte ſo leicht bemerkt, am gefährlichſten ſeyn kann, nämlich, daß er den Menſchen nach und nach geringe zu ſchätzen anfängt, wenn er der

Thorheiten so viele, und selbst bey den Weisen gesehen hat: diese Verachtung gegen das menschliche Geschlecht, mit welcher Wohlwollen und Güte nicht bestehen können, war weder in Rabeners Charakter, noch in seinen Schriften. Seine Satyre ist lachend, scherzhaft, nicht bitter; und er selbst war gewiß im Stande, dieselbe Person, an der er vielleicht sehr lächerliche Fehler bemerkt hatte, zugleich von ganzem Herzen hochzuachten, wenn sie im übrigen wahre Verdienste besaß. Auch weiß ich mich nie zu erinnern, daß es iemals Jemand gewagt hätte, von irgend einer Stelle in seinen Satyren öffentlich eine Deutung zu machen. Diejenigen, welche dieß zuweilen aus einem dem menschlichen Herzen sehr gewöhnlichen Vorwitze versuchten, wurden immer durch die folgenden Züge der Satyre selbst, die schlechterdings bey Einer Person nicht zusammen kommen konnten, widerlegt: und zuweilen brauchte Rabener selbst einen kleinen Kunstgriff, sie zu beschämen. Wie sinnreich wurden einst diese Deuter durch das siebzehnte Blatt im Jünglinge hintergangen, das einer seiner Freunde nach seiner Anlage verfertiget, wo ihnen im ein und zwanzigsten gezeigt wurde, daß die in jenem entworfenen Schilderungen lange vor den Personen, auf die sie konnten gedeutet

werden,

werden, da gewesen, und von alten und neuen Schriftstellern erborgt waren. Noch mehr überraschte er sie durch das Mährchen vom ersten April. Alles war im Aufruhr, als man unter den satyrischen Gemälden so gar die vermeynten Anfangsbuchstaben der lächerlich gemachten Personen fand. Ich bin ein persönlicher Zeuge von Gesellschaften gewesen, wo der ganze Abend damit zugebracht wurde, zu jedem Buchstaben den Namen zu finden, und man fand in der That Namen zu jedem, und mehr als Einen Namen zu einigen. Hätte man Rabenern für den Verfasser gehalten; so hätte man gewiß nicht erst Deutungen versucht: denn ihn kannte man schon, und man erwartete keine persönliche Satyre von ihm. Aber er hatte sich vollkommen zu verbergen gewußt. Man hielt das Stück für die erste Geburt eines jungen vortrefflichen Kopfs, der seine Talente mißbrauchte, bis Rabener mit dem Schlüssel hervortrat, und den voreiligen Deutern durch die Anfangsbuchstaben, die sie hatten erklären wollen, die Lehre gab:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Persius.

Doch

Doch, welches die gewöhnlichſten Mißbräuche der Satyren ſind, und derer, die ſie leſen; die Abſichten, welche man ſich dabey vorſetzen ſoll, und die Art, wie man dieſe erreichen kann, mit einem Worte, alle Regeln, nach denen unſer Rabener muß beurtheilet werden, und nach welchen er ein ſo ſchätzbarer Mann und ſo berühmter Schriftſteller worden iſt, hat er ſelbſt in ſeiner Abhandlung, von dem Mißbrauche und der Zuläßigkeit der Satyre auseinander geſetzt. Man ſieht aus dieſer Schrift, daß er ſeine Pflicht im ganzen Umfange kannte, und aus ſeinen übrigen, wie genau er ſie beobachtet hat. »Einen ſo mo»raliſchen Satyriker kenne ich nicht,« ſagt der fromme Verfaſſer der Schrift, die den Titel führt: geheimes Tagebuch. »Bey aller Laune ſieht »man es ihm doch immer an, daß gute Abſichten »ihn leiten. Wie ſehr ſcheint er mir hierinnen »Swiften zu übertreffen!«

Seine Abſichten waren alſo lauter. Das Gute zu befördern, die Tugend, die geſunde Vernunft und die Religion zu empfehlen, ein anſtändiges, würdiges Betragen allgemeiner zu machen, die Pedanterey der verſchiedenen Stände zu mindern, ſo wohl Kleinigkeiten, die über die Gebühr geſchätzt, als auch wichtige Dinge, die in Verachtung

tung gerathen, wieder auf ihren Werth zu ſetzen; kurz, die Vollkommenheit, und mithin die wahre Glückſeligkeit des Menſchen war der Zweck ſeiner Werke. Aber war ſie auch die Wirkung derſelben? Ich glaube es; ſo weit als ſie überhaupt die Wirkung einer menſchlichen Bemühung ſeyn kann. Keine, weder die ernſthafte, noch die ſcherzende Moral kann gewiß ſeyn, daß ſie die Sitten beſſert. Dieß iſt allein das Werk einer höhern Macht und des Menſchen ſelbſt. Aber das kann ſie hoffen, daß ſie die Beſſerung veranlaſſet, indem ſie vielleicht lange zuvor, ehe die Aenderung geſchieht, dem Menſchen die Gedanken und Betrachtungen beybringt, die bey ihm durch beſondere Umſtände, aber doch erſt mit der Folge der Zeit, wirkſam und zu ſeiner Beſſerung kräftig geworden ſind. Weder das Schauſpiel, noch die Satyre beſſer auf der Stelle. Es iſt ohne Wunderwerk nicht möglich, daß man als ein Narr zu leſen anfangen und als ein Weiſer aufhören ſollte. Alle Aenderungen in der menſchlichen Natur geſchehen durch Stufen, nach und nach. Viele Urſachen müſſen dabey zuſammen kommen; aber zu dieſen gehöret doch vornehmlich der ſittliche Unterricht, und derjenige gewiß am meiſten, der am meiſten Aufmerkſamkeit erwekt, das heißt, der nicht ohne Vergnügen vernommen

nommen wird. Wenn man inzwischen gewisse Fehler oder Thorheiten, die dazumal, als der Verfasser schrieb, noch sehr gewöhnlich waren, sich verlieren, oder doch seltener werden sieht, wenn man sich gewisser Dinge itzt schämet, aus denen man sich zu derselben Zeit eine Ehre machte; sollte man es bloß der Mode, die oft neue Fehler, neue Thorheiten in die Stelle der alten setzt, zuschreiben, und den Sittenlehrern gar kein Verdienst beymessen? Das heißt in der That sichtbare Ursachen leugnen, um verborgene aufsuchen zu können. Wenn die Vorstellungen des Schadens oder des Ungereimten, das aus gewissen Handlungen entspringt, gar keinen Einfluß auf den Menschen hätten, wenn er sich weder durch die ernsthafte Folge jener Thorheiten, noch durch ihre lächerliche Ungestaltheit abschrecken ließe; was könnten überhaupt Unterricht, Beyspiele, Gesetze, was könnte ein Mensch zur Besserung eines andern thun? — Ich schreibe in der That den Rabenerischen Satyren die Abstellung manches Fehlers zu, der itzt nicht mehr unter uns herrscht, und der sonst geherrschet hat.

Den Charakter der Rabenerischen Satyre zu schildern, würde überflüßig seyn, nachdem es schon Herr Professor Ramler in seiner Einleitung in die

schönen

en Wiſſenſchaften nach dem Batteux auf eine
ethan hat, zu der nichts hinzuzuſetzen übrig
t. »Rabener, dieſer Lieblingsautor unſers Lan-
, ſagt er, hat in Proſe gedichtet, wie Lucian und
ift. Ein lachender ſatyriſcher Genius, mehr
Salz, als voll Bitterkeit, männlich ſchön in
er Schreibart, gerecht und lehrreich in ſeinem
del, ganz unerſchöpflich in ſeinen Erfindun-
. Welche Gallerie von Bildern, welche Ver-
edenheit von Charakteren in ſeinem Swifti-
n Teſtamente, in dem Mährchen vom erſten
il, im deutſchen Wörterbuche, in der Chro-
: und Todtenliſte, in den Sprüchwörtern des
ſa, und beſonders in den Briefen, die er
ſonen von allen Ständen und Charakteren in
Feder legt! — — Wir empfehlen ihn un-
Leſern, als einen Autor, der, wie Moliere,
r als Eine Klaſſe von Zuſchauern zu vergnü-
, mehr als Eine Fähigkeit des Verſtandes zu
uſtigen, und mehr als Eine Art der Thorheit
beſtrafen weiß.« —

Warum hat uns doch ein ſo vortrefflicher
riftſteller nicht mehr liefern können! Nach dem
thume ſeines Witzes, nach dem Umfange ſei-
Kenntniſſe und der Scharfſinnigkeit ſeines Beo-
tungsgeiſtes, war er es im Stande, und

ganz gewiß würde er uns noch weit wichtigere Auftritte der menschlichen Thorheiten gezeiget, und das dem Publico in seinem Abschiede an dasselbe versprochene Vermächtniß nicht entzogen haben, wenn er nicht seiner Schriften durch einen unglücklichen Vorfall wäre beraubt worden.

Obgleich das Leben eines Gelehrten, oder eines Mannes, der in bürgerlichen Aemtern gestanden hat, keine großen und sehr abwechselnden Begebenheiten enthält, die die Neugier an und für sich reizen; so sind doch die Umstände eines Mannes von vorzüglichen Gaben und eines Schriftstellers vom ersten Range, so geringe sie auch scheinen mögen, immer für die Leser seiner Schriften wichtig. Die Achtung und die Neigung, die man für den Mann hatte, erregt natürlicherweise die Wißbegierde, auch in Ansehung seiner Geburt, seiner Erziehung, seiner Glücksumstände und seiner Lebensart. Ueberdieß werden die Schriften eines Mannes doch in gewisser Maaße besser verstanden, und mit weit mehr Nutzen gelesen, wenn man seinen persönlichen Charakter und die Begebenheiten weiß, durch die er ist gebildet worden. Die Umstände, die wir von Rabenern erzählen können, sind nur allgemein, und werden eben deswegen vielleicht weniger den Wunsch der Leser be-

friedi-

friedigen, oder unsere Absicht erreichen lassen. Aber ihre Erzählung wird uns wenigstens lebhafter wieder an den schätzbaren Mann erinnern, wenigstens unsern Lesern zeigen, wie gut der witzige Schriftsteller mit dem arbeitsamen Bürger bestehen könne.

Gottlieb Wilhelm Rabener wurde den 17ten September 1714 zu Wachau, einem Rittergute unweit Leipzig geboren. Sein Vater, Justus Gottlieb Rabener, war damals Besitzer desselbigen und zugleich Anwald im Leipziger Oberhofgerichte, ein Mann von vieler Lebhaftigkeit, obgleich nicht selten hypochondrischen Anfällen ausgesetzt. Bis in das vierzehnte Jahr genoß er daselbst des Unterrichts eigner Lehrer, und unter diesen namentlich der Aufsicht des noch itztlebenden Stadtpredigers in Dresden, Herrn M. Grenzens, der nachher sein Beichtvater war, und sich durch verschiedene gelehrte Schriften bekannt gemacht hat. Im Jahre 1728 gieng er auf die Landschule nach Meißen, wo vormals sein Großvater väterlicher Seite, M. Justus Gottfried Rabener, als Rektor gelehret hatte. Für diesen hatte er eine vorzügliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus seinem Bildnisse und seinen Schriften kannte. Er fand hier unter anderii seiner Mitschüler den Herrn

M. Grabener, itzigen sehr verdienten Rektor an der Schulpforte, einen Verwandten, dem er seine Ergebenheit durch das Vermächtniß seines sämmtlichen Vermögens zu erkennen gegeben, den noch lebenden Herrn Professor Gärtner in Braunschweig und den seligen Professor Gellert. Mit diesen errichtete er eine genaue Freundschaft, die auf der Universität fortgesetzt wurde, und bis an seinen Tod dauerte. Rabener wurde von Gellerten als Freund geliebt, als Schriftsteller hochgeschätzt, als ein äußerst brauchbarer und geschäfftiger Mann bewundert. Oft sprach derselbe von ihm in seinen Lehrstunden, als von einem vorzüglichen Beyspiele, daß der strengste Fleiß in Geschäfften, selbst in trocknen und mühsamen Geschäfften, mit der größten Munterkeit des Geistes und dem lebhaftesten Witze sich vertrage. Gellert, der ernsthafte, leidende Gellert, wurde auch noch in seinen letzten Jahren von dem Scherze seines Freudes aufgeheitert. Sie erinnerten sich beide, wann sie sich von Zeit zu Zeit wieder sahen, ihrer ersten jugendlichen Verbindungen und Begebenheiten. Rabener erzählte sie mit seiner gewöhnlichen Laune und einem scherzhaften Muthwillen, und Gellerts eigne Munterkeit wurde dadurch wieder erweckt. Darüber entspann sich ein kleiner freundschaftlicher Streit

zwischen

zwischen ihnen; sie erneuerten die Zeit ihrer Jugend, und Gellert kam immer mit einem entwölkten und lächelnden Gesichte wieder von ihm.

Nachdem er die gewöhnlichen sechs Jahre in Meißen zugebracht hatte, kam er 1734 auf die Universität nach Leipzig zurück, wo er ein paar Jahre darauf seinen Vater verlor. Hier bauete er auf den seinen Grund, den er auf der Schule gelegt hatte, und bediente sich in jedem Theile der Litteratur der vorzüglichsten Lehrer. Sein Hauptstudium war inzwischen die Rechtsgelehrsamkeit, worinnen er einen so guten Fortgang machte, daß er 1737 unter dem Herrn D. Hommel eine selbst verfertigte Streitschrift, de mitiganda furti poena ob restitutionem rei ablatae, öffentlich vertheidigte. Da er sich auch gern in praktischen Dingen, und hauptsächlich in solchen, welche die Landesverfassung betreffen, umsehen wollte, so begab er sich oft zu dem damaligen Kreys-Landsteuereinnehmer Lazer: dieser machte ihm Lust zur Kenntniß der Steuersachen, und verschaffte ihm auch Gelegenheit dazu. In kurzem brachte er es darinnen zu einer solchen Wissenschaft und Fertigkeit, daß er alle dahin einschlagende Arbeiten kannte und mit Leichtigkeit und Vergnügen verrichtete. Rabener war für Geschäffte gemacht. Er faßte

eine Sache leicht, übersah vieles mit Einem Blicke, und konnte geschwind die Hauptsachen von den Nebensachen, das Nothwendige von dem Entbehrlichen unterscheiden. Er vollbrachte deswegen in kurzer Zeit mehr, als viele bey einem ängstlicherm Fleiße in weit längerer zu thun vermögen. Unter diesen ernsthaften Geschäfften, die er zu seinem Berufe gemacht hatte, vergaß er nicht die Musen. Sie waren überall seine liebsten Begleiterinnen, und versüßten ihm die trockenen Arbeiten seiner Lebensart. Er machte sich bald durch seinen Witz und lebhaften Verstand bekannt, und alles, was nur Geschmack liebte, drang sich zu ihm, und suchte seine Freundschaft.

Mit dem Julius des 1741sten Jahres fieng der Herr Professor Schwabe seine witzige Monatsschrift, die Belustigungen des Verstandes und Witzes, an, ein Journal, das zur Aufnahme des Geschmacks in der Poesie und Beredtsamkeit viel beygetragen, so unvollkommen und ungleich auch die Aufsätze noch dazumal seyn mußten. Es gab vielen jungen guten Köpfen Gelegenheit, sich zu versuchen, reizte die Leser durch seine Mannichfaltigkeit, und vermehrte also die Zahl und den Eifer der deutschen Leser und Schriftsteller. Hier that sich Rabeners satyrische Laune zuerst hervor.

Von

Von der Mitte des Jahres 1741 bis zur Mitte des Jahres 1744 war er ein Mitarbeiter davon. Es erschienen darinnen verschiedene größere und kleinere Aufsätze von ihm, die itzt den ersten Band seiner Satyren ausmachen. Der Charakter und Werth dieser Schriften ist bekannt. Der Inhalt ist nicht immer für alle Stände gleich lehrreich: denn die Thorheiten sind nur aus gewissen Ständen genommen, und der Gelehrtenstand, den er dazumal am meisten kannte, hat dazu die meisten hergegeben. Viele derjenigen Fehler, über die er spottet, sind nicht mehr, oder nicht auf dieselbe Weise vorhanden. Ueberdieß sind gewisse satyrische Gemälde von ihm zu Gemeinörtern aller folgenden Wochenblätter und Satyren geworden: daher thun sie nicht mehr dieselbe Wirkung auf alle Leser, als bey ihrer ersten Erscheinung. Die Züge sind freylich, um sie lächerlich zu machen, verstärkt, aber nicht so sehr, daß sie das Bild unkenntlich machen sollten. Viele Vorstellungen und der ganze Ausdruck sind in hohem Grade lustig. Ueberdieß ist die Schreibart nicht bloß rein, sondern auch gedrängt und genau; ein Vorzug, der dem größten Theile unsrer ersten Prosaisten fehlte. Noch befindet sich in eben diesen Belustigungen ein scherzhaftes Gedicht von ihm, schon im Jahre

1737 verfertiget, Beweis daß die Keime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind, welches itzt die ersten Seiten seines zweyten Bandes einnimmt. Nach diesem zu schließen, würde er kein mittelmäßiger Dichter geworden seyn, und leicht ein zweyter Horaz, wenn er sich des Verses in seiner Satyre bedienen wollen. Er ist durchgängig wohlklingend und kräftig. Mit wie vieler Laune charakterisiret er z. B. die Lohensteinische Schreibart:

Will ein erhabner Geist, ein zweyter Lohenstein,
Der Phöbus Hofpoet und erster Günstling seyn,
Und der genannten Zahl mit reingewaschner Lippe,
Im gläserhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch streun; bricht sein erhitzter Muth,
Beschwängert von der Kunst, durch Flammen, Blitz und Gluth;
Ruft er die Schwefelbrunst der donnerharten Flammen,
Und ruft Mägerens Zunft, und ruft den Styx zusammen:
Tanzt er auf Stelzen her, wann er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunst des Herzens Marmor schmelzt;

Läßt

Läßt er rund um ſich her des Unglücks Nordlicht glänzen:
Lacht er in Gleichniſſen, ſeufzt, Chrien, weint Sentenzen!
So kömmt ein Zoilus, und ruft: der Dichter ſchwillt!
Sein ganzer Vers ein Rauch, ſein Kopf mit Dunſt erfüllt.
Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
Im Paroxyſmus ſingt, und Oden phantaſiret, u. ſ. w.

Die Beluſtigungen brachten noch einen andern Vortheil. Unſre beſten jungen Köpfe arbeiteten daran, und viele derſelben verbanden ſich dadurch zu einer noch genauern Freundſchaft. Viele von ihnen waren, ob ſie gleich die Beluſtigungen, als die erſte deutſche Schrift dieſer Art, für ein dem deutſchen Witze ſehr nützliches Journal erkannten, dennoch ſchon vom Anfange her darüber mißvergnügt geweſen, daß ſo wohl nicht wenige, und noch darzu gar unſchmackhafte Streitſchriften eine Aufnahme darinnen gefunden, als auch überhaupt in den Aufſätzen nicht eine ſtrengere Wahl beobachtet würde. Mit den häufigen und immer härtern Anfällen, welche beide Urſachen den Beluſtigun-

gen zuzogen, wuchs natürlicherweise das Mißvergnügen. Verschiedene, unter denen sich auch Rabener befand, trugen, mit Anführung dieser Gründe, bey dem Herausgeber an, daß mit dem sechsten Bande dieses Journals geschlossen, und bey eben demselben Verleger ein neues von gleicher Art möchte angefangen werden, zu welchem auch sie ihre Arbeiten beyzutragen sich erboten, wenn dabey, in Absicht auf diese beiden Punkte, eine andere Einrichtung getroffen würde. Der Herausgeber willigte darein. Alle Mitarbeiter wandten, nach dem Maaße ihrer damaligen Einsichten und Fähigkeiten, ihren Fleiß an, vorzüglich gute Stücke in diesen Band zu verfertigen, damit er wenigstens gegen die vorhergehenden sich ausnähme, und sie mit Ehren schlössen. Rabener ließ es an seiner Seite an vielen Ermunterungen nicht fehlen, welches ohnedieß seine Gewohnheit war, weil er sich des deutschen Witzes und der Monatsschriften, in die er arbeitete, mit einem sehr patriotischen Eifer annahm. Er faßte bey dieser Gelegenheit den Entschluß, eine Schrift unter dem Titel: Vorlesungen eines Professors von Oczakov, über die Belustigungen im Jahre 1844 gehalten, demselbigen Bande anzuhängen. Dieses sollte gleichsam eine Kritik und Vertheidigung der Belustigungen, beides

beides zugleich, und zwar in einer satyrischen Schreibart seyn: schlechten Stücken durch einen satyrischen Zug das Urtheil sprechen, und unbillige Anfälle mit einem eben so lachenden Spotte abweisen. Er hatte dabey viele Satyren auf unächte Kritiker, und ihre Art, die alten Autoren zu behandeln, oder vielmehr zu mißhandeln, desgleichen auf geschmacklose Alterthumsforscher angebracht. Denn er wollte auf eine gleiche Weise, als von ihnen öfters bey den Werken des Alterthums geschehen, auch bey den Belustigungen verfahren. Da der Bär, das Breitkopfische Buchdruckerzeichen, zu vielen ungesalznen Scherzen über die Belustigungen Anlaß darbieten müssen, so hatte sich auch hier der Verfasser die Gelegenheit, dieselben zu rügen, durch die Erfindung zubereitet, daß aus dem Schutte eines Hauses ein Bär, das Schild des Breitkopfischen Hauses in Leipzig, hervorgezogen worden. Der ozacovische Herr Professor ließ sich darüber in gar gelehrte Discussionen ein, und versuchte, ob er dadurch verschiedenen ihm dunkeln Stellen aus Schriften derselben Zeit, die bey Gelegenheit der Belustigungen, auf einen Bär anspielten, ein Licht anzünden könne, fand aber beym Schlusse, daß seine Bemühungen hierinnen wohl vergeblich seyn möchten, weil er nicht im

Stande

wäre, eine vernünftige Verbindung zwischen den Beluſtigungen und dem Bäre auszudenken. Schon war Rabener in ſeiner Arbeit weit gekommen, als der Entſchluß, die Beluſtigungen nicht weiter fortzuſetzen, geändert wurde. Rabener hörte alſo damit auf, nützte verſchiedene Stellen und einzelne ſatyriſche Züge in ſeinen folgenden Aufſätzen, und vertilgte ſeine Vorleſungen.

Indeſſen hatte ſich Gärtner, als der Urheber dieſes Anſchlages, und mit ihm Cramer und Adolph Schlegel, zur Verfertigung einer ſolchen Monatsſchrift, wie ſie die neue Fortſetzung der Beluſtigungen eingerichtet zu ſehen gewünſchet, vereiniget, und da ſich von ungefähr ein bremiſcher Buchhändler zum Verleger darbot, ſo wählten ſie dieſen um ſo viel lieber, weil ſie auf dieſe Art, wie ihre Abſicht war, deſto leichter verborgen zu bleiben hofften. Die Geſetze, die ſie dabey zum Grunde legten, und die der Herausgeber ſelbſt in Vorſchlag brachte, können denjenigen zum Muſter dienen, die eine Monatsſchrift dieſer Art unternehmen wollen. Der Herausgeber ſolle bloß die Angelegenheiten mit dem Verleger beſorgen, aber außerdem, in Abſicht auf die einzurückenden Arbeiten, vor ſeinen Mitarbeitern kein Recht voraus haben, und ſeine eignen Stücke gleicher Kri-

tik

ſt und Entſcheidung, als die übrigen, unterwerfen; kein Mitarbeiter ſolle ohne Bewilligung der andern dazu gezogen werden; kein Aufſatz eines Mitarbeiters aber einen Platz finden, wenn nicht die meiſten Stimmen dafür ausgefallen; alle Mitarbeiter ſollen jedes Stück kritiſiren, und wenn ſich einer nicht entſchließen könnte, die von den meiſten Stimmen verurtheilten Stellen wegzuſtreichen, oder zu ändern, ſolle es zwar bey ihm ſtehn das Stück ganz zurück zu behalten, aber doch daſſelbe, ſo lange es nicht nach der Entſcheidung der meiſten geändert worden, vom Journale ausgeſchloſſen bleiben; daß mit den eingeſandten Stücken ebenfalls nach der Entſcheidung der meiſten müſſe verfahren werden; und endlich, weil damals viele Leſer gewohnt waren, bloß aus dem untergeſetzten Namen auf den Werth oder Unwerth eines Aufſatzes zu urtheilen, daß keinem Stücke der Name ſeines Verfaſſers beygefüget werden ſolle. So bald mit dem Verleger alles in Richtigkeit gebracht war; ſo wurde Rabenern die Entdeckung davon gemacht, der ſich ungemein darüber freuete, und dieſer kleinen Geſellſchaft beytrat. Man geſellte ſich hierauf auch Schmidten von Lüneburg, Eberten und Zacharia zu. Anfangs war auch Mylius unter dieſen: aber ſie fanden bald,

daß

gen Zeitpunkt in unserer Litteratur aus, weil der Beyfall, mit dem sie aufgenommen wurde, das Studium unserer Sprache und die Begierde, durch deutsche Schriften Ruhm zu erwerben, weit allgemeiner machte. Von dieser Zeit an ist die Anzahl unserer Dichter und Prosaisten erstaunlich gewachsen: und wann auch die meisten darunter schlecht oder wenigstens mittelmäßig sind: so können wir uns damit trösten, daß selbst der grosse Eifer unfähiger Köpfe um einen gewissen Vorzug den sie nicht erreichen, immer ein Beweis ist, daß andre bessere Köpfe ihn zuvor wirklich erhalten haben, und noch erhalten werden.

Die meisten Aufsätze, die den zweyten Theil der satyrischen Schriften unsers sel. Rabeners ausmachen, erschienen nach und nach in diesen neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, welche vier Bände ausmachen, und in den Sammlungen vermischter Schriften, unter welchem Titel dieselben Verfasser ihre Bemühungen fortsetzten. Diese Arbeit aber war nicht bloß für das Publicum, sondern auch für diese rechtschaffenen Männer selbst vortheilhaft. Ihre Freundschaft hatte nun einen gewissen Zweck, ihre Vertraulichkeit wurde größer, ihre Zusammenkünfte, die sie wöchentlich an bestimmten Tagen in einem

festgesetzten Umlaufe hielten, unterhaltender. Alle sahen in der Folge diesen Theil ihres Lebens als den angenehmsten, und diese Vereinigung ihrer Arbeiten als die vornehmste Ursache ihrer eignen Vollkommenheit und des guten Erfolgs ihrer Schriften an. Das Schicksal entfernte sie bald von einander: aber ihre wechselseitige Freundschaft blieb unverändert. Kaum konnte irgend einer, nach dieser Trennung, neue, eben so vertraute und innige Freunde wieder finden.

Rabener hatte schon im Jahre 1741 das Amt eines Steuerrevisors des Leipziger Kreißes erhalten, ein beschwerliches Amt, das mit vielen Reisen auf dem Lande umher, mit Untersuchungen und Abmessungen des Eigenthums, und mit einer mühsamen Vertheilung der Abgaben, nach dem Verhältnisse dieses Eigenthums oder auch Gewerbes, beschäfftiget ist; das eine genaue Kenntniß der Landesverfassung und eine geprüfte Rechtschaffenheit erfodert. Er war auch in diesem Amte nicht einen Augenblick müßig. Seine Geschicklichkeit zog ihm beständig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog sie mit der äußersten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, noch verworrener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er

brachte sie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht selten Aufträge, die besondere Vorsichtigkeit erfoderten, und er hatte es seiner Klugheit und Rechtschaffenheit, die er keinen Absichten und Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß selbst diejenigen Personen, wider welche seine Entscheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren. Seine Erholung waren seine witzigen Arbeiten. »Alle meine Satyren, schrieb er mir einst, habe ich auf »meinen Expeditionen und während solcher Geschäffte gemacht, wo ich mit den Antipoden des »Witzes zu thun hatte.« Der itzige Herr Hofrath Käſtner in Göttingen, dem ein scherzhafter Satyr oft auch die Geißel in die Hand gegeben, verfertigte auf ihn bey jener Veranlaſſung folgendes feine Sinngedichte:

Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rab'ners doppeltes Bemühn:
Man sieht ihn über alle lachen,
Und alle seufzen über ihn.

Rabener sagte im Scherze zu ihm, daß er dieſes als Advokat der Bauern und der Narren gemacht habe.

Indeſſen entriß die Vorsehung unſerm Rabener einen Freund nach dem andern, um ihre Verdienſte an entfernten Orten zu belohnen, und

durch

durch sie zugleich Kenntniß, Geschmack und Liebe zu unserer Muttersprache zu verbreiten. Rabeners Lustigkeit und Gabe zum Scherze mußte ihm nothwendig viel Gesellschafter erwerben; und seine Rechtschaffenheit und sein Verstand neue Freunde machen: aber sein Herz wurde doch immer zu diesen alten Vertrauten gezogen. Er genoß ihren aber meistens nur durch sein Andenken und durch den Briefwechsel. Auch ich hatte das Glück, um das Jahr 1750 mir seine Gewogenheit zu erwerben. Mit jedem der folgenden Jahre vermehrte sich seine Liebe und Vertrauen gegen mich. Wie viel heitere Augenblicke genoß ich in seinem Umgange! wie vielen Unterricht! wie manchen treuen Rath! Das Andenken seiner Freundschaft wird mir lebenslang theuer seyn.

Gegen das Ende des 1751sten Jahres schrieb er seine satyrischen Briefe, die er im folgenden Jahre herausgab, und die den dritten Theil seiner Schriften ausmachen. Meinem Urtheile nach hat sich in diesen sein schöpfrischer Geist am meisten geäußert. Die Gabe, die Sitten, die Denkungsart, den Ton jeder Lebensart, jedes Charakters, jeder herrschenden Leidenschaft genau zu treffen, diese eigenthümliche Gabe des dichterischen Genies hat er nirgends in einem so hohen Grade gezeiget. Er läßt Leute von allen Ständen spre-

chen, und alle reden ihre eigne Sprache. Das Bildniß iſt allemal getreu, und die Züge, die er wählt, ſind allgemein kenntliche Züge, die jedermann in Originalen bemerkt hat, die aber nur Er ſo zuſammen zu finden, ſo ins Licht zu ſtellen wußte. Dieſe Schilderungen hatte er nicht bloß aus ſeinem Kopfe entworfen. Er hatte wirklich die Menſchen geſehen, ſie aufmerkſam, als ein philoſophiſcher Beobachter, geſehen. Sein Amt und ſeine ländlichen Reiſen ſelbſt hatten ihn unter mancherley Klaſſen von Menſchen geführet, und ihn die Sitten und den Ausdruck verſchiedener Stände und Charaktere kennen gelehrt. — Wer einmal dieſes geiſtige Auge hat, kann an jedem Orte und an jedem Menſchen lernen. Swift gieng in Wirthshäuſer, den gemeinen Mann zu ſtudiren. In der That muß man erſt den Menſchen kennen, wenn man ihn kopieren will, und man lernt ihn nicht kennen, wenn man ihn nicht in ſehr verſchiedenen Umſtänden und Verfaſſungen ſieht. Erſt die Abweichungen von dem Gewöhnlichen machen uns aufmerkſam.

Indeſſen zog ſein Fleiß, ſeine Treue, Geſchicklichkeit und Ordnung in ſeinen Berufsarbeiten die Aufmerkſamkeit ſeiner Vorgeſetzten immer mehr auf ſich. Sie ſahen, daß er dem Vaterlande in einem höhern Poſten noch weit wichtigere Dienſte leiſten

könnte,

kannte, und wünschten auch seine bisherigen zu belohnen. Man berief ihn also nach Dresden in das Obersteuercollegium, wo er, nach Herrn Hofmanns Tode, die Stelle eines ersten Obersteuersekretärs erhielt. Er verließ Leipzig, als den Wohnplatz seiner besten und ältesten Freunde, als den Ort seiner jugendlichen Freuden und seiner ersten gelungenen Arbeiten, mit Schmerzen. Aber er zog seinen Beruf seiner Lust, und die Hoffnung, noch nützlicher zu seyn, allen übrigen Betrachtungen vor. In Dresden fand er, wie es bey solchen Verdiensten nicht anders zu vermuthen war, unter Hohen und Niedern Bewunderer, Gönner und Freunde. Zwey Jahre darnach, 1755, gab er den vierten und letzten Theil seiner satyrischen Schriften heraus. Er enthält des Anton Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehen und zu gebrauchen sind: Beweis, daß die Begierde, Böses zu reden, weder vom Seolze noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre, an die königl. Akademie zu Pau in Bearn: das Mährchen vom ersten April, und endlich Abbitte und Ehrenerklärung. — Das erste Sprichwort war bereits im Jänner des 1750sten Jahres in die vermischten Schriften zum Vergnügen des Ver-

ſtandes und Witzes eingerückt: die zweyte Abhandlung aber ſo wohl, als das Mährchen vom erſten April, doch ohne Schlüſſel, beſonders abgedruckt worden. Mit Unzufriedenheit ſah das Publikum dieſen Band, als den letzten angekündiget. Er ſtund noch in der vollen Reife des männlichen Alters, ſeine Geſundheit und ſeine Kräfte waren noch ungeſchwächt, ſein Witz noch eben ſo lebhaft, ſein Blick noch eben ſo ſcharf. Ueberdieß ſchien er itzt in eine höhere Sphäre einzurücken, wo Thorheit und Weisheit ſich beſſer ausnehmen, wo das Gemälde derſelben ſo wohl mehr Vergnügen machet, als mehr Nutzen ſtiftet. Aber er hatte ohne Zweifel gegründete Urſache zu dem Entſchluſſe, den er faßte. Er rechtfertigte ihn in der Vorrede. »Ein »ernſthafteres Alter; Geſchäffte, die täglich ge»häuft werden; der Verluſt der beſten Freunde: »eine argwöhniſche Vorſicht, die meinem itzigen »Stande vielleicht noch unentbehrlicher iſt, als ſie »mir vor drey Jahren war: Leſer, die noch im»mer gewohnt ſind, zu lachen, ſo lange ſie über »andre lachen, und welche unverſöhnlich wüthen, »ſo bald ſie glauben, ihr eignes Geſichte im Spie»gel zu ſehen: der geſchwätzige Vorwitz der Ausle»ger, welche immer boshaft genug ſind, Schlüſ»ſel zu machen, wo keine Schlüſſel nöthig ſind:

»die

»die tückische Bosheit derjenigen, welche sich ge»troffen finden, und schweigen, und welche doch »hämisch im Namen derjenigen seufzen, die ge»wiß nicht gemeint und gewiß nicht getroffen sind; »die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, »welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser »schreibt, die Originale zuerst suchet, eine Unbillig»keit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte dop»pelt empfindlich seyn muß: alles dieses sind Ur»sachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich ma»chen.« In einem seiner Privatbriefe an mich schrieb er: »Sie denken auch, daß mein Schwur, »nichts mehr bey meinem Leben drucken zu lassen, »der Schwur eines Liebhabers oder eines Poeten »sey? aber nein; wenn mir auch der Kitzel wieder »ankäme, so habe ich doch nicht Lust, mir den »Kopf zu zerstoßen. Mit den Katheder-thoren und »den Narren aus den drey Fakultäten konnte ich »fertig werden, und wenn es eine Brausche am »Kopfe gegeben hätte, so durfte ich nicht fürchten, »sie allein zu tragen: denn ich habe auch Fäuste: »aber die Thoren aus den Palästen und den Anti»chambern sind mir zu gefährlich, und (im Ver»trauen!) es sind nicht die kleinsten.« Ungeachtet dieser feyerlichen Versicherung glaubte man ihm immer nicht ganz, da er zugleich die Erklärung

von sich gab, daß er deswegen nicht aufhören werde, Originale zu Schilderenen aufzusuchen: aber nur die Bedingung hinzusetzte, daß er sie erst nach seinem Tode herausgeben wolle. Man glaubte nicht, daß ein Autor so wenig Eitelkeit haben könne, nunmehro zu schreiben aufzuhören, da er des Erfolgs seiner Schriften, durch den allgemeinen Beyfall, den die ersten erhalten hatten, so gewiß geworden war. Aber man kannte ihn nicht. Er war fest in seinen Entschlüssen, wenn er sie einmal mit Ueberlegung gefaßt hatte. »Ich besitze,« sagte er, »gewiß Eigenliebe genug, jenes Lob auch »nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vor»theilhafter alsdann für mein Andenken ein so un»partheyisches Lob ist, und je weniger ich hernach »im Stande bin, meine Fehler zu entschuldigen, »oder wider scheinbare Vorwürfe mich zu verant»worten.« Er arbeitete auch wirklich unter seinen überhäuften Geschäfften beständig in seinen Erholungsstunden an satyrischen Aufsätzen und Entwürfen. Noch das Jahr vor dem Kriege sah ich bey ihm einige Nachahmungen aus dem Lucian und einen Entwurf zu einem Werkchen, das den Titel hatte: Entzückungen oder Gesichter, in denen eine vorzüglich kühne Satyre herrschte. Auch theatralische Arbeiten hatte er unternommen. Ein

Lust-

Lustspiel, der Freygeist, war bereits bis zum vierten Aufzuge fertig. Nur von diesem letzten Stücke erinnere ich mich des Entwurfs. Ein junger ausschweifender Mensch, der aus Lüderlichkeit ein Freygeist geworden war, hatte ein tugendhaftes und kluges Mägdchen für eine Buhlschwester verlassen. Da seine erste Geliebte wußte, daß er die Grundsätze der Religion nicht so wohl verwarf, als die Empfindungen derselbigen bey sich zu ersticken suchte: so gerieth sie auf den Einfall, ihn durch folgende List zu gleicher Zeit zu beschämen, zu bessern und vielleicht wieder zu gewinnen. Sie sagte sich in einem Briefe völlig von ihm los, und bat nur noch um einen einzigen Besuch. Er erschien. Sie überredete ihn, daß in dem Kaffee, mit dem sie ihn bewirthete, der stärkste Gift gewesen. Sie habe dieß veranstaltet, um sich an dem Urheber ihres Unglücks zu rächen, und glaube um so viel weniger strafbar zu seyn, da sie nichts gethan, als seine eignen Grundsätze, die sie ihrer gekränkten Liebe und Eifersucht gemäß gefunden, ausgeübt habe. Er gerieth in das tödtlichste Schrecken, und wurde äußerst verzagt und fromm. Da sie ihn einige Zeit in der Unwissenheit gelassen, entdeckte sie ihm die Sache: er kam dadurch zur Vernunft, und heirathete sie, wenn

ich es anders noch recht weiß. So viel aber weiß ich, daß die Situationen ungemein gut angelegt, die Charaktere wohl ausgebildet, der Dialog lauzig und munter und die Handlung sehr interessant war. Er hatte noch ein ander kleineres Stück bereits angelegt, das, wo ich mich nicht irre, eine kleine Feyengeschichte zum Grunde hatte. Einige Anzeigen lassen auch vermuthen, daß er Etwas, von der schweren Kunst, mit der Welt zufrieden zu seyn, müsse ausgearbeitet haben. Endlich hatte er einen sehr angenehmen Briefwechsel mit verschiedenen seiner Freunde gesammelt, von dem die wenigen hier *) befindlichen Briefe ein bloßer Ueberest sind. Warum bemächtigte ich mich doch damals nicht dieser Papiere, und wendete dadurch wenigstens Einen Verlust ab, den der Krieg anrichten sollte!

Dieser brach bald aus. Ich brauche wenig davon zu sagen. Die meisten Briefe der folgenden Sammlung **) sind während desselben geschrieben. Sie enthalten davon viele Umstände, und werden also auch selber für diejenigen interessant seyn, die, gegen den Witz gleichgültig, aus bloßer Neugier lesen. Er wurde von den vornehmsten Officieren des

*) Siehe den sechsten Theil.

**) Dieser war anfangs diese Nachricht von seinem Leben vorgesezt.

des preußischen Heers, die damals in Dresden waren, aufgesucht, geliebt und hochgeschätzt. Der Prinz Heinrich sah ihn mehr als einmal. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen. Diese Unterredung hätte für unsern Rabener und für die deutschen Musen gleich vortheilhaft seyn können. Denn er besaß alles, was zu einer solchen Unterredung gehört, äußerlichen Anstand, Klugheit und Gegenwart des Geistes: aber sie hatte nicht statt, da der König plötzlich aufbrach, und, so viel ich mich erinnere, niemals, oder doch nur auf kurze Zeit wieder nach Dresden kam. Indessen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 besuchte Rabener seine Freunde hier in Leipzig, nachdem schon der größte Theil seiner Amtsarbeiten aufgehöret hatte. Wie heiter, wie freudig war damals noch sein Geist! doch schien er das Unglück, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu sehen. Er nahm daher mit mir die Verabredung, daß er zwo Abschriften von seinen bereits verfertigten satyrischen Aufsätzen nehmen, und eine davon mir anvertrauen wollte. Da aber nach seiner Rückreise der Briefwechsel zwischen hier und Dresden durch die feindlichen Heere unterbrochen, die Packete eröffnet wurden, und viele dadurch verloren giengen, oder in fremde Hände kamen, so vertraute

traute er das eine Exemplar einem andern seiner Freunde in Dresden, und behielt das Original bey sich.

Es folgte die unglückliche Belagerung von Dresden im Monat Julius des 1760sten Jahres. In dem dadurch entstandenen Brande giengen seine vorher angezeigten Handschriften so wohl im Originale, als in der Abschrift darauf: denn beyde Häuser, wo er sie niedergelegt hatte, wurden ein Raub der Flamme. Die Beschreibung dieser Verwüstung mögen die Leser in seinem lebhaften Briefe an den Herrn Hofrath Ferber nach Warschau vom 16ten August lesen: ein Brief, der ihm in der Folge beynahe so viel Verdruß, als sein Verlust bey der Einäscherung des Hauses, das er bewohnte, selbst machen mußte. Ein unvorsichtiger Freund, dem er in Vertrauen war gezeiget worden, hatte vermuthlich heimlich eine Abschrift davon genommen. Bald war dieser Brief fast durch ganz Deutschland in allen Händen: kein Wunder, daß sich ein eigennütziger Buchhändler dessen bemächtigte! er ward, nebst ein paar auf gleiche Art erhaschten Gellertschen Briefen, gedruckt, an zehn Orten gedruckt. Da er mit vieler Freymüthigkeit und Laune geschrieben, und Dresden noch in der Gewalt einer fremden Macht war, so konnte er in

der

der That nicht ganz außer Sorgen wegen der Folgen seyn. Noch unangenehmer waren ihm die falschen Urtheile, die viele nach diesem Briefe von seinem Charakter fällten. Bey einer so traurigen Begebenheit noch das Lächerliche bemerken und darüber spotten zu können, schien vielen Leichtsinn und ein hartes unempfindliches Herz zu verrathen. Es wäre itzt sehr unnöthig, Rabenern wegen dieses Briefes zu rechtfertigen. Erstlich hat er dieses selbst in der Vorrede zur sechsten Auflage seiner satyrischen Schriften gethan: und überdieß ist es itzt, nachdem die ersten stärksten Eindrücke dieses unglücklichen Vorfalls erloschen sind, mehr einem jeden möglich, sich in Rabeners Stelle zu setzen. Empfindlichkeit bey der Noth anderer, besonders bey einer allgemeinen Noth, ist eine nothwendige Eigenschaft eines guten Charakters, aber nicht Niedergeschlagenheit. Wenn ein Mann bey dem Unglücke noch Gegenwart des Geistes behält: so wird er auch stets noch seine gewöhnliche Denkungsart dabey äußern, und die, seinem Genie gemäßen Beobachtungen oder Betrachtungen anstellen. Nur durch eine gänzliche Zerrüttung der Seele kann die Aeußerung des Temperaments und der natürlichen Fähigkeiten und Anlagen eines Mannes aufgehoben werden. Und durfte Raben-

ner also seine Gabe, das Lächerliche zu sehen, auch bey dem Unglücke beybehalten: so konnte es ihm bey dieser Gelegenheit auch nicht an Gegenständen dazu fehlen. Auch der Muthloseste, dem bey der gegenwärtigen Gefahr kein, auch im geringsten Grade scherzhafter Gedanke einfällt, erinnert sich doch, wann sie vorbey ist, vielleicht aus keinem Auftritte seines Lebens mehr lächerlicher Handlungen von sich und andern. Nichts läßt uns leichter in das Lächerliche verfallen, als die Furcht, wann sie ausschweifend wird, und die Mittel zur Rettung nicht mehr nach Ueberlegung wählt. Ueberdieß wird das, was an sich nur im geringen Grade lustig war, durch den Kontrast des Unglücks selbst, wenn man nunmehr von diesem befreyet und davor sicher ist, noch weit lächerlicher. Und Rabeners Brief war in der That vier Wochen nach der Begebenheit, die er erzählt, geschrieben: er war an einen vertrauten Freund geschrieben, mit dem Rabener zu scherzen gewohnt war, und enthält am Ende nichts, was nicht auch der mitleidigste Mann in solchen Umständen hätte schreiben können.

Die Personen, von welchen er in diesen Briefen am freymüthigsten gesprochen hatte, wurden am wenigsten dadurch beleidiget. Viele Staabs-

officiere

officiere der kaiſerlichen Armee waren ſeine Freunde: und einer davon bezeigte ihm noch nach dem Kriege ſeine und ſeiner Mitbrüder Hochachtung und Freundſchaft. Rabeners Antwort, darauf iſt merkwürdig genug, hier eingerückt zu werden, da ſie ſich nicht in der Sammlung ſeiner freundſchaftlichen Briefe findet:

Wie freundſchaftlich haben mich Ew. H. mit Ihrem angenehmen Briefe überraſcht! Ich war ſchon ganz kleinmüthig, weil ich in der That befürchtete, Sie, mein theuerſter Herr, hätten mich vergeſſen: und wie ſollten Sie nicht mitten unter Ihren Geſchäfften und einem ruhigen Ueberfluſſe einen armen ſchüchternen Flüchtling vergeſſen, der keine Vorzüge weiter hat, als Ihre Freundſchaft!

Ihr Brief traf mich eben auf meiner Brandſtelle an, wo ich mich auf eine traurige Art meiner Freunde und Feinde erinnerte. Aber das Vergnügen, von Ihnen einen Brief zu erhalten, war ſo groß, daß ich Verluſt und Feinde vergaß, und nur an meinen A * * dachte.

In der That koſtet mich dieſer unglückliche Krieg ſehr viel, ungeachtet ich, das weiß der Himmel! an dem ganzen Kriege nicht Schuld bin. Doch bin ich dadurch ſehr viel entſchädiget worden, daß ich unter feind- und freundſchaftlichen Armeen ſo viel rechtſchaffene Männer und würdige Freunde gefunden habe, und meinen redlichen, beſten A** — Ja, mein Herr, dieſe glückliche Bekanntſchaft bezahlt mir viele Angſt.

Werde

Werde ich Sie wohl jemals in meinem Leben wieder sehen? Wohl niemals. Zwar wünschte ich es sehr. Aber ja ohne das große Gefolge: ja nicht auf Ihrem bunten Berufsfuchse auf dem Paradeplatze!

Niemand von Ihren besten Freunden kann Ihnen mehr Glück wünschen, als ich für Sie alle Tage vom Himmel erbete: den Sie müssen wissen, daß Ihr freundschaftlicher Ketzer oft betet, und niemals eifriger, als wann er wünschet, daß es Ihnen wohl gehen soll.

Meine Gesundheitsumstände sind leidlich genug, ob ich schon diesen Sommer über immer gekränkelt habe, welches eine Folge von den bisherigen Beängstigungen seyn mag. Meine Feinde sagen, es wäre ein Anfang von dem Podagra: aber nur meine Feinde sagen es. Ich wüßte nicht, wo es herkäme. Von hübschen Mägdchen? — Sie haben ja das Podagra nicht? Also von Mägdchen kann es nicht seyn. Vom Zorne? Gewiß vom Zorne nicht: denn ich lache mehr über die Welt, als daß ich mich über sie ärgere. Vom Weine? Wenigstens vom Tokayer nicht. Ich glaube also, Gott verzeihe mirs! daß ich, wenn es ja das Podagra seyn soll, es von Ihrem Passe habe, und von der Angst, in der ich damals war.

Sie wissen die großen Veränderungen, die seit dem 1sten November bey uns vorgefallen sind. Sie würden Dresden kaum mehr kennen, so aufgeheitert, so freudig, so hoffnungsvoll sind wir bey unsrer neuen Herrschaft die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht ist es doch einem Fürsten, von seinen Unterthanen geliebt zu werden! Gott zeigt uns die glücklichsten Aussichten nachdem wir, wie Ew. H. Sich sehr wohl ausdrücken die Rechte des Herren in seinem Gesinnte haben kennen

geler

gierung. Gebe Gott, daß wir uns bessern, und daß auch alle diejenigen sich bekehren, die an unserer Besserung sieben Jahre lang gearbeitet haben! Ich umarme Sie und küsse Sie, und werde nie aufhören, Ihr Freund zu seyn, wann man mir es auch bey Feuer und Schwert untersagte. Leben Sie wohl, und gönnen mir unverändert Ihr freundschaftliches Andenken.

X.

Der Friede brachte Rabenern neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten, neue Belohnung seines Fürsten. Er wurde Steuerrath. Meine Leser werden in dem folgenden Briefe, wo er mir selbst diese seine Beförderung meldet, einen Mann erkennen, der viel und in solchen Geschäfften zu arbeiten, wo er nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen recht nützlich seyn kann, für ein gröſſer Glück hält, als Vermögen und Rang.

Wenn Sie, mein bester Freund, erfahren, daß ich Steuerrath geworden bin, so glauben Sie nur nicht, daß ich deswegen einen heiligen Schein um den Kopf bekommen habe. Sie wissen, wie ich über diesen Artikel denke. Was mir die Sache angenehm machet, ist, daß es ganz ohne mein Vorwissen, unter den gnädigsten Ausdrücken, als wirklicher Steuerrath, nebst einer nähern Verbindung mit dem Collegio, mit Beybehaltung meines bisherigen Amts, mit einem diesem Charakter gewöhnlichen Range, mit etwas mehrerer Arbeit, ohne Besoldungserhöhung geschehen. Alles dieses, und auch das letzte, ist mir um verschiedener Ursachen

wollen lieb, die ich Ihnen schon mündlich sagen werde. Man ließ mir verschiedene Vorschläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang, und bey dem einen Vorschlage mit weniger Arbeit, eine ansehnliche Verbesserung haben konnte. Ich habe sie alle unterthänigst verbeten, und geäußert, daß ich die Arbeit nicht scheue, mehr Besoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange, und, so lange ich lebte, bey der Steuer zu bleiben wünschte, wo ich meine Arbeit schon kenne, und meiner Vorgesetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundschaft habe ꝛc. Unser höchstselliger und ewiggeliebter Churfürst *) fand dieses alles billig, und fiel von selbst auf diese Einrichtung, die nun mit mir getroffen ist. Bin ich nicht ein philosophischer Narr? Aber glauben Sie, mein liebster Weiße, ich befinde mich, wo ich bin und wie ich bin, recht wohl. Lateo bene et bene viuo! Bleiben Sie des Steuerraths wahrer und zärtlicher Freund, wie Sie es vom Steuerrevisor und Sekretär allezeit gewesen sind, so bin ich glücklich. Ich küsse Ihrer rechtschaffenen Frau mit dem demüthigsten Stolze eines nagelneuen Steuerraths — erschrecken Sie nicht — die Hände. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie tausendmal.

Rabener.

Seit dieser Zeit sah ich ihn jährlich zweymal, in der Oster- und Michaelismesse, und während dieser Messen täglich. Ich ermunterte ihn, einen Versuch zu Wiederherstellung seiner verbrannten Schriften zu machen, da die Ideen derselben noch lebhaft wären. Einige davon, und insbesondere die

*) Friederich Christian.

die Entzückungen, deren ich oben gedacht habe, schien er selbst vorzüglich zu bedauern. Aber er war dem ungeachtet unbeweglich. Seine Amtsgeschäffte, sagte er, machten ihn müde, und in den Erholungsstunden zu allen Schriftstellerarbeiten unfähig und stumpf. Ueberdieß würde itzt sein Spott nicht mehr lachend, sondern bitter seyn, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen: und endlich, setzte er im Scherze hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben. Alles, was ich über ihn erhielt, war, daß er die Briefe, die ich itzt herausgebe *) sammelte und niederlegte. Er wollte durchaus nichts bey seinem Leben drucken lassen, weil er dadurch am besten verhindern zu können glaubte, daß nichts wider seinen Willen gedruckt würde. Er kündigte deswegen in der Vorrede zur sechsten Ausgabe seiner Schriften diese Sammlung an, und erklärte, daß nichts anders, weder bey seinem Leben, noch nach seinem Tode gedruckt und als eine authentische Schrift von ihm sollte erkannt werden. Ich wiederhole hier diese Erklärung, und hoffe, daß es meinen seligen Freund vor der Eitelkeit oder dem

*) nämlich den sechsten Theil dieser Schriften.

Eigennutze derjenigen schützen wird, die durch die Herausgabe untergeschobener oder verworfener Aufsätze von ihm sich könnten ehren oder bereichern wollen.

Indessen ist auch bloß diese Sammlung von Briefen ein schätzbares Geschenke für das Publicum, und in so ferne es den Mann selbst nicht bloß nach seinem Witze will kennen lernen, noch erheblicher, als irgend einer seiner Aufsätze. Diese Briefe sind alle wirklich von ihm geschrieben und gar nicht geändert worden. *) Er dachte noch nicht daran, als er sie schrieb, daß sie jemals sollten gedruckt werden, und die Leser sehen ihn also darinnen wirklich so, wie er sich seinen vertrautesten Freunden zeigte. Die Urtheile und die Gesinnungen, die darinnen vorkommen, sind die, welche er wirklich hatte. Die Gelegenheiten, bey denen er sie äußert, sind wirkliche Begebenheiten: Alles ist in diesen Briefen Wahrheit und Natur.

Solche

* Wenn ja hin und wieder einige Zeilen oder auch Stellen weggeblieben, die entweder das Publicum zu wenig interessirten, oder die zu persönlich oder vielleicht zu freymüthig waren; so wird man dem Herausgeber diese Behutsamkeit um desto eher vergeben, da er von dem seligen Manne bey seinem Leben selbst diese Vollmacht erhalten.

Solche Briefe aber, wenn ihr Inhalt nur einigermaßen erheblich iſt, ſind immer der beſten Lebensbeſchreibung vorzuziehen. Es iſt unmöglich, daß ſich nicht in dieſe das Vorurtheil oder die Neigung deſſen, der ſie ſchreibt, mit einmiſche: es iſt unmöglich, daß er von denen Umſtänden, die den Charakter entdecken, ſo vollkommen unterrichtet ſey, daß er in der Erzählung keinen verſtellen, nicht ſeine Schlüſſe für wirkliche Facta angeben ſollte. Aber in den Briefen des Mannes wird er ſelbſt ſein eigner Geſchichtſchreiber, und zwar der Geſchichtſchreiber derjenigen Begebenheit, die itzt erſt vorgegangen: er ſchildert den Zuſtand der Seele, in welchem er ſich eben itzt befindet, und wenn er uns auch nichts Wichtiges von ſeinen Begebenheiten erzählet; (denn freylich ſind dieſe Briefe nicht gleich intereſſant:) ſo läßt er uns doch tiefer in die Natur ſeiner Empfindungen und Gedanken hineinſehen. Und gewiß, unſer Rabener wagt nichts, wenn er ſich der Welt ſo zeiget, wie er war. Einige Leute können zuweilen ſeine Munterkeit zu ausgelaſſen und ſeinen Spott zu beißend, aber kein Menſch wird ſein Herz böſe finden. Er ſah vielleicht zuweilen dasjenige von einer lächerlichen Seite an, was andere nur ernſthafter Betrachtungen fähig halten;

aber niemals lachte er in der Abſicht, jemanden zu beleidigen, oder ihm zu ſchaden.

Ich hätte dieſe Sammlung mit Briefen, die er an mich geſchrieben, vermehren können. Aber die älteſten, die die wichtigſten und zu einer Zeit geſchrieben waren, wo er ſich noch mehr mit dem Witze und der Leſung neuer Schriften unterhielt, habe ich unglücklicherweiſe verloren, und die ſpätern enthalten bloß Privatangelegenheiten. Dieſes gilt auch von vielen andern Briefen, die er an verſchiedne ſeiner übrigen vertrauten Freunde geſchrieben. Die Sammlung ſelbſt hat er 1765 in der Oſtermeſſe in der Dyckiſchen Buchhandlung niedergelegt, und ihr nach ſeinem Tode alle Rechte darauf übertragen.

Von dieſer Zeit an fieng ſeine Geſundheit an abzunehmen. Seine Arbeit ermüdete ihn; er bekam Anfälle vom Podagra. Er verlor es wieder, vielleicht weil ihn ſeine Geſchäffte hinderten, dieſe heilſame Krankheit, die oft das Zeichen eines ſonſt dauerhaften und feſten Körpers iſt, gehörig abzuwarten. Im Jahr 1767 bekam er den erſten Anfall vom Schlage, da er von der Leipziger Michaelismeſſe nach Dresden zurück kam. Er erzählt mir dieſes in dem folgenden Briefe mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit.

Am

Am 30. October, 1767.

Liebſter, beſter Freund,

Sonnabends halb zwey Uhr fuhr ich von Ihnen wohl geſättiget ab, und kam bey garſtigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf Uhr in Dresden glücklich an. — Aber wie befinden Sie ſich mit Ihrer guten kranken Frau? das will ich vorher wiſſen. — Dienſtags Abends ſpeiſete ich, oder ſaß vielmehr bey einem guten Freunde, aß gar nichts, und tranck nur ein Glas Waſſer; ſetzte mich geſund nieder, und ſtund krank auf. Kaum konnte ich meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeſchlafen, der linke Backen ohne Empfindung, und bey manchen Worten die Sprache ſtammelnd und ſchwer war. Die Nacht gieng noch gut vorbey. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und mußte, nach eingenommener Arzney, über Hals und Kopf zur Ader laſſen, lavirẽ, ſchröpfen u. ſ. w. und ſo iſt es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarreſt, befinde mich aber ziemlich beſſer. Wenn die Holoplegie kömmt. — Adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer beſten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuſe zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Auſtern, Lerchen und Witz! Was meynen Sie, ſoll daraus werden? Der erſte Schrittzum Grabe wäre alſo gethan. Wann kommt der zweyte? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

Unſer beſter Herr von Hagedorn hat mir den Vorſchlag gethan, mich und Dietrichen von unſerm berühmten Graff für ſein Kabinet malen zu laſſen, und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben. Das bin ich wohl zufrieden: aber nicht eher, als bis ich geſund bin: denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen laſſen.

— — — — — — —

— — — — — — —

Allen meinen Freunden mein krankes Kompliment. Meine Freunde rathen mir einhellig, ich ſoll nicht zu viel arbeiten. Wie mache ich das? Leben Sie wohl, liebſter Weiße, lieben Sie unaufhörlich

Ihren

Rabener.

Dieſer Anfall gab nebſt einem andern kleinen Umſtande wenig Wochen darauf zu dem Gerüchte Anlaß, daß Rabener geſtorben ſey. Ich ſelbſt beweinte ſchon meinen Freund, ſo ſicher ſchienen die Nachrichten, die davon acht Tage lang nach Leipzig kamen, als ich unvermuthet folgenden angenehmen Brief erhielt.

Am 22. November 1767.

Noch lebe ich, mein liebſter Weiße, was auch meine Feinde von meinem Tode mögen ausgeſprengt haben. Denn am heiligen Abende vor dem Bußtage war die ganze Stadt voll, ich ſey geſtorben, ungeachtet meine Geſundheitsumſtände nicht gefährlicher waren, als ſonſt.

Das

Das verurſachte ein ungefähr Zufall, da mein Wirth vor dem Hauſe das Martinſingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chore mit Fackeln verrichten ließ. Daran ſtarb ich, und hatte noch das ſeltne Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fenſters lauſchte, und mein Sterbelied mit ſang, auch die folgenden Tage die Leichenreden anhörte, die mir meine Freunde und verſchiedene Vornehme gehalten. Nun weiß ich doch, was man ungefähr nach meinem Tode von mir ſagen wird, und ſo zufrieden ich auch damit ſeyn kann, ſo habe ich doch deswegen nicht Luſt, eher zu ſterben, oder mir den Faden abſchneiden zu laſſen, als bis mein Knaul ganz abgeſponnen iſt.

In der That habe ich vier Wochen unmenſchlich ausgeſtanden, verſchiedene Nächte gar nicht, und die übrigen wenig geſchlafen, und alles an einem arthritiſchen Huſten, den mein Arzt ein beneficium naturae zu nennen beliebt. Wäre dieſer nicht noch zur rechten Zeit gekommen, ſo wäre ich, ſpricht der böſe Mann, an einem Steckfluſſe ohne Rettung geſtorben. Denken Sie, beſter Freund, was meine Natur für eine hämiſche Natur ſeyn muß. Erſt eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon geſagt: Hinter drein ein Steckfluß, ohne den geringſten Wink zu geben, daß ich dem Tode ſo nahe wäre, als ob dieß nur ſo ein Spaß wäre? Warte Natur! Ich habe dich ſo väterlich gepflegt! Iſt das der Dank? Warte, warte! Wie eine Bauernnatur will ich dich tractiren, bin ich nur einmal geſund!

Noch bin ich es nicht, und die Luft kann ich gar nicht vertragen. Zum Lager bin ich noch nie gekommen! aber ich habe mich auch recht geſperret. Ins

Karlsbad werde ich wohl künftigen Sommer reisen, um mir mit vielen Kosten das Podagra zu holen. Denn kurz, meine ganze Krankheit ist ein zurückgebliebenes Podagra, das nicht die Kraft hat, in die äußerlichen Theile zu treten.

Nun bin ich überzeugt, wie wenig Griechisch und Lateinisch dazu gehöret, wenn man sterben soll. Und am Schlage und Steckflusse! Kann man sich wohl einen sanftern Tod wünschen? Ist das nicht eine wahre ἐυθανασία? Aber für dasmal hat es nicht seyn sollen, und Sie können bey allen, die mich noch todt machen, zum Trotze behaupten, daß ich noch lebe: ja, daß ich auf dem Wege bin, desto gesünder zu werden, zum Vergnügen meiner Freunde, und zur Betrübniß der Edelleute und Bauern im Lande.

Und was machen Sie denn mit Ihrer guten Frau und Ihren kleinen Engeln? Melden Sie mir es unverzüglich! Empfehlen Sie mich und bleiben der Freund

Ihres

Rabener.

Er gieng auch wirklich das folgende Jahr 1768 ins Karlsbad. Die erwarteten Folgen blieben aussen: es fand sich hingegen ein periodischer Schwindel und eine große Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen weit härtern Anfall vom Schlage den 7ten Merz 1769. »Jener, schrieb »er mir, hieß Hemiplegie, und ließ an der linken »Seite unangenehme Empfindungen zurück: der

itzige

»thige Apoplexia sanguinea, und das heftig wal»lende Blut drängte sich dergestalt zum Gehirne, »daß ich mich noch itzt nicht von dem grausamen »Schwindel erholen kann u. s. w.

Seit diesem Anfalle erholte er sich niemals ganz wieder. Seine Kräfte verloren sich, seine Munterkeit, sein Witz selbst nahm ab. Ich sah ihn noch ein paar Messen, aber ich erkannte nur schwach meinen ehemaligen gesellschaftlichen, lustigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Gesellschaft mitbrachte. Besonders merklich war diese Veränderung in der Ostermesse 1770. Er kam zu seinen Freunden, mehr um bey ihnen auszuruhen, als sich bey ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber sie waren seltner, und er wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beschwerlich, und er brauchte Gehülfen, mit einem Worte, sein Geist schien in dem Streite mit seinem Körper, den er so lange ausgehalten hatte, endlich unterzuliegen.

Wir sahen ihn da, in Leipzig zum letztenmale. Sein Abschied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte seyn würde; sondern weil er sich genöthiget sah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er inskünftige nur alle Ostermessen hieher kommen wollte. Er hatte so viel

Liebe

Liebe für diesen Ort, und für die Freunde, die er hier besaß, daß er ungerne dem Vergnügen entsagte, sie zweymal des Jahres zu sehen. Der folgende Sommer und auch ein Theil des Winters war leidlich genug, doch vermehrte sich seine Entkräftung des Kopfs hauptsächlich in Absicht des Gedächtnisses, und sein Schwindel beständig. Aber die Annäherung der Ostermesse erfüllte ihn mit Vergnügen und Hoffnung. Die Vorsehung hat diese nicht erfüllt. Zu Ende der damaligen Steuersessionen überfiel ihn eine Art eines Steckflusses. Ein sich dazu gesellendes Fieber aber nebst einigen andern guten Umständen ließen noch Hoffnung übrig, daß auch diesesmal die Gefahr vorüber gehen werde. Allein den Tag vor seinem Tode fand sich des Morgens ein Schlucken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorhersah, gebrauchte die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren schienen. Den 22sten Merz stund er des Morgens früh auf, sagte, daß er sich wohl befände, trank seinen Kaffee ruhig, nahm den Besuch eines Freundes an, und redete von seiner bevorstehenden Reise nach Leipzig. Gegen zehn Uhr setzte er sich auf den Sopha, fieng ein wenig an zu schlummern, und nachdem er wieder jählings erwachte, rufte er seinen Bedienten, stammelte ein paar unverständliche

liche Worte, und es erfolgte sein Tod, ein schmerzloser Tod, ohne Schmerzen, so wie er sichs gewünscht hatte. Den 26sten Merz wurde er früh unter den Lobsprüchen seiner Vorgesetzten und Collegen, und unter den Thränen seiner zahlreichen Freunde, auf dem so genannten böhmischen Kirchhofe, in der Rathsgruft seinem Stande gemäß beygesetzt. Einer seiner Freunde, der Herr geheimde Kabinetssekretär Müldener, hielt ihm eine Standrede, die seiner würdig war. Ganz gewiß war er einer der schönsten Geister seiner Zeit. Deutschland verlor an ihm einen seiner ersten und besten Schriftsteller, sein Vaterland einen Patrioten und arbeitsamen Bürger, sein Fürst den getreuesten Diener, seine Freunde den rechtschaffensten, den edelsten Freund.

Er gehörte zu den außerordentlichen Menschen, die von der Natur auf eine vorzügliche Art zu dem ausgerüstet werden, was sie in der Welt seyn und thun sollen. Er dachte, er sagte alles auf eine ihm eigne Weise, seine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungesucht, wurden auf die natürlichste Weise ausgedrückt, und waren doch so auffallend lustig und scherzhaft, und von einem so durchdringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Seine Fähigkeiten

und sein Charakter stimmten vollkommen überein, ihn zu dem Manne zu machen, der er wirklich war. Sein Gemüthe war immer so ruhig und heiter, daß der Witz nicht einen Augenblick durch Verdruß oder Besorgnisse unterbrochen wurde. Das Unangenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur leicht, und ließ ihm immer noch Freyheit des Geistes genug, das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken. Nie ist ein Deutscher ein besserer Gesellschafter gewesen. Er genoß oft das Vergnügen, eine ganze Versammlung bey seinem Eintritte aufleben zu sehen. In der That sagte er eben so gute Einfälle, als er schrieb; er erzählte vortrefflich: er spottete mit wahrem Witze, und doch ohne zu beleidigen. Er verschonte den Furchtsamen, und hielt den Dreusten in Schranken. Der öffentliche Tisch, an welchem er vormals in Leipzig speisete, wurde von allen, die Geschmack hatten, als ein Ort des Vergnügens und der Fröhlichkeit gesucht. Aber alle, die von ihm ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals durfte in seiner Gegenwart die Fröhlichkeit zur Ausgelassenheit werden, niemals der Scherz die Gränzen der guten Sitten, oder der Pflicht überschreiten. Aber sein eigner Witz ergoß sich

nur

nur für seine Freunde. Er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil: und er verbarg ihn so gar oft, wenn sie ihn bloß deswegen in ihre Gesellschaft zogen. Kein Mensch war weiter von dem Charakter eines Lustigmachers entfernt, als er. Da, wo er wußte, daß man auf seine Lustigkeit Rechnung gemacht und andere darauf vertröstet hatte, war er ernsthaft. Dieses war so bekannt, daß es auch kein Vornehmer mehr wagte, ihn anders als aus Freundschaft an seine Tafel zu ziehen.

Viele seine in Gesellschaft gesagten Scherze verdienten aufbehalten zu werden. Aber sie sind zum Theil vergessen, und die, welche ich noch weiß, werde ich mich sehr hüten, bekannt zu machen. Solche Anekdoten belustigen, ohne im geringsten von dem Manne etwas Neues zu lehren. Sie sind oft mit besondern Umständen so zusammenhängend, daß der Scherz nur von wenigen so empfunden werden kann, als von denenjenigen, welche dabey gegenwärtig gewesen sind, und oft thun sie demjenigen, von dem sie erzählt werden, oder dem, an den sie gerichtet sind, oder denen, die dabey verwickelt waren, Schaden. Von einem vertrauten Freunde nimmt man auch den freysten Scherz nicht übel, man lacht selbst mit: man will aber

deswe-

deswegen nicht von andern belacht seyn, und der Inhalt einer lustigen Erzählung werden.

Er war freymüthig, ohne unbescheiden, und offenherzig ohne schwatzhaft zu seyn. Er sagte die Wahrheit, und scheute weder Stand noch Person. Indessen gehörte viel dazu, ehe man seine ganze Vertraulichkeit erwarb. Dadurch wurden seine Freundschaften so feste, daß seine ersten auch seine letzten waren, und so viel ich weiß, hat er niemals eine errichtet, die er in der Folge bereut hätte. Diesen Freunden aber diente er von ganzem Herzen, bald mit seinem Vermögen, bald durch seine Empfehlung, bald mit seinem Rathe und seiner Belehrung. Voller Treue für seine Regenten, voll patriotischen Eifer für sein Vaterland, voller Ehrfurcht für seine Vorgesetzten, besaß er im Gegentheile ihr Wohlwollen, ihre Achtung und ihr Vertrauen. Diese erwarb er sich nicht durch Schmeicheleyen, sondern durch seine Einsichten in die Geschäffte seines Berufs.

Er war im höchsten Grade arbeitsam, und opferte Vergnügen und Gesundheit seinen Geschäfften auf. Obgleich die nothwendigen Arbeiten seines Berufs schon an und für sich zahlreich und mühsam genug waren: so unternahm er doch freywillig noch neue, damit er eben diese Arbeiten sei-

nen

nen Nachfolgern erleichtern möchte. Er hatte zeitig an den Geschäfften, die ihm seine Pflicht auferlegte, Geschmack gewonnen, und unterrichtete sich so genau von der ganzen Landesverfassung und dem Steuerwesen insbesondere, als es kaum zu seinem Amte nöthig gewesen wäre; und da er hier eben den geschäfftigen Geist, den eindringenden Verstand und die scharfe Beurtheilungskraft mitbrachte, wodurch er ein so vorzüglicher Schriftsteller geworden war: so hatte er in kurzem alle die Einsichten, die dazu gehören, nicht bloß die Geschäffte nach einmal gemachten Einrichtungen zu treiben, sondern diese Einrichtungen selbst zu verbessern. Die ordinäre Steuersekretariatsexpedition besitzt, vermöge eines vorangesetzten testamentarischen Vermächtnisses, ein Denkmal seines Fleißes, in einer Sammlung aller Gesetze und Verordnungen, die sich nicht allein auf die ganze Landesverfassung überhaupt, sondern auch auf Kammer, Accissachen u. s. w. erstrecket. Sie besteht aus fünf Foliobänden, und ist mit einem ungeheuren Fleiße aus den ältesten Landtagsacten, Reskripten und Befehlen gesammelt, und mit einem alphabetischen Verzeichnisse versehen. Außer diesem von ihm so benannten Repertorio hat er noch eine andere Sammlung unter dem Titel: Repertorium

annale, gefertiget. In dieſen finden ſich alle Generalien und Verordnungen, welche die Steuerverfaſſung insbeſondere betreffen. Dieſe hat er auf eine chronologiſche Art vom 15ten Jahrhunderte angeordnet, und dabey zugleich die Quellen, woraus er ſie genommen, als den Codex Auguſtäus, oder andere bey denen Steuerſekretariatexpeditionen befindliche Nachrichten angegeben. Hierüber hat er auch noch einen beſondern Band ſchon als Steuerreviſor geſchrieben, welcher die Grundſätze der Steuerverfaſſung insbeſondere enthält, und zugleich durch Stellen aus dem bürgerlichen, kanoniſchen und Lehnrechte erläutert. Dieſen pflegte er ſelbſt im Scherze den Steuerkatechiſmus zu nennen. Jedermann ſieht, wie viel juriſtiſche Gelehrſamkeit, wie viel Kenntniß, wie viel Arbeitſamkeit zu ſolchen Werken gehörte, und wie nützlich ſie für diejenigen ſeyn müſſen, welche die dahin einſchlagenden Geſchäffte beſorgen. Seine trockenſten Arbeiten haben durchgängig das Gepräge des guten Geſchmacks und des offenen Kopfs. Seine Vorträge, ſeine Gutachten, ſeine Ausfertigungen ſind kurz, bündig, richtig, ordentlich und deutlich, ohne die Weitſchweifigkeit, die Ueberladung mit Kunſtwörtern und die wortreiche Beredſamkeit zu haben, die ſonſt Schriften dieſer Art ei-

gen

gen ist, obgleich auch ohne Affectation einer schönen Schreibart am unrechten Orte. Und in der That, sollte denn ein Mann von Geschmack nicht alle Sachen anders thun, als ein gemeiner Mensch ohne Fähigkeit und ohne Empfindung? Sollte der Witz bloß dazu dienen, eine Gesellschaft oder müßige Leser zu belustigen? Der Scharfsinn zu bloßen unnützen Speculationen? Sollten nicht vorzügliche Gaben des Geistes, wenn sie nur frühzeitig genug auf Geschäffte des bürgerlichen Lebens angewandt werden, auch diese in einer weit höhern Vollkommenheit vollziehen? Rabener war ein Beweis, daß dieses wirklich statt finde.

Gegen seine Collegen und Untergebenen war er Güte, Freundschaft und Dienstbeflissenheit. Und so strenge er gegen sich selbst war, so nachsichtsvoll war er gegen Andre in Dingen, die dem öffentlichen Wohl nicht nachtheilig, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren seine Führerinnen in seinem Amte. Er diente ohne eigennützige Absichten, so bald er konnte: er war auch gegen Bitten unbiegsam, so bald man nach seiner Einsicht nicht das Recht auf seiner Seite hatte.

Sein Tag war ordentlich abgetheilt, und seine Zeit wurde von ihm ausgekauft. Er stund gemeiniglich sehr früh auf, und that die schwersten Geschäffte zuerst, um sie mit der vollen Munterkeit seines Geistes zu thun. Seine Mahlzeiten nahmen ihm nur wenig Zeit weg, und er verließ sie, so bald seine Geschäffte ihn ruften. Er war gegen keine Art der gesellschaftlichen Ergötzungen unempfindlich; und wie wäre dieß bey einem Manne möglich gewesen, der selbst so viele Talente hatte, zu ergötzen? aber er liebte keine mit Ausschweifung. Seine letzte Krankheit legte ihm noch eine strengere Mäßigkeit auf.

Er kannte die Liebe, aber nicht die Wohllust. Seine Sitten waren äußerst strenge, wenn gleich zuweilen sein Scherz frey war. Er liebte den Umgang mit vernünftigen Personen des schönen Geschlechts, und kannte gewiß viele vortreffliche unter denselben durch Umgang oder durch Briefe. Er sah es sehr gern, wenn sich seine Freunde frühzeitig verheuratheten, und ermunterte sie selbst auf alle Weise dazu. Kurz vor dem Dresdner Bombardement war er selbst noch fest entschlossen, sich zu verheurathen, und in seinem Herzen, wie er mich mehr als Einmal versichert, war schon

seine

ſeine Wahl gemacht. Aber er vollzog dieſe nicht, da der Krieg ihn zu einem längern Aufſchube nöthigte: und er in der Folge urtheilte, (denn er ließ ſich die Leidenſchaft nicht beherrſchen,) daß die bequemſte Zeit zur Ehe vorüber ſey.

Er verehrte die Religion, prüfte ihre Lehren und Gründe, beſuchte den öffentlichen Gottesdienſt ordentlich, und dachte und lebte als ein Chriſt. Er verabſcheuete die Spötter, und demüthigte ſie oft durch einen empfindlichern Spott, als ihr Angriff war. Aber er verachtete auch die Scheinheiligen, die Zänker und die Verketzerer, und machte ſie oft lächerlich. Vielleicht hat dieß einigen Leuten, die immer die Religion und die Fehler ihrer Anhänger vermiſchen, und auf den Schein des Chriſtenthums mehr als auf ſeine Thätigkeit ſehen, Anlaß gegeben, zu glauben, Rabener wolle die Religion ſelbſt lächerlich machen. Aber ſeine Schriften, noch mehr ſein Leben und ſein Umgang zeigten ganz entgegenſtehende Geſinnungen.

Er war ein ordentlicher Haushälter, ſparſam, nicht karg, freygebig, nicht verwenderiſch. Er entzog ſich ſelbſt Bequemlichkeiten, die er bedurfte, um nicht dadurch vielleicht in der Zukunft in die

Nothwendigkeit zu kommen, Wohlthaten einschränken zu müssen.

Er verabscheuete die Schmeicheley, und verachtete jedes Lob, das ihm zu laut, oder in seiner Gegenwart ertheilt wurde; er ahndete es durch eine beißende Antwort an einem gewissen Manne als eine Beleidigung, der ihn einstens einer zahlreichen Gesellschaft als den großen Rabener vorstellte.

Sollte ich einige Züge in seinem moralischen Charakter vergessen haben, so verweise ich meine Leser auf das zwey und vierzigste Stück des Jünglings, wo er unter den Namen Philet von einem seiner Freunde auf eine würdige Art geschildert ist.

Er war von mittlerer Größe, stark, aber doch wohl gebaut. Seine Kleidung war im höchsten Grade reinlich, ohne Pracht. Sein immer heiteres, lächelndes Gesichte und sein glänzendes Auge kündigten seinen lebhaften Geist und seine satyrische Laune an. Aber seine Gestalt wird besser und getreuer auf die Nachwelt kommen, als es durch eine Beschreibung möglich wäre. Einer unserer vortrefflichsten Künstler, Herr Bause, hat sein Bildniß,

niß, das der berühmte Herr Graff in Dresden gemalt hatte, in Kupfer gestochen. Es ist eben so ähnlich, als es der Kunst nach schön ist.

Seine Schriften sind auch in auswärtige Sprachen übersetzet, und ungeachtet solches nicht mit gleichem Glücke geschehen ist, ungeachtet der satyrische Schriftsteller am meisten verliert, wenn er über die Gränze seiner Sprache und die Sitten seines Volks hinaus geht, doch gerne gelesen und mit Beyfall aufgenommen worden. In Frankreich gab man zween Bändchen davon heraus. Der Uebersetzer nannte sich Boissreaux. Aber es vereinigten eigentlich zwo Personen ihre Arbeit. Ein gewisser Sellius, der ein geborner Deutscher war, und Herr de Chardin. Jener übersetzte aus dem Originale in schlecht französisch, dieser aus dem schlechtern in besseres. Hieraus läßt sich leicht abnehmen, wie getreu die Uebersetzung gerathen seyn müsse? Doch hat man in der Choix litéraire, die in Genf herauskam, und nachmals in dem Pariser Journal étranger, einige Stücken weit besser geliefert. Nachgehends hat Herr Huber, der die Deutschen durch seine schönen Uebersetzungen den Franzosen so rühmlich bekannt macht, einige in gegenwärtiger Sammlung vorkommende

Briefe ins Französische übersetzt: *) In ebendieselben Sammlung der besten deutschen Gedichte aber, nebst einer kurzen Nachricht von Rabeners Leben, ein paar seiner Sprüchwörter geliefert. **) ***)

In London kamen ebenfalls zween Theile davon in englischer Sprache heraus. †) Aber der Uebersetzer verstund weder die deutsche Sprache, noch die deutschen Sitten. In einer andern englischen Sammlung kleiner Schriften zum Vergnügen ††) findet

*) Der ganze Titel seines Buchs ist: *Lettres choisies de M. Gellert*, traduites de l' Allemand par M. *Huber*. Precedes de l'Eloge de l' Auteur, suivies de quelques lettres de M. Rabener & des Avis d'un Pere á son fils en l' envoyant á l' Université par M. Gellert. A Leipzig, chez les Heritiers de Weidmann & Reich. 1770.

**) Choix de Poésies Allemandes, par M. Huber. Tome 4 pag. 259.

***) Ganz neuerlich (1776) sind wieder 4 Bände der Rabenerischen Satyren in französischer Sprache unter dem Titel erschienen: Mélanges amusans, récréatifs & satyriques de litterature allemande, traduits librement de M. Rabener. Par M. N. L. F. 4. Vol. in 12. A Paris chez Costard.

†) S. Bibl. der schönen Wissensch. 2. Theil, S. 434.

††) The Country Seat; or Summer Evenings Entertainments. Vol. the Second. London T. Lowndes. 1763.

findet sich, als ein Anhang, sein Traum von abgeschiedenen Seelen.

Eine sehr gute holländische Uebersetzung seiner sämmtlichen Schriften erschien in Amsterdam in vier Bänden, nebst dessen von Houbracken gestochenem Bildnisse. Dieses letztere war eine Kopie von einem Bernigerothischen Kupferstiche nach einem Gemälde des Herrn Liziewsky, den man einer Ausgabe seiner Schriften vorzusetzen willens war: aber da der selige Mann nicht damit zufrieden war, nahm er die Platte zu sich, und verlor sie im Brande. Die paar Zeilen darunter sind von einem holländischen Dichter, Herrn Rulland, dem Uebersetzer der Gellertschen geistlichen Lieder, welcher ebenfalls einen großen Antheil an der Uebersetzung von unsers Freundes Satyren hat.

Es sind auch verschiedene Stücke in dänischer und schwedischer Sprache erschienen.

So einen ausgebreiteten Ruhm erlangte Rabener in und außerhalb seinem Vaterlande. Ob gleich viele Fehler, die er verspottet, abgestellet sind, und sich vielleicht noch mehr verlieren, und mithin die Satyre auf dieselben weniger anziehend

machen werden: ungeachtet viele seiner satyrischen Züge durch den öftern Gebrauch der folgenden Schriftsteller dieser Art, den Stachel verloren haben, und dieses etwas dazu beytragen könnte, das Vergnügen zu schwächen, das sie ehedem gemacht haben: so ist doch so viel wahre Schilderung der nie abwechselnden Thorheiten und Tugenden der menschlichen Natur darinnen, viele so unnachahmliche Züge eines Originalgenies, daß sie immer den Leser in hohem Grade belustigen und auch belehren können. Sein Name wird den Deutschen, den Sachsen, seinen Freunden unvergeßlich bleiben. »Der Charakter dieses Mannes, — so schließt Gellert eine seiner moralischen Vorlesungen an seine Zuhörer — »der Charakter dieses Mannes verdienet »eben so viel Hochachtung, als sein Genie. Lernen »Sie an seinem Beyspiele, daß man ein Original»autor und doch zugleich für die Geschäffte des Va»terlandes der arbeitsamste und brauchbarste Mann »seyn kann.«

Satyren

Satyren.

Erſter Theil.

Vorbericht
zur sechsten Auflage.

Ich habe mir gleich Anfangs das Gesetz gemacht, keine Auflage von meinen Satyren merklich zu verändern, und noch weniger zu vermehren. In der Vorrede zum vierten Theile erkläre ich mich zugleich, daß ich von meinen satyrischen Ausarbeitungen weiter nichts bekannt machen würde: Und noch gegenwärtig ist beides mein sehr ernstlicher Entschluß, welchen zu erfüllen mir nunmehr desto weniger schwer fallen wird, da alle meine ausgearbeiteten Aufsätze dieser Art durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen sind, und neue zu fertigen weder mein Amt, noch andere vorwaltende Umstände verstatten wollen.

Inzwischen nöthigen mich doch zween unerwartete Vorfälle, daß ich gegenwärtige neue Auflage mit einem kurzen Vorberichte begleiten muß.

Der erste Vorfall ist ein schweizerischer Nachdruck meiner Satyren, vom Jahre 1759. wo man auf dem Titelblatte „Frankfurth und Leipzig,“ und die sonderbare Anmerkung gesetzt hat, daß es die neueste Auflage sey. Ich will mich über die Moralität eines solchen Unternehmens nicht weitläuftig erklären. Niemand weiß es besser,

als

als die Buchhändler, wie kostbar der Verl
nes Buchs, und wie ungewiß Anfangs der
aus zu erwartende Vortheil sey. Findet si
beträchtlicher Abgang und der verhoffte V
davon; wie empfindlich muß es einem jedem
wenn ein Anderer sich dieses Vortheils bem
get, und ohne Einwilligung des Verfassers,
cher an seinen Schriften allemal ein Eigen
behält, einen Nachdruck veranstaltet, bey
er nunmehr nichts wagt, und den er mit leic
Kosten unternehmen kann, da er weiter nich
thig hat, sich mit dem Verfasser über sein M
skript zu vergleichen? Eine solche Handlung
allemal unanständig und ungerecht: das ist
gelindeste Ausdruck, den ich brauchen kann.
einen ehrliebenden Mann ist sie unanstän
und ungerecht ist sie auch alsdann, wenn
keine Privilegien wären, die ihn daran hin
sollten: denn ein ehrlicher Maun ist auch
Gesetze ehrlich. Besonders demjenigen Nach
cke, über den ich mich hier beschwere, könnte
verschiedene Vorwürfe machen, von welchen
leicht dieser der geringste wäre, daß Pappier
Druck eine hungrige und schlechte Werkstatt
rathen: Aber ich will mich ohne Umstände
das Urtheil dererjenigen berufen, welchen sol
in die Hände gekommen ist; und es war ein
billiges Mittel seinen Unwerth zu verstecken,

man ihn dem Publico mit Kupferstichen anpries, welche doch so steif und ungeschickt abkopirt sind, daß sie bloß für diesen schmutzigen Nachdruck bestimmt, und dessen allein würdig zu seyn scheinen.

Vielleicht wird man das Unternehmen eines solchen Nachdrucks mit der Gewohnheit rechtfertigen; aber Straßenraub ist noch gewöhnlicher. Es bleibt mir allemal unbegreiflich, daß man bey einem so ansehnlichen Gewerbe, als der Buchhandel ist, und bey welchem sich so viele rechtschaffene Leute beschäfftigt finden, dennoch ungestraft das seyn kann, was ein ehrlicher Mann zu werden sich schämt. Zwar giebt es gewisse Umstände, die einen Nachdruck entschuldigen, oder wohl gar nothwendig machen können: aber keiner von diesen Umständen findet sich bey gegenwärtigem Falle. Nirgends in Deutschland, und am wenigsten in Sachsen, wird die Einfuhr und der Verkauf derer in der Schweiz gedruckten Bücher gehindert, oder schwer gemacht; der rechtmäßige Verleger meiner Satyren hat allen Mal genugsamen Vorrath, und zum Ueberflusse, Vorrath von zweyerley Drucke, von stärkerm sowohl, als etwas klärerm; der Preis, den er darauf gesetzt hat, ist in Ansehung der gegenwärtigen Zeiten sehr billig; der schlechte Nachdruck ist eben so theuer, und nicht vermehrt, ob man schon unverschämt genug gewesen ist, ihn als eine ver-

mehrte

mehrte Auflage anzukündigen; er ist ganz ohne Vorwissen, und ohne die nöthige Einwilligung des Verfassers veranstaltet, und ich habe in mehr als einer Absicht dadurch beleidigt werden müssen. Ich bin überzeugt, daß diese Gründe einen ernsthaften Eindruck bey einem jeden rechtschaffenen und ehrliebenden Manne machen müssen: Aber freylich werde ich sie hier nur vergebens anführen; denn hier rede ich mit Christoph Heilmannen, Buchdruckern zu Biela in der Schweiz.

An den zweyten Vorfall, der mich zu gegenwärtigem Vorberichte nöthigt, kann ich ohne äußerste Gemüthskränkung nicht denken. Man hat sich seit etlichen Monaten angemaßet, der Welt durch den öffentlichen Druck einige Briefe von mir bekannt zu machen, die ich in Vertrauen an meine Freunde, und nicht an die Welt schrieb. Briefe von dieser Art verstatten offenherzige und freyere Ausdrücke, welche man allemal mehr einschränken und behutsamer fassen würde, wenn man vermuthen könnte, daß sie auf eine solche Art gemißbraucht werden sollten. So unschuldig oft gewisse Anspielungen auf die Charaktere und Umstände anderer Personen sind, die unser Freund kennt; so verdächtig scheinen sie einem fremden Leser: Und ist dieser Leser abergläubisch, oder boshaft, so entsteht daraus für den Verfasser ein doppelter Vorwurf, oder wohl gar ein Verdruß,

den

in seine Privatangelegenheiten einen unangenehmen Einfluß haben kann. Geschieht es aber, wie es besonders bey dem von mir nach Warschau geschriebenen Briefe geschehen ist, daß selbiger durchaus verändert, mit ganz fremdem Witze verunstaltet, durch geliehene Gedanken unscheinbar gemacht, und wohl gar durch einen übel angebrachten Nationaleifer verstümmelt wird: so sind dieses die empfindlichsten und gefährlichsten Umstände, in die ein Verfasser ganz unschuldiger Weise versetzet werden kann. Ich berufe mich auf das unpartheyische Urtheil aller derer, welche solchergestalt selbst in der täglichen Erwartung seyn müssen, daß, wie es mir geschehen, auch von ihren Familienbriefen einige durch den Druck bekannt gemacht werden, so bald ein eigennütziger Mensch berechnen kann, daß dadurch einige Thaler zu gewinnen seyn möchten. Vielleicht, ich hoffe es wenigstens, hat derjenige, welcher sich meiner Briefe auf eine so unerlaubte Art bemächtigte, die Absicht nicht gehabt, mir zu schaden, und er scheint zu fühlen, wie ungerecht sein Unternehmen sey, da er auf den Titel Dresden, Leipzig oder Frankfurth gesetzt, und sich dadurch versteckt zu halten gesucht hat: Aber alles dieses rechtfertigt ihn in keine Wege, und er kann, ohne die Absicht zu haben, mir dennoch vielerley Verdruß zuziehen; Ob ich schon bey dieser Gele-

genheit rühmen muß, daß diejenigen, welche in meinem Briefe nach Warschau genennt waren, sich mit viel Bescheidenheit und Freundschaft gegen mich betragen haben, da sie wohl wußten, wie unzufrieden ich selbst über den Druck eines Briefs war, der sehr gleichgültige und unschuldige Scherze enthielt, so lange ihn niemand, als mein Freund in Warschau las, dem er ganz wider seinen Willen und ohne sein Verschulden aus den Händen gespielet worden ist.

Die Verstümmelung dieser Briefe nöthigt mich, sie gegenwärtigem Vorberichte so, wie ich sie für die Meinigen erkenne, in ihrer Ordnung beyzufügen. Ich habe hierzu noch denjenigen genommen, den ich an den Herrn Hofprediger Cramer nach Copenhagen geschrieben, weil ich besorgen muß, daß man ihn, da sich einmal darauf bezogen worden, auf eben diese unbillige und verstümmelte Art bekannt machen dürfte; ob ich schon Ursache habe zu hoffen, man werde nunmehr, da ich mich darüber erklärt, nicht weiter gegen mich ungerecht seyn, noch durch Ausbreitung dergleichen vertrauter Briefe, mich den Vorwürfen meiner Freunde blos stellen.

Leipziger Michaelismarkt, 1761.

G. W. R.

Nach-

Nachſchrift.

ſer Vorbericht war bereits gedruckt, als ich erfahren
e, daß man an einem auswärtigen Orte, ſich vom
i Mühe gebe, noch mehrere von meinen vertrauten
ſen aufzuſuchen, um ſolche durch den Druck bekannt
achen. Durch ein ſo unverantwortliches Beginnen,
h aufs empfindlichſte gerührt. Ich weis kein Mit-
eiter, dieſem vorzubeugen, als daß ich dem Rathe
r Freunde folge, und ſelbſt eine beſondre Samm-
von dergleichen freundſchaftlichen Briefen veran-

Für dieſe Abſicht verſpare ich zugleich diejenigen
e, ſo ich in dem Vorberichte angekündigt habe,
is dahin bitte ich mir von dem Publico eine billi-
ıchſicht aus. Ich werde, ſo bald die Umſtände
enig ruhiger ſind, von meinen entfernten Freun-
diejenigen Briefe beyzuſchaffen ſuchen, von denen
ıube, daß ſie auch für einen fremden Leſer nicht
ɔleichgültig ſeyn können. Sollten aber wider Ver-
inzwiſchen dergleichen Briefe ausgeſtreuet werden;
klåre ich ſolche für untergeſchoben, und unrichtig:
s ich beſto zuverläßiger behaupten kann, da ich
er traurigen Erfahrung habe, wie verſtümmelt al-
jenigen einzeln Briefe ſind, welche bisher unter
m Namen zum Vorſcheine gekommen. Dadurch,
eſe Briefe in eine beſondere Sammlung gebracht
ı ſollen, gewinnen zugleich diejenigen, welche
Satyren von den erſten Auflagen gekauft haben,
ɣre Exemplare auf ſolche Art an ihrem erſten Werh-
hts verlieren: ein Umſtand, der ſo oft vernach-
wird, und welcher doch, beſonders bey Büchern
ıem gewiſſen Preiße, billiger beobachtet werden

Vorbericht
zur ersten Ausgabe.

Vom Mißbrauche der Satyre.

Einige Ursachen haben mich veranlaßt, diejenigen satyrischen Schriften in zween Theile zusammen zu bringen, welche ich seit einigen Jahren in verschiedenen periodischen Blättern einzeln drucken lassen.

Die Gefälligkeit meiner Freunde gab mir Gelegenheit, mich dieses Mittels zu bedienen, um das Urtheil der Welt zu erfahren, und die vernünftigen Kritiken der Kenner mir zu Nutze zu machen.

Beides ist mit gutem Erfolge geschehen. Ich bin so glücklich gewesen, daß die meisten meiner Schriften öffentlichen Beyfall gefunden haben, und die verbindliche Nachsicht, welche man gegen meine Arbeiten gezeigt, hat mich aufgemuntert, gegen mich selbst desto weniger Nachsicht zu brauchen, und nicht allein diejenigen Fehler auszubessern, welche man auf eine sehr bescheidne Art und mit gutem Grunde dabey ausgesetzt; sondern auch denen, so viel möglich, abzuhelfen, welche bey einer strengen Beurtheilung verdient hätten, angemerkt zu werden.

Eine gute Aufnahme gegenwärtiger Sammlung wird mir Muth machen, diese Arbeit fortzusetzen, wofern

fern mich nicht mein unruhiges Amt zu sehr zerstreut, oder andere Vorfälle es hindern.

Vielleicht giebt es Leser, welche eine Rechtfertigung von mir erwarten, wie ich es habe wagen können, Satyren zu schreiben. Ich bin nicht willens, eine Schutzschrift für mich aufzusetzen. Vernünftigen Lesern würde ich nichts Neues sagen; für unvernünftige aber schreibe ich nicht.

Ich weiß wohl, wie zweydeutig die Begriffe sind, welche sich viele von der Satyre machen. Sie sind gar zu sehr gewohnt, das Pasquill mit der Satyre zu verwechseln. Sie haben zwar gelernt, daß ein Pasquill eine Schmähschrift sey, wo man, ohne sich zu nennen, den ehrlichen Namen des andern zu verunglimpfen, und ihm Laster oder Verbrechen anzudichten sucht; Sie wissen auch so viel, daß die Satyre nur die Laster der Menschen, und das Lächerliche einer thörichten Aufführung durch Spotten kennbar zu machen sucht, um Andern einen Ekel dawider beyzubringen, und wo möglich, die Lasterhaften selbst tugendhaft zu machen. Beides wissen sie, und dennoch seufzen sie über einen Satyrenschreiber so sehr, als über einen Pasquillanten.

Ich glaube, die Ursachen dieser ungereimten Urtheile liegen an den Schriftstellern sowohl, als an den Lesern.

Ich will mich bemühen, einige Urſachen aus einander zu ſetzen, warum viele Leſer auf eine ſo unbillige Art von der Satyre urtheilen.

Die vorgefaßte Meynung iſt wohl eine der wichtigſten. Man hat es uns in unſrer Jugend geſagt, daß die Satyre vom Pasquille wenig oder nichts unterſchieden ſey. Wir würden ſelbſt nachdenken müſſen, wenn wir dieſen Unterſchied finden wollten; vielmals aber können wir nicht ſelbſt denken, und noch öfter ſind wir zu bequem dazu. Ohne uns alſo weiter zu bekümmern, ſagen wir in kindlichem Gehorſam nach, was unſre Mutter und Großmutter vor uns geſagt haben; und dieſe waren doch auch chriſtliche Weiber! Dergleichen Leſer ſind in der That mehr zu bedauren, als zu beſtrafen. Sie können bey ihrer gemächlichen Unempfindlichkeit immer ganz fromme Leute ſeyn, denn viele Leute ſind auch aus Dummheit fromm, und ihre gute Abſichten erſetzen das, was ihnen am Verſtande fehlt.

Diejenigen ſind weit weniger zu entſchuldigen, welche auf die Bemühungen, die Laſter lächerlich und verhaßt zu machen, unerbittlich eifern, und doch unermüdet ſind, von ihrem unſchuldigen Nachbar alles Böſe zu reden, was ihnen der Neid oder andre Leidenſchaften eingeben. Vielleicht halten dieſe es für einen Eingriff in ihr Amt: denn dazu haben ſie ſo viel Eigenliebe,

daß

ihre Verleumdungen für Bosheit, und die Ab-
eines Satyrenschreibers für Menschenliebe hal-
lten. Gemeiniglich rührt ihre Wut aus der Quelle
r Laster, aus der Heucheley, her. Sie fühlen
ß ihre Aufführung schändlich ist; sie haben sich
, als daß sie solche ändern sollten; sie glauben,
gethan zu haben, wenn sie ihr einen guten An-
eben. Sie eifern auf die Satyren, um auf die
mdung eifern zu können, nur unter dieser ehrba-
Maske verfahren sie liehlos mit ihrem Nächsten,
n Vorwurf zu befürchten, daß sie gefährliche
mder sind. Denn wie wollte der ein Verleumder
elcher eben um deswillen die Satyren verflucht?
n seyn, daß ich diesen niedrigen Geschöpfen zu
e. Vielleicht ist die Heucheley nur in ihren
Jahren die Ursache dieser Ausschweifungen;
ehmendem Alter erlangen sie durch die unermü-
bung, Böses zu reden, eine solche Fertigkeit da-
, daß sie es wirklich mit Ueberzeugung reden,
glauben, Buße zu predigen, wenn sie lästern,
ß ihnen die Satyre im Ernste verdächtig wird,
allein den Beruf haben, Heiden zu bekehren.
y vielen ist die Begierde, auf die Satyre zu
n, nichts anders, als die Sprache eines bösen
ns. Davon sind sie überzeugt, daß die rühm-
sucht der Satyre nur diese ist, die Laster zu ver-

folgen. Weil ſie aber ſo gar unempfindlich noch nicht ſind, daß ſie ihre eignen Laſter nicht wahrnehmen ſollten; ſo wird ihnen dieſe Abſicht ſchrecklich. Jeden Streich, der auf die Laſter geſchieht, fühlen ſie auf ihrem Rücken. Können dieſe wohl etwas Beſſers thun, als daß ſie dieſe Satyre überhaupt verdächtig machen? Wie viel haben ſie zu ihrer eignen Sicherheit gewonnen, wenn ſie dieſe große Abſicht erreichen? Nun mag die Satyre wider die Laſter eifern; ſie iſt verdächtig. Man fängt an, Mitleid mit den Laſtern zu haben, weil man gehört hat, daß die Abſichten der Satyre boshaft ſind, daß man nicht beßern, ſondern nur verunglimpfen, daß man nicht die Laſter verfolgen, ſondern den armen unſchuldigen Nebenchriſten um ſeinen guten Namen bringen will. Hinter dieſes Vorurtheil verbergen ſie ſich, und genießen ihre Laſter ruhig. Sucht man ſie in ihrem Hinterhalte auf, entblößt man ihre Fehler, ſo ſchreyen ſie über Gewalt, und man bedauert ſie, an ſtatt daß man über ſie lachen ſollte. Mit einem Worte, ſie ſind wie die muthwilligen Knaben, welche die Ruthe verbrennen, um ungeſtraft muthwillig ſeyn zu können.

Verſchiedene von ihnen ſind noch etwas feiner. Sie finden das Lächerliche von ihren Fehlern in einer Satyre abgeſchildert; ſie ſchweigen hämiſch dazu ſtille, und beſeufzen nur das Unrecht, welches andre neben ihnen zugleich leiden müſſen. Sie vertheidigen ihre Mitbürger, um unpartheyiſch zu ſcheinen, und von dieſen wieder vertheidigt

igt zu werden. Können ſie gar ihre ungerechte
e zur Sache des Herrn machen, ſo haben ſie dop-
gewonnen, und für einen laſterhaften Heuchler iſt
s zu ehrwürdig. Ein Mann, welcher die heiligen
n ſeines Amts durch ein unheiliges Leben entkräf-
findet ſein Bild. Er erſchrickt, und ſchweigt. Er
mit boshafter Mühe eine Stelle, nur einen Aus-
, welcher durch eine unbillige Auslegung den Ver-
r zum Religionsſpötter machen kann. Er findet
Wort, welches in ſeinem tückiſchen Munde zur Lä-
ng wird. Nun ruft er mit freudiger Rache das
e! aus, und verdammt den Verfaſſer. Sein Pö-
welchen der Schein blendet, hebt Steine auf, und
olgt im Namen des Herrn denjenigen, welcher nur
wahrer Hochachtung für die Religion ihren laſter-
en Diener entlarven wollen. In der That ſind
die gefährlichſten Feinde der Satyre; aber eben
deswillen verdienen ſie kein Mitleid, und die Rell-
ſelbſt fodert es, daß wir ſie, wenn gar keine Beſ-
ng zu hoffen iſt, ohne Barmherzigkeit vertilgen.
Es giebt noch andere Feinde der Satyre. Dieſe
die traurigen Leſer. Sie ſind wirklich nicht untu-
haft; ſie haſſen die Laſter von Herzen; ſie wür-
es zufrieden ſeyn, wenn man alle Laſterhafte dem
ſel mit Leib und Seele übergäbe; aber ſpotten ſoll
n nur nicht über die Laſter. Ich weiß nicht, wie

dieſen engbrüſtigen Leuten zu helfen iſt; vielleicht weiß es mein Barbier. Die Eigenliebe der Menſchen wird durch nichts ſo empfindlich gerührt, als wenn man ſie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen ſage, daß ihre Laſter abſcheulich ſind; wenn es hoch kömmt, ſo werden ſie verdrüßlich. Aber alsdann ſchämen ſie ſich, wenn ich ihnen ihre Schooſsünden, wenn ich ihnen ihre Fehler, mit denen ſie ſich brüſten, auf der lächerlichen Seite zeige. Wir können unſern Kindern die äußerlichen Fehler des Uebelſtandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir ſolche vor ihren Augen nachahmen; ſie ſehen alsdann, wie häßlich ſie laſſen, und ſchämen ſich. Wollen wir erwachſenen Perſonen weniger Einſicht zutrauen? Wenn ich die Abſicht habe, zu beſſern; ſo thue ich am vernünftigſten, ich wähle diejenigen Mittel, welche die Erfahrung bewährt gemacht hat. Inzwiſchen glaube ich, es wird gut ſeyn, wenn ich mit dieſen traurigen Feinden der Satyre gemeine Sache mache. Sie ſollen mit den Laſtern zanken; ich will über die Laſter ſpotten. Vielleicht ſind wir glücklicher, wenn wir mit zuſammengeſetzten Kräften unſre Mitbürger tugendhaft zu machen ſuchen; ſie mit Feuer und Schwert, ich aber mit Scherze.

Wenn ich ſage, daß viele um deswillen Feinde der Satyre ſind, weil ſie nicht wiſſen, was die Ironie ſey, und worinnen deren Stärke und Schönheit beſtehe; ſo ſage ich wirklich etwas, welches dem guten Geſchmacke

meiner

meiner Landsleute eben nicht zur Ehre gereicht. Inzwiſchen iſt es doch wahr, und alles, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich mich in ihrem Namen ſchäme. Spreche ich: »Die wohllüſtigen Ausſchweifungen der Jugend »ſind die Urſachen einer unglücklichen Ehe, eines ſchimpf»lichen Alters, und eines troſtloſen Sterbens;« ſo verſtehen ſie mich ganz wohl, und werden dieſen Gedanken für erbaulich halten. Wollte ich aber ſagen: »Glück»liche Jünglinge, die ihr die kurzen Augenblicke einer »ſinnlichen Wohlluſt dem ungewiſſen Vergnügen vorzieht, »welches die mürriſche Jugend dem Alter verſpricht; »die ihr zu vornehm erzogen ſeyd, als daß ihr den ge»meinen Mann um die altväteriſche Glückſeligkeit einer »geſegneten Ehe beneiden ſolltet! Es koſtet euch in eurer »Jugend tauſend Unruhe, und oft euer ganzes Vermö»gen, um einem ſiechen und beſchwerlichen Alter mit »ſtarken Schritten entgegen zu eilen. Fahrt unermüdet »fort! Nur der geſittete Pöbel lebt tugendhaft, um ru»hig zu ſterben; ſterbt ihr, ſterbt ihr auch mit Schre»cken, ſo wißt, daß Leute von euerm Stande und Ver»mögen weit über dieſen ängſtlichen Gedanken erhaben »ſind.« Wollte ich dieſes ſagen; ſo würde ich in Gefahr ſeyn, von vielen unwiſſenden Richtern für einen Verführer der Jugend gehalten zu werden. Was ſoll man mit dieſen Leuten anfangen? Man ſchicke ſie wieder in die Schule! Da mögen ſie den **Voſſius** lernen, und ſich erklären laſſen, was die Figur der Ironie heiße!

Nichts

Nichts iſt gemeiner, als die Frage: Wer hat dir aber den Beruf gegeben, Satyren zu ſchreiben? Das iſt leicht zu beantworten. Sagt mir erſt: Wer hat euch den Beruf gegeben, mich zu fragen? »Uns? Die »Begierde, dich von deinem ſündlichen Vorhaben »abzuziehen; das Verlangen, die Unſchuld bei»nen bittern Spöttereyen zu entreißen! mit einem »Worte, die allgemeine Menſchenliebe: Iſt die»ſes nicht Beruf genug?« Gut! Und eben dieſe allgemeine Menſchenliebe iſt auch mein Beruf, Satyren zu ſchreiben. Die Laſter zu ſchrecken, die lächerlichen Fehler den Menſchen verächtlich vorzuſtellen, vernünftige Bürger zu ſchaffen, alle Welt mit mir glücklich zu machen; ſind euch dieſe Urſachen nicht wichtig genug? Brauche ich dazu eine ſchriftliche Vocation? Ich werde mich weiter verantworten, wenn man eben dieſe Frage an alle diejenigen thut, welche Bücher ſchreiben.

Es kommen alſo dieſe feindſeligen Urtheile, denen die Satyre ausgeſtellt iſt, gemeiniglich von ſolchen Leſern her, welche ſich aus angeerbten Vorurtheilen, aus einer übelverſtandnen Frömmigkeit, aus eigner Schmähſucht, aus hämiſcher Heucheley, aus murriſchem Eigenſinne, aus Unwiſſenheit und aus andern Leidenſchaften das bittere Vergnügen machen, ſich zu Feinden der Satyre aufzuwerfen. Ich habe aber oben geſagt, daß die Verfaſſer eben ſowohl als die Leſer, an den übelen Begriffen

Urſache

Urſache ſind, welche ſich viele von der Satyre machen, und ich getraue mir zu behaupten, daß ſie die allermeiſte Schuld daran haben.

Wer den Namen eines Satyrenſchreibers verdienen will, deſſen Herz muß redlich ſeyn. Er muß die Tugend, die er andern lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß ſeine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron der Fürſten, und das Anſehen der Obern das Heiligſte ſeyn. Die Religion und den Fürſten zu beleidigen, iſt ihm der ſchrecklichſte Gedanke. Er liebt ſeinen Mitbürger aufrichtig. Iſt dieſer laſterhaft, ſo liebt er den Mitbürger doch, und verabſcheut den Laſterhaften. Die Laſter wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beſchimpfung die Perſon desjenigen auszuſtellen, welcher laſterhaft iſt, und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er ſieht, daß ſein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und laſterhaft zu ſeyn. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menſchen, aber vor allen Dingen muß er ſich ſelbſt kennen. Er muß liebreich ſeyn, wenn er bitter iſt. Er muß mit einer ernſthaften Vorſicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen ſcherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Worte, er muß ein rechtſchaffner Mann ſeyn!

Wären alle Satyrenschreiber dieses, wie sie es alle seyn sollten; so glaube ich gewiß, die meisten ihrer Feinde würden ihre öffentlichen Freunde werden, und diejenigen, welche nicht dazu gemacht sind, vernünftig zu denken, würden sich, wo nicht vor sich selbst, doch wenigstens vor der Welt schämen, länger ihre Feinde zu heißen. Es ist wahr, wir würden, wenn diese strengen Regeln beobachtet werden sollten, ein paar hundert Satyrenschreiber weniger haben. Aber, das ist auch in der That alles, was man dem Vaterlande nur wünschen kann. So lange dieser Wunsch unerhört bleibt; so lange haben die Verfasser die meiste Schuld, daß die Satyren so vielen Lesern verdächtig sind.

Kein Pasquillant ist zu lasterhaft, er flüchtet sich hinter die Satyre. Er schämt sich nicht, dem Unschuldigen Laster anzudichten; aber ein Pasquillant zu heissen, schämt er sich doch. Seine Bosheit ist gefährlicher, als die Tücke des Straßenräubers. Er verdient, wie dieser, die Rache der Gesetze, und er ist unwürdig, daß wir weiter seiner gedenken.

Wir sind sehr geneigt, die Fehler an unsern Feinden lächerlich zu machen, und schmeicheln uns, daß wir eine Satyre schreiben, wenn wir dieses thun. Ich zweifle daran. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unsern Feind zu bessern? Hat er die Fehler auch wirklich an sich, die wir lächerlich machen?

Drey schwere Fragen! Wie leicht betrügen wir uns selbst, wenn wir dasjenige für einen Trieb der Menschenliebe halten, welches wohl nichts, als eine aufwallende Hitze der Rachbegierde ist. Wir sind beleidigt; unser Feind soll es empfinden, wie gefährlich es sey, denjenigen zu beleidigen, der seine Fehler einsieht, und Witz genug hat, ihn lächerlich zu machen. Wollen wir ihn bessern? Nein! denn er ist unser Feind, und wir verlören zu viel, wenn derjenige durch seine Besserung sich die Hochachtung der vernünftigen Welt verdiente, welchen wir bey der vernünftigen und unvernünftigen Welt lächerlich machen wollen. Vielmals hat er keinen Fehler weiter, als diesen, daß er unser Feind ist. Schwachheiten machen wir zu Verbrechen, und was wir bey uns Versehen heißen, das stellt uns der Haß an unsern Feinden als die abscheulichsten Laster vor. Wie können wir verlangen, daß dasjenige eine Satyre seyn soll, was wir, wenn es wider uns gerichtet wäre, eine rachsüchtige Verleumdung nennen würden? Ich glaube auch, daß es sehr unvorsichtig ist, wider seinen Feind Satyren zu schreiben; gesetzt, daß wir in der That die Absicht hätten, ihn zu bessern, und gesetzt, daß er wirklich lasterhaft wäre. Unser Feind gewinnt zu viel über uns. Er darf nur sagen, daß wir von ihm beleidigt sind, und daß wir als Feinde schreiben: so hat er seine Fehler vertheidigt, und kann ganz

ruhig

ruhig laſterhaft bleiben. Er bringt die Leſer auf ſeine Seite, welche ohnedem geneigt genug ſind, an der guten Abſicht der Satyre zu zweifeln. Wir werden der Welt verdächtig, an ſtatt, daß wir die Fehler unſers Feindes lächerlich machen wollten.

Wenn wir bey manchen die Urſachen unterſuchen wollten, warum ſie mit ſo vieler Bitterkeit wider die Fehler der Menſchen eifern; ſo würden wir finden, daß es aus Misgunſt, und aus ihrem ſchwarzen Geblüte herkomme. Ein rechtſchaffner Satyrenſchreiber wird ſich freuen, wenn es aller Welt wohlgeht; dieſe aber knirſchen über das Glück ihres Mitbürgers. Es wäre zu verwegen, ihm ſein Glück vorzuwerfen. Was ſollen ſie thun? Sie vergiften ihm ſeine Zufriedenheit; ſie machen die Quelle verdächtig, aus der ſein Glück entſprungen iſt, und werfen ihm vor, daß er ſich deſſen nicht vernünftig bediene. Dadurch ſchaffen ſie ſich ein frommes und weiſes Anſehen, und wollen uns bereden, daß ſie dieſes Glücks weit würdiger wären. Unter hundert Satyren, wider die Pracht und Verſchwendung der Reichen, kommen gewiß funfzig aus der Feder ſolcher Verfaſſer, welche innerlich mit dem Himmel murren, daß ſie durch ihre Armuth gehindert werden, auf eine ſo prächtige und verſchwenderiſche Art, wie jene, laſterhaft zu ſeyn. Sie ſind Bettelmönche, welche Mäßigkeit predigen. In ihren Augen iſt ein Reicher

ohne

ohne Unterſchied ein ungerechter Mann. Er und ſein Vater müſſen Wuchrer geweſen ſeyn; wo kämen ſonſt die Schätze her? Die Tugend aber adelt nur, reich macht ſie nicht; ſagt der Herr Verfaſſer mit einer bittern Miene, und ſchielt ganz kleinmüthig auf ſeinen abgetragnen Rock. Sind dergleichen Scribenten nicht ſelbſt Urſache, daß der Verſchwender und die Wuchrer die Satyren verdächtig machen?

Es iſt ein Unglück für die Satyre, wenn ſie denen in die Hände geräth, welche witzig genug ſind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen ſpotten. In der That ſind ſie weder boshaft noch neidiſch; aber ſie ſind muthwillig. Sie wollen nicht gern allein lachen; die Welt ſoll mit lachen. Sie ſpähen die Fehler des andern aus, nicht, ihn zu beſſern, ſondern ihn lächerlich zu machen. Sie ſind froh, daß es Fehler giebt; ſonſt könnten ſie nicht witzig ſeyn. Wären alle Menſchen tugendhaft; wie ſehr würden ſie ſich ärgern! Sie warten nicht, bis ihr reifender Verſtand durch die Erfahrung die gründliche Einſicht erhält, welche nöthig iſt, das Herz eines laſterhaften zu durchforſchen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. Nein; ſo bald ſie vernehmlich reden und leſerlich ſchreiben können, ſo bald reden und ſchreiben ſie Böſes. Sie ſpotten, ehe ſie denken lernen, und weil noch immer viel Gutes unter dem Muthwillen eines ſo lebhaften Jünglings

verborgen liegt, welches ſich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet; ſo wird man finden, daß ſie aufhören zu ſpatten, ſo bald ſie anfangen, zu denken. Inzwiſchen muß derjenige von ihnen leiden, welcher es nicht verdient hat. Die Satyre wird verhaßt, weil ſie ihre Spöttereyen für Satyren ausgeben; und es gehören viele Jahre dazu, ehe ſie das Andenken ihres jugendlichen Muthwillens auslöſchen; man gebe einmal acht, ob nicht dieſe eben diejenigen ſind, welche in den gelehrten Kriegen das größte Lärmen machen.

Die Schreibart, deren man ſich bey der Satyre bedienet, will mit einer außerordentlichen Vorſicht gewählt ſeyn, wenn ſie nicht anſtößig werden und den Leſer wider die Satyre aufbringen ſoll. Viele glauben, recht herzhaft zu ſchreiben, wenn ſie recht anzüglich ſchreiben. Sie murren die Fehler der Menſchen an, an ſtatt daß ſie mit ihnen lachen ſollten; aus Liebe zur Wahrheit ſchimpfen ſie. Sie thun ſehr unrecht. Kömmt ihre Herzhaftigkeit nicht aus einem böſen, ſo kömmt ſie wenigſtens aus einem groben Herzen her: das iſt alles, was man zu ihrer Entſchuldigung ſagen kann; aber wie viel von den Leſern ſind geneigt, dieſe Entſchuldigung gelten zu laſſen? Und dennoch ſind ſie allemal weit erträglicher, als der ungezogne Witz derer, welche nicht ſatyriſch ſeyn können, ohne unflätig zu ſeyn. Ich kenne Männer, welche ſich einbilden, ſehr fein zu denken; welche im Stande

ſind,

sind, einen ganzen Abend lang eine Gesellschaft beyderley Geschlechtes mit den gröbsten Zweydeutigkeiten zu unterhalten, ohne ein einzigmal roth zu werden. Sie sind gemeiniglich die ersten, die über ihre satyrischen Einfälle lachen, und sie zwingen dadurch wenigstens den Wirth, aus Gefälligkeit mit zu lachen; Vernünftige aber werden einen so niederträchtigen Witz verabscheuen. Verhängt es nun der Himmel in seinem Zorne, daß ein dergleichen ungesitteter Mensch gar schreibt, und seine Satyren, wie er es nennt, drucken läßt; was für einen Begriff müssen die Leser von einer Satyre bekommen? Hoffen sie etwan zu bessern? Ich glaube nicht, und sie werden es auch nicht gestehen, daß sie für den Pöbel schreiben; ob sie gleich die Sprache des Pöbels reden.

Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche des Menschen zu zeigen, gar zu weit, und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es giebt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfodert, daß man nicht alle table, ich werde sonst durch meine Uebereilung mehr schaden, als ich durch meine billigsten Absichten nutzen kann. Der Verwägenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen, und die Aufführung der Obern verhaßt, oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finstern Winkel schärfer zu

ſehen glauben, als diejenigen, welche den Zuſammenhang des Ganzen vor Augen haben; ſo iſt es doch ein übereilter Eifer, der ſich mit nichts entſchuldigen läßt. Sie haben ſelbſt noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu ſeyn; wie können wir von ihnen erwarten, daß ſie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren ſollen? Es giebt andre Stände, welche zwar ſo heilig nicht ſind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken; bey denen aber doch die Billigkeit erfodert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend iſt ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denjenigen zu entdecken, deren Ernſthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten ſoll. Wollen wir ſie durch bittre Satyren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Geſetzt, ein ſolcher Lehrer hat ſeine Fehler, welche verdienten, beſtraft zu werden! Vielleicht iſt er eigennützig, vielleicht pedantiſch, vielleicht ein elender Scribent. Er kann ſeyn. Werfe ich ihm dieſe Fehler vor, ſtelle ich ihn dem Gelächter ſeiner Schüler bloß, geſetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu beſſern: ſo werde ich allemal mehr ſchaden, als nutzen. Ich werde ihn vielleicht nicht beſſern, und ſeine Schüler werden glauben, ein Recht bekommen zu haben, demjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er ſie ihrer Pflichten erinnert, ſo oft wird ihm ein

ausfallen, daß sie von einem eigennützigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten daran erinnert werden. Dieses Andenken macht ihnen die nichtigsten Pflichten verächtlich; und ein Schüler, bey dem dieses Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird selten ein redlicher Mann sterben. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert; dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger gezogen. In der That erschrecke ich allemal, wann ich sehe, daß ein Schulmann unter die Geißel der Satyre fällt. Ihn bedaure ich selten; aber die Folgen davon sind mir zu ernsthaft. Und thun dergleichen Lehrer wohl Unrecht, wenn sie der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satyre beyzubringen suchen?

Die Geistlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satyrischer Köpfe auf sie am meisten anprellt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Da verschiedne unter ihnen so wenig sorgfältig sind, ihre Fehler zu verbergen; so können sie von uns nicht verlangen, daß wir sie nicht wahrnehmen sollten. Sie sind nicht über die Satyre erhaben, das räume ich ihnen nicht ein; viele sind tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer unanständigen Aufführung beurtheilen soll, und viele würden gar zu sorglos seyn, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satyre schützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabey verfahren kön-

nt. Es gilt hier beynahe eben das, was ich oben
den Lehrern in Schulen geſagt habe. Die Religion
Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die F
desjenigen verächtlich macht, welcher geſetzt iſt, die
ligion zu predigen. Das Volk iſt nicht allemal
hend genug, einen Unterſchied zwiſchen der Perſon
jenigen, der ſie lehrt, und zwiſchen ſeinen Lehren
zu machen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich
beſſern will, und dadurch in Gefahr komme, das
hen der ganzen Religion zu ſchwächen, welche man
Volke nicht ehrwürdig genug vorſtellen kann? Iſ
Geiſtlicher wirklich laſterhaft; ſo überlaſſe man ihr
Obrigkeit, welche aufmerkſam genug iſt, dem Aerger
zu ſteuern, das ſeine laſterhafte Aufführung in der K
veranlaſſen kann. Hat er lächerliche Fehler, und
finden ſchlechterdings nöthig, dieſe zu züchtigen; ſo
unſere Satyre ſo allgemein ſeyn, daß nur die Fehle
cherlich werden, ſeine Perſon aber, ſo viel es möglic
verdeckt und unerkannt bleibt. Sind es Kleinigke
ſind es gelehrte Schwachheiten, die ihm anhängen
habe man Geduld, oder mäßige wenigſtens die Bi
keiten mit aller Vorſicht. Iſt er ein Ignorant,
doch exemplariſch, (denn es giebt viele exemplariſche I
ranten); ſo verehre man ihn wegen ſeines guten B
dels, und verzeihe ihm ſeine Unwiſſenheit. Durch
natſchnitzer kömmt die Kirche nicht in Gefahr, und

stimmen und mit der angenehmen Vorstellung beruhigen, daß wir gelehrter sind, als er.

Ich habe bey dem Charakter eines Satyrenschreibers gefodert, daß das Ehrwürdige der Religion seine ganze Seele erfüllen muß. Ist dieses, so wird er nicht allein in Ansehung der Geistlichen nach denen Regeln, die ich oben gegeben habe, viele Mäßigung brauchen; sondern er wird auch seine gröste Aufmerksamkeit darauf gerichtet seyn lassen, daß durch seine Satyren das Ansehen der Religion nicht im geringsten geschwächt werde. Wie kann sich derjenige rühmen, daß seine Absicht sey, die Tugend allgemeiner zu machen, welcher gegen die Religion leichtsinnig ist? Ein solcher Mensch wird lasterhaft, um nicht lächerlich zu seyn. Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemißbrauchten Namen der Satyre sich Mühe geben, den ganzen Bau unsers Glaubens zu erschüttern. Ihre unsinnige Wut, so ohnmächtig sie auch ist, verdient das Tollhaus, und keine vernünftigen Vorstellungen. Ich will nur eines Mißbrauchs gedenken, welcher, wenn ich freundschaftlich urtheilen soll, mehr Leichtsinn, als Bosheit, verräth. Es giebt gewisse Gebräuche in der Kirche, welche gleichgültig sind, und zur Religion selbst nicht gehören; sie machen den geistlichen Wohlstand aus. Man hüte sich ja, diese lächerlich zu machen! Ist das Volk abergläubisch, so wird es unsere Schriften verabscheuen; ist es so leichtsinnig wie wir, so

wird es bey dieſen gleichgültigen Gebräuchen nicht ſtehen ſtehen, ſondern weſentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten, und endlich über die ganze Religion ſpotten lernen.

Es war in Deutſchland eine Zeit, wo die Satyre nicht anders, als auf Unkoſten der Bibel, witzig ſeyn konnte. Wenn man recht fein ſcherzen wollte, ſo ſcherzte man aus den Pſalmen, und es gab muntre Köpfe, welche, ſo zu ſagen, eine ganz ſatyriſche Concordanz in Bereitſchaft hatten, um in ihrem Witze unerſchöpflich zu ſeyn. Zur Abwechslung brauchten ſie die Geſänge der Kirche, und ſie brachten dadurch in einer Minute mehr Narren zum Lachen, als Zuhörer der Geiſtliche durch Bibel und Geſänge in einem ganzen Jahre zum Weinen bewegen konnte. Ich freue mich, daß wir uns von dieſem verderbten Geſchmacke, das iſt der gelindeſte Name, den man dieſer Thorheit geben kann, wieder erholt haben. Worinnen beſtund der Witz? Nicht in dem Gedanken, den man vorbrachte, ſondern in der Art, wie er vorgebracht ward. Das kam den Zuhörern luſtig vor, daß wir die geſchwinde Fertigkeit beſaßen, den ernſthafteſten Gedanken der Schrift durch eine poßierliche Verdrehung dermaßen zu verunſtalten, daß er ſo abgeſchmackt ausſah, wie unſer eigner Gedanke. Sie fanden dieſes Mittel ſehr bequem, ſpaßhaft zu ſeyn, ohne daß es nöthig geweſen wäre, Verſtand zu haben; ſie ahmten es

mit

allen Freuden nach; und in kurzer Zeit ward dieſer Mißbrauch ſo allgemein, daß niemand witzig war, als ſo ein libelfeſter Luſtigmacher. Hätte man vor dergleichen Scherze auch um deswillen keinen Abſcheu haben wollen, weil ſie wirklich dem ehrwürdigen Anſehen der Religion nachtheilig ſind; ſo hätte man ſich wenigſtens darum hier ſchämen ſollen, weil wir dadurch einen Eingriff in die Rechte des niedrigſten Pöbels thaten. Man gebe nur einmal acht! So bald ein Stallknecht ſich fühlt, daß er ſeiner denkt, als die Viehmagd; ſo wird er ſie mit ſeinem Spaße aus der Bibel, oder einem geiſtlichen Liede, überraſchen. Das ganze Geſinde ſchreyt vor Lachen, alle bewundern ihn bis auf den Ochſenjungen, und die arme Viehmagd, welche ſo witzig nicht iſt, ſteht beſchämt da. Der ſatyriſche Stallknecht! Man laſſe ihm ſeinen angebohrnen Witz! Sind wir eiferſüchtig darüber?

Darauf bin ich ſtolz, daß in meinen ſatyriſchen Schriften alles mit möglichſter Sorgfalt vermieden iſt, was einigen Leichtſinn gegen die Religion verrathen, oder als ein Mißbrauch der Schrift und Geſänge angeſehen werden könnte. Ich habe dieſes jederzeit für meine erſte Pflicht gehalten; und man wird Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernſthaft genug geäußert habe. Deſto empfindlicher hat es mir ſeyn müſſen, da ich erfahren, daß man unter von meinen Schriften dieſen Vorzug ſo gar ge-

ohnfehlbar ſtreitig machen wollen. Meine Leſer werden mir erlauben, daß ich mich dieſer Gelegenheit bedienen, etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen. Vielleicht leſen ſie es mit Vergnügen, denn dergleichen poßierliche Händel kommen nicht alle Jahre vor Gerichte vor.

Der Eidſchwur iſt ohnſtreitig eine der wichtigſten Handlungen im gemeinen Leben, wir mögen den Menſchen als einen Chriſten, oder nur als einen Menſchen überhaupt, betrachten. Der Mißbrauch der Eidſchwüre iſt mir vor vielen andern Laſtern verabſcheuungswürdig vorgekommen. Den Grund dieſes Mißbrauchs habe ich nicht allein in dem Herzen des Menſchen geſucht, welches immer geneigt iſt, ſich ſeiner Pflichten, ſo viel möglich iſt, zu entlaſtigen; ich habe auch gefunden, daß die Richter ſelbſt, und wohl vielmals wider ihren Willen, Schuld daran ſind. Die Vorſicht, mit welcher man in alten Zeiten ſich des Eides bediente, war Urſache, daß er ſich in ſeinem wahren Werthe erhielt. Je behutſamer man war, die Eide zuzulaſſen, deſto mehr Ehrfurcht behielt man für dieſelben im Gerichte. Itzt ſind unſre Richter weit nachſehender, und ich weis nicht, iſt es die Bosheit der Menſchen, oder iſt eine andre Urſache, welche das Uebel beynahe unvermeidlich macht, daß man vor den meiſten Gerichtsbänken faſt mehr von Eiden, als von Sportrin, reden hört. Ich hatte wahrgenommen, daß ein unverſchämter Leichtſinn bey Ablegung eines Eides

ten gewiſſer maaſſen zu einer Art des Wohlſtandes geworden war. Frauenzimmer, welche ſich würden geſchämt haben, ihrem Bräutigame vor dem Altar anders, als mit einer ehrbaren und geſetzten Mine, die Verſicherung ihrer Treue zu geben, hüpften mit dem flatterhaften Leichtſinne einer Coquette vor den Richterſtuhl, und ſchwuren mit lachenden Minen den ſchrecklichſten Eid. Männer, und Männer, deren Amt vielmals erfodert, daß ſie ſelbſt andre vor dem Meineide warnen müſſen, verrichteten dieſe Handlung mit einer ſo frechen Gaugliſkeit, daß ſie um nichts bekümmert zu ſeyn ſchienen, als wie ſie ihre Füße wohl ſtellen, den Hut unterm Arme anſtändig halten, und den Mantel auf eine galante Art zurückſchlagen möchten. Wer ſie in dieſer Stellung geſehen hätte, der würde darauf nicht gefallen ſeyn, daß ſie hier wären, vor dem Angeſichte des oberſten Richters ſich entweder zu rechtfertigen, oder ewig zu verfluchen; er würde haben glauben müſſen, daß ſie da ſtünden, vor der anweſenden Geſellſchaft einen Scaramuz zu tanzen. Der niederträchtigſte Eigennutz ungewiſſenhafter Advocaten iſt an den meiſten Meineiden Urſache. Können ſie es nur ſo weit bringen, daß ihr Client zum Schwure kömmt; ſo haben ſie gewonnen. Fühlt ihr Client noch einige Regungen der Menſchlichkeit; iſt er noch nicht ganz ohne Gewiſſen: So werden ſie, um einige Thaler beym Proceſſe zu erbeuten, alle ihre Beredſamkeit anwenden,

wendet, ihn entweder eben ſo verſtockt zu machen, a
für ſind; oder, weil dieſes ſo leicht nicht möglich iſt, ihn
wenigſtens durch falſche Begriffe vom Eide, und von deſſe
geheimen Verſtande, das Gewiſſen, wie ſie es nenne
zu erleichtern, und ihn zu Ablegung eines ungerechte
Eides zu vermögen.

Alles dieſes hatte ich wahrgenommen, und ich ſetz
mir vor, meinen Mitbürgern dieſen thörichten Leichtſin
lächerlich zu machen; in der Hoffnung, diejenigen, welch
keiner ernſthaften Betrachtung fähig ſind, würden ſi
wenigſtens um deswillen ſchämen, weil dieſe Aufführun
unanſtändig iſt. Ich redete davon in der ſatyriſche
Sprache der Ironie, und ſagte von dem Eidſchwure
»In den alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, un
»daher geſchah es auch, daß unſre geſitteten Vorfahre
»die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſe
»etwas ſehr wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſe
»ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort,
»wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkomm
»deſto weniger will es ſagen. Einen Eid ablegen
»heißt bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemein
»Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewiſ
»Ceremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in di
»Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwa
»verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hä
»bis man den Hut wieder aufſetzt; mit einem Worte, e
»ei

»ist ein Complimens, das man Gott macht. Ein Com»pliment aber gehört unter die nichts bedeutenden Wör»ter. Etwas eidlich versichern, heißt an vielen Or»ten so viel, als eine Lügen recht wahrscheinlich machen. »Mam Hökus in seinem allezeit fertigen Juristen nennt »den Eid herbam betonicam, und versichert, einem »einen Eid deferiren, sey nichts anders, als seinem la»genden Clienten die Sache muthwillig verspielen, und »die Formel, sich mit einem Eide reinigen, heisse so »viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem Rei»nigungseide gehöre weiter nichts, als drey gesunde »Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten »fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und »wenn auch ja jemand die Vorurtheile der Jugend an »sich, und ein so genanntes Gewissen hätte; so würde »uns doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche »ihn eines bessern belehrten, und für ein billiges Geld »aus seinem Irrthume helfen könnten. Gott strafe »mich! oder: Der Teufel zerreisse mich! ist bey »Matrosen und Musketirern eine Art eines galanten »Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Of»fizier kennen, der schwur auch so; doch schwur er nie»mals geringer, als bey tausend Teufeln, weil er »von altem Adel war. Ich will nicht zu Gott kom»men; Ich bin des Teufels mit Leib und Seele; »ist das gewöhnliche Sprüchwort eines gewissen Nar»rens,

nennt, welcher gut zu gern ausfahren möchte, wie ein Trompetist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen, und wenn ihm sagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte, und dennoch schwört er alle Augenblicke, mit der witzigsten Miene von der Welt, bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Mitjude Jesus, Maria! rufen wollte. „Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird diese Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber daher kommt es, daß sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt aus ist. In der That bedeutet es auch nicht mehr, als die Ehe brechen, und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten, so viel als ein Mann, der zu leben weiß. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unsre Damen schwören alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzosen beynahe gleich thun.“

Ich würde meine Leser beleidigen, wenn ich ihnen nicht zutrauen wollte, sie könnten, ohne mein Erinnern, einsehen, daß dieses in der lachenden Sprache der Ironie eben dasjenige gesagt sey, was ich oben von dem Mißbrauche des Eides, von dem strafbaren Leichtsinne der Schwörenden, und von der Bosheit derjenigen ernst-

haft

haft geschrieben habe, welche ihm Eltern zu einem falschen Eide bereden. Ich ließ diese Stelle, nebst andern, in eben diesem ironischen Charakter, unter dem Titel: Versuch eines deutschen Wörterbuchs *), in die Monatschrift der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes einrücken, und ich war so glücklich, daß dieser Aufsatz bey vernünftigen Lesern Beyfall fand.

Ich weis aber nicht, durch welchen unglücklichen Zufall diese Monatschrift den Bauern eines Dorfs im Voigtlande in die Hände gespielt wird. Sie finden in dem Artikel von Complimenten, in dem von Eidschwüren, und sonst einige Stellen, die ihnen auch als Bauern gefallen. Der Geistliche des Orts hört etwas davon, und weil er nichts als einzelne Stellen hört, so ist es ihm zu gute zu halten, daß er solche, ausser ihrem Zusammenhange, für verdächtig hält. Auch dieses will ich bey ihm noch entschuldigen, daß er auf der Kanzel so wohl, als bey dem Kindtaufessen, ängstlich wider diese Schrift eifert; wider diese gefährliche böse Schrift, die er noch nicht gesehen hat. Kurz, er macht Lärmen, und der Gerichtsverwalter tritt ins Gewehr. Nun hebt sich das Schreiben an! Richter und Schöppen, Müller, Bauern,

*) Siehe diese Sammlung satyrischer Schriften, den zweyten Theil.

Bauern und Einnehmer werden vorgefodert; man will das böse Buch heraus haben, es kommt endlich, und man behält's im Arreste! Hätte man es hierbey bewenden lassen; so würde man an diesem Verfahren nichts weiter auszusetzen finden, als allenfalls eine zu hitzig geäußerte Vorsicht. Ich bin wenig damit zufrieden, daß dieses Buch den Bauern in die Hände gebracht worden. Es kann leicht geschehen, daß Leute von schwacher Einsicht eine Schreibart nicht verstehen, die ihr eigner Gerichtsverwalter nicht versteht, der doch lateinische Bücher hat. Das gemeine Volk mißbraucht gar leicht etwas, wenn es die ernsthafte Absicht nicht übersieht, und eine Obrigkeit kann in der That nicht vorsichtig genug seyn, dergleichen Leuten alles wegzuräumen, was ihre Unwissenheit mißbrauchen kann. Anfänglich glaubte ich auch, die Bauern hätten einen oder den andern Ausdruck unvorsichtig gemißbraucht, und über die Eide leichtsinnig gescherzt. Wäre dieses gewesen; so würden sie diejenige Strafe verdienet haben, welche ein solcher leichtsinniger Mißbrauch nach sich zieht; aber nein! davon findet sich in den Acten nicht die mindeste Spur. Sie haben darinnen gelesen, sie haben mit Vergnügen darinnen gelesen, und das ist ein Verbrechen! Man treibt die Untersuchung weiter; man will alle wissen, die in diesem Buche gelesen haben. Es werden Zeugen vernommen, und das Ansehen der Eide zu vertheidigen, werden vergebne

Lehne Eide geſchworen, weil man alle diejenigen entdecken will, welche ſich den Satan haben blenden laſſen, das Buch zu leſen. Hätte man wohl eine grimmigere Unterſuchung wider Fauſtens Höllenzwang anſtellen können? Alſo gieng die Verfolgung bloß über die arme Schrift, welche mit öffentlicher Cenſur gedruckt, und im ganzen Lande orthodox war, nur in dieſem Winkel von Sachſen nicht. Die Acten ſind voll von beleidigenden Ausdrücken, von ſolchen Ausdrücken, welche einem Richter unanſtändig ſind, und welche die Geſetze, als Beſchimpfungen, geſtraft wiſſen wollen. Man nennt meine Schrift: Verwegenſte Sätze von Geringſchätzung der Eidſchwüre; gottloſe, gewiſſenloſe Lehren; ein ärgerliches Weſen; verdächtige und ſpöttiſche Ausdrückungen von Eidſchwüren; ausgeſtreute Lehren vom Mißbrauche des Meineides; öffentliches Aergerniß; Verführung unſchuldiger Herzen; ſkoptiſche Sätze; Sätze, welche zu nichts geſchickter ſind, als ein zügelloſes Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern, u. ſ. w. Und wo kömmt denn Ihnen alle dieſe Weisheit her, mein Herr, daß Sie in einem Buche ſo viel Giftiges finden, welches vor Ihnen niemand gefunden hat, und nach Ihnen niemand finden wird? Kann denn ich was dafür, daß Ihre Bauern ein Buch geleſen haben, das weder für Ihre Bauern, noch für Sie geſchrieben iſt? Muß man denn ſo

ungezogen seyn, wenn man für die Ehre der Religion zu eifern glaubt? Und kann man sein Amt nicht verwalten, ohne grob zu werden? Wie sollte der Herr Gerichtsverwalter gesprudelt haben, wenn er in den Zeiten geboren wäre, wo die Hexenprocesse noch Mode waren! Es ist ein Glück für mich, daß wir in Sachsen kein Auto da Fe haben! Ich sehe im Geiste, wie er aus heiliger Einfalt ein Bündel Holz zu meinem Scheiterhaufen trägt! In der That bin ich überzeugt, daß dieses ganze Verfahren mehr Eifer, als Ueberlegung, zum Grunde hat. Ausserdem würde ich mich empfindlicher rächen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu verantworten; so bin ich geneigt, ihm ein Vergehen zu verzeihen, dessen er sich, wie ich aus christlicher Liebe hoffe, mit der Zeit schämen wird. Ich wünsche ihm mehr Gutes, als er von mir Böses gesagt hat. Ich will ihm, so viel ich kann, alle Wohlthaten vom Himmel erbitten, et magnum Dei beneficium est, sensu communi valere, sagt Cominäus!

Ehe ich schließe, muß ich noch eines Fehlers gedenken, welcher sich bey der Satyre sehr oft äußert, und an dem die Verfasser so wohl, als die Leser, Schuld sind. Manche sind nicht im Stande, Satyren und lebhaft zu schreiben, wenn sie nicht einen aus dem Volke herausheben, und seine Laster oder lächerliche Gewohnheiten der Welt zur Schau stellen. Sie verfolgen und zerarbeiten

ihn

ihn ſo lange, bis er der ganzen Welt verhaßt oder lächerlich iſt. Ich ſetze voraus, daß ſie dieſes in der That aus Liebe zur Tugend, und andre vor ſeinen Fehlern zu warnen, nicht aber aus Feindſchaft und Verbitterung, nur um ſich zu rächen, thun; denn alsdann verdienen ſie den Namen eines Satyrenſchreibers nicht einmal. Geſetzt aber auch, ihre Abſicht wäre billig; ſo glaube ich doch, daß dieſe verzweifelte Kur nicht eher zu brauchen iſt, bis das Laſter gar zu gefährlich iſt, und zur Beſſerung ſonſt keine Mittel mehr übrig ſind. Derjenige, welchen wir auf dieſe Art dem Haſſe, oder dem Gelächter Preis geben, iſt nunmehr ganz außer dem Stande, ſich zu beſſern; ſo wohl, als ein Miſſethäter, den man an der Stirne gebrandmarkt hat. Die öffentliche Schande muß ihn zur Verzweiflung bringen, und er wird öffentlich laſterhaft, da er es vorher vielleicht nur heimlich war. Ich glaube aber auch, daß wir ſelbſt bey dieſer perſönlichen Satyre, dieſes iſt ihr eigentlicher Name, Gefahr laufen, parteyiſch zu werden. Aus allgemeiner Menſchenliebe fangen wir an, ſeine Fehler zu tadeln, und aus Eigenliebe fahren wir fort, ihn ohne Barmherzigkeit niederzureißen, ſo bald er Muth genug hat, ſich zur Wehre zu ſtellen. Ich will dieſen Satz mit nichts beweiſen, als mit unſern gelehrten Streitigkeiten. Ich glaube, dieſer Beweis geht über alle. Außer der Gefahr, in welche ſich auf dieſe Art ein Satyrenſchreiber begiebt, ſich aus

ſeinen Schranken zu verirren, wird er ſelbſt ſehr vi
bey verlieren. Ich habe das Herz nicht, einen Ver
zu fragen, ob er nicht für die Nachwelt ſchreibe?
nigſtens würde ich ſehr betreten ſeyn, wenn man
auf mein Gewiſſen darüber fragen wollte. Wir n
es alſo nur aufrichtig geſtehen; wir ſchreiben auc
die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir
die perſönliche Satyre dieſen großen Zwock erlan
Ich glaube es nicht. Unſre Satyre wird nur den
fallen, welche den lächerlichen Menſchen kennen, de
züchtigen. Wollen wir dieſen Thoren mit verewi
Wird die Nachwelt, die von ihm nichts mehr weiß
was wir von ihm geſagt haben, mit eben dem Ver
gen unſre Schrift leſen, wie es allenfalls die jetzt l
den thun? Hundert kleine Umſtände, die uns lächr
ſind, fallen ſodann weg, und werden den Nachkom
gleichgültig. Wie viel vermiſſen wir, eben um desw
an den Satyren des Juvenals? Boileau, deſſen
vielleicht bitterer, als aufrichtig, war, hat einen gr
Theil der Unſterblichkeit ſeinen Scholiaſten zu dan
Viele Schriften vom Swift kommen uns abgeſchm
vor, weil wir in Deutſchland die Originale nicht ken
und die Gelegenheit nicht mehr wiſſen, welche ſeine
ſönlichen Satyren veranlaßt haben. Thun wir uns
durch dergleichen perſönliche Satyren nicht ſelbſt E
den?

Wie unendlich ſind die Vorzüge, welche die allgemeine Satyre vor der perſönlichen hat! Dadurch, daß ich Laſter oder Fehler, welche vielen zugleich gemein ſind, zum Gegenſtande meiner Satyre wähle, vermeide ich bey billigen Leſern den Vorwurf, daß ich aus Privatleidenſchaften, aus perſönlichem Haſſe, aus Begierde, mich zu rächen, ſchreibe. Gewinnt ein Autor ſo viel, erlangt er das Zutrauen der Leſer, daß ſeine Abſichten, tugendhaft, billig und uneigennützig ſind; ſo hat er ſchon halb gewonnen. Er kann gewiß hoffen, daß ſeine Satyren beſſern werden, und da er den Beyfall der vernünftigen Welt auf ſeiner Seite hat, ſo muß der Laſterhafte ſich ſchämen, ihn anzufeinden. Ich laſſe ihm Platz, ſich zu beſſern, da ich ſeine Perſon geſchont habe. Noch iſt er unerkannt; noch weis niemand, daß er dieſer Laſterhafte iſt; nur ich weis es, und ſein Gewiſſen. Er hat noch Zeit, tugendhaft zu werden; und die Welt ſoll es nicht erfahren, daß er laſterhaft geweſen iſt. Es kann nicht fehlen; eine allgemeine Satyre muß eine allgemeine Beſſerung wirken. Die Thorheit, die in Leipzig lächerlich iſt, eben dieſe Thorheit iſt in Liſſabon und Moskau lächerlich. Die Narren ſehen, wie die Menſchen, alle einander ähnlich; nur einige Züge verändert das Klima. Kann meine Eigenliebe etwas mehr verlangen, als die ſchmeichelhafte Vorſtellung, daß, wenn ich die ſatyriſche Geiſſel wider die Ungereimtheiten meines Nach-

bars aufhebe, ſich alle Thoren eines ganzen Landes bi
cken, aus Furcht, daß der Streich ihnen gilt? Wir
aber dieſes geſchehen, wenn ich ihnen ſage, daß ich me
nen Nachbar meyne? Eine allgemeine Satyre bleib
der Nachwelt immer neu. Eben die Thoren, die un
lächerlich ſind, ſind auch die Thoren ihrer Zeit. Schi
bre ich das Laſter allgemein; ſo lieſt der Enkel den Cha
rakter eines Laſterhaften, er vergißt, daß dieſer ſcho
vor hundert Jahren geſtorben iſt, und ſucht ihn in ſeine
Stadt.

Ich habe mich vor perſönlichen Satyren in meine
Schriften mit allem Fleiße gehütet. Die Charakter
meiner Thoren ſind allgemein; nicht ein einziger iſt da
unter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich billig An
ſpruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hoch
müthigen, ſo nehme ich die unverſchämte Stirne von
Baven, die ſtolzen Augenbraunen von Mäven, die von
nehmdummen Blicke von Gargil, die aufgeblaſenen Wa
vom Kriſpin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den
aufgeblähten Bauch von Adraſten, den gebieteriſchen
Gang vom Neran; und aus dieſen ſieben ſchaffe ich ei
nen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können
Bav und Mäv, können die übrigen ſagen, daß ich ſie
gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn ſie all
todt ſind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wen
er ſich denjenigen Fehler abgewöhnt, welchen er in dieſe

Kopi

Kopie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzige Person zum Original vorgenommen; so bin ich doch sorgfältig bemüht gewesen, so lange an ihm zu arbeiten, bis das Original durch viele fremde Züge unkenntlich, und zu einem neuen Originale geworden ist.

Ich bin diese Vorsicht meiner Pflicht und der allgemeinen Menschenliebe schuldig gewesen. Desto weniger aber können es diejenigen neugierigen Leser verantworten, welche so vorwitzig sind, und zu diesen allgemeinen Charakteren dennoch gewisse Personen aussuchen, welche darunter gemeynt seyn sollen. Es ist dieses ein sehr gewöhnlicher Fehler der Menschen. Darf ich es wohl sagen, woher er rührt? Wir haben die ungerechten Begriffe von der Satyre, daß sie nicht so wohl auf die Fehler der Menschen, als auf die Personen, gehen soll. Wir suchen daher Personen, so bald wir eine Satyre in die Hände bekommen. Es ist eine gewisse Bosheit in uns, die uns in einer beständigen Beschäfftigung erhält, die Fehler andrer auszuspähen. Wir freuen uns, wenn andre lächerlich gemacht werden: denn wir sind sehr geneigt, mehr über die Fehler andrer zu lachen, als über ihre Tugend uns zu freuen. Mitten unter diesen Entdeckungen sind wir ruhig, daß nicht wir, wir tugendhaften Leute, sondern unser närrischer Nachbar gemeynt ist. Könnten wir wohl so ruhig seyn, wenn wir nicht zu viel thörichte Eigenliebe besäßen? Vielleicht glaubt unser Nachbar, die

Satyre gehe auf uns, und wir lachen wohl zu gleicher Zeit beyde über einander. Verdient nicht unser bosthafter Vorwitz die schärfste Satyre? Durch unsre Auslegungen wird dasjenige eine persönliche Beleidigung, was der Verfasser in der billigen Absicht geschrieben hat, keinen zu beleidigen, sondern alle zu bessern. Es ist wahr, für den Verfasser ist es sehr vortheilhaft, wenn man an zehen Orten zugleich den Thoren findet, den er auf seiner Stube geschildert hat! Man gesteht dadurch, daß seine Charaktere sehr allgemein, und die Thorheiten nach dem Leben gezeichnet sind. Aber diese Schmeicheley muß ihm so schätzbar nicht seyn, als der Ruhm, daß er nur die Fehler der Menschen verfolgt, die Menschen aber als ein vernünftiger Mitbürger liebt. Jener Beyfall kützelt nur seinen Witz; dieser aber macht, daß er ein Recht erhält, auf sein redliches Herz stolz zu seyn.

Da meine satyrischen Schriften das Schicksal gehabt, daß andre den Schlüssel dazu gesucht, und sie auf so vielerley Art ausgelegt haben; so nahm ich schon vor einigen Jahren Gelegenheit, die Unbilligkeit dieses Verfahrens lächerlich zu machen, und mich durch einen meiner Freunde rechtfertigen zu lassen. Der Verfasser eines Wochenblatts, so der Jüngling *) heißt, hat die Mühe

*) S. den Jüngling, erster Band, das 17te und 21ste Stück.

ühe auf ſich genommen. Ich brauche zu meiner
rtheidigung weiter nichts zu thun, als daß ich es hier
derhole.

* * *

Ich bin ſo glücklich mit meinen Blättern, daß ſie
ern in die Hände gekommen, welche eine ſo durchdrin-
de Einſicht und Scharfſinnigkeit beſitzen, daß ſie ſo-
ich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wiſ-
. Dieſe Scharfſinnigkeit macht ſo wohl denen, wel-
ſie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich ſehe
raus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufga-
n anſieht, deren Auflöſung in ihrer Gewalt iſt. Ich
be vor andern Schriftſtellern meiner Art den Vorzug,
ß die Welt keinen Schlüſſel zu meinen Arbeiten haben
ll. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die
abgebildet habe; ſo iſt es mir gleichgültig, ob die Le-
die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich ſie
r nicht kenne. Ich denke, daß ſich allezeit ein Origi-
l zu dem Abgeſchmackten finden wird, den man be-
reibt; es fehlt ja in der Welt an ſolchen Leuten nicht.
dan mag ſich alſo immerhin in die Ohren ſagen: Ja,
, das iſt das Frauenzimmer; es iſt nach dem Leben ge-
offen; es iſt, als wenn ich dieſen Edelmann oder Bür-
r mit Augen vor mir ſähe; wenn man Recht hat, ſo
freut es mich, daß ich die Natur ſo glücklich treffe, und
bedaure den, der das Original zu meiner Kopie wird.
Was die löblichen Charaktere betrifft; ſo verſichre ich
frichtig, daß ich alle diejenigen meyne, welche die ab-
bildeten guten Eigenſchaften beſitzen. Ich bedaure wei-
r nichts, als daß ſich meine Leſer zuweilen nicht eher,
s andre, nennen. Unterdeſſen will ich der Welt das
ergnügen gönnen, und ihr daher heute einige Charak-

tere vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich sie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Personen sind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechsel einlassen, welche diese Personen kennen, damit sie zu einer ganz unstreitigen Gewißheit in ihren Auflösungen gelangen können.

Fa** ist schön; das wissen wir alle. Sie ist noch ein unschuldiges Frauenzimmer! Ja, ja! Sie ist reich; das läugnet niemand. Allein die gute Fa** lobt, aus großer Begierde, gelobt zu werden, sich selbst allzusehr. Der Schade, den sie davon hat, ist sehr groß. Nunmehr will es niemand mehr glauben, daß sie schön, daß sie reich, daß sie ein unschuldiges Frauenzimmer ist.

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet seine Gegenwart; wo er hinkömmt, läuft man vor ihm. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm sagen: Er ist gar zu poetisch. Ein großer Fehler! Man flieht ihn, wie die Pest. Es ist auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er so viel ausstehen soll, als man bey dem Herrn C** auszustehen hat. Wenn ich stehe, so liest er mir seine Gedichte vor; setze ich mich nieder, so liest er sie mir auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und liest mir immer hinten drein; bis auf den Abtritt verfolgt er mich mit seinen geistreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Allee vor ihm sicher? Es hilft nichts; er liest immer vor. Ich eile auf die Reitbahn. Umsonst, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tische; er hält mich immer noch auf. Ich reiße mich los, und setze mich nieder; auch vom Tische jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bette, und schlafe ein. Er weckt mich auf, und liest mir seine Verse vor. Ist wohl

etwas

etwas unerträglichers zu denken? Er iſt ein billiger, rechtſchaffner und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm alles nichts: Es ſcheut ſich alle Welt vor ſeinen Verſen.

Kliton hat in ſeinem ganzen Leben nicht mehr als zwo Verrichtungen gehabt, zu Mittage und zu Abend zu eſſen. Es ſcheint, daß er nur zur Verdauung geboren worden ſey. Er ſpricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzählt, wie viele Gerichte bey dem letzten Schmauſe aufgetragen, was für Eſſen, wie viel Eſſen, was für Braten und Beygerichte aufgeſetzt worden ſind. Er beſinnt ſich ganz genau darauf, was man für Gerichte bey dem erſten Aufſatze gebracht hat, und eben ſo gewiß beſinnt er ſich auf die Früchte, und Aſſietten. Er nennt alle Weine und gebrannte Waſſer her, von denen er getrunken hat. Er verſteht die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mir Appetit, an einem guten Tiſche zu ſpeiſen, wo er nicht iſt. Er iſt ein außerordentlicher Mann in ſeiner Art, der die Kunſt, ſich gut zu mäſten, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er iſt auch der Kenner guter Biſſen; es wird kein Menſch wieder geboren werden, der ſo viel, und ſo gut ißt. Man darf auch ſelten dasjenige loben, was ihm mißfällt. Er hat ſich bis auf ſeinen letzten Hauch zu Tiſche tragen laſſen; er gab eben an dem Tage, da er ſtarb, einen Schmaus. Er mag ſeyn, wo er will, ſo wird er eſſen; und wenn er in die Welt zurückkehrt, ſo kömmt er zum Eſſen wieder.

Ka** befindet ſich wohl auf, und ſieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und ſieht doch blaß. Er verdaut gut, und ſieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterinn, und ſieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Georg**an ist ungemein freygebig gegen abgel
Greise, und verschwendet seine Geschenke an alte re
Wittwen. Verlangt Georg**an vielleicht, daß
glauben soll, er thue solches aus Großmuth? Der I
derträchtige! Seine Geschenke sind Netze und Fallstri
die er ihren Erbschaften legt. Will er seine Großm
bezeigen; will er ohne Eigennutz schenken, so beschenke
mich; denn ich bin jung und munter, und sterbe v
Testament.

Unser Wuchrer F** ist ein schlauer Kopf! Er
eine Frau, die so reizend aussieht, daß ihn niemand zu
Hahnrey gemacht haben würde, wenn er auch Geld da
gegeben hätte. Der Zutritt war allen unverwehrt, u
dennoch fand sich kein Mensch, welcher sich selbst so se
verläugnen können, daß er auf diesen Einfall gekomm
wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eifersüchtig;
bewacht sie, und läßt sie von andern bewachen. Welch
Lärm! Es wimmelt unter seinen Fenstern von jung
Stutzern, die sich fast zu Krüpeln seufzen, und den h
ben Wechsel daran wenden, wenn sie nur eine einzi
Nacht Herr F** seyn können. Herr F** hat seine S
chen vortrefflich gemacht.

Die Madame *** ist vor Zeiten verbuhlt und fa
ein wenig allzu galant gewesen. Man hat von ihr g
sprochen, und dieses hat sie bewogen, sich den allzulä
menden Ergetzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie i
eben noch so empfindlich, aber vorsichtiger. Sie hat ein
gesehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht so wohl dur
ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigun
in denselben, beleidigen, und daß die Entzückungen de
Liebhaber immer sehr wirklich und angenehm sind, wen
sie gleich verschwiegen werden. Sie ist schön; aber ihr
Schönheit ist majestätisch, die sich leicht Ehrerbietung zu

weg

wege bringen würde, wenn sie gleich kein ernsthaftes Wesen annähme. Sie kleidet sich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn sie sagt, daß sie nicht zu gefallen suche; so setzt sie sich allezeit in den Stand, zu rühren, und ersetzt dadurch die Reizungen sorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reizungen verloren, und wenn man die frische Farbe ausnimmt, die mit der ersten Jugend verschwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem sie dieselbe blendend zu machen suchen; so darf die Madame *** nichts bedauern, weil sie nichts verloren hat. Sie ist groß und wohlgebildet; sie hat eine angenommene Nachläßigkeit; ihre Gesichtsbildung und ihre Augen sind gezwungen ernsthaft. Wenn sie aber nicht darauf denkt, Achtung auf sich zu geben; so verrathen die Augen ein lustiges Wesen und Zärtlichkeit. Ihr Verstand ist lebhaft, ohne unbesonnen zu seyn, vorsichtig, und ein wenig zur Verstellung geneigt. Ob sie gleich ein sprödes Ansehen hat; so ist sie doch angenehm in Gesellschaften. Ihre Grundsätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müsse; sie verlangen nur, daß allein der Geschmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen soll.

Herr G** hat sich einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gebahnt. Es giebt eine gewisse Art von Leuten, welche gern die Vornehmsten vor andern seyn wollen, und es nicht sind; diesen hängt er an. Er läßt sich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht sie selbst freywillig an, und bewundert ihre großen Geister. Was sie sagen, lobt er: wenn sie es wieder läugnen; so lobt er dieses auch. Verneinen sie etwas; so verneint ers mit. Bejahen sie etwas; so sagt er auch

Ja.

Ja. Kurz, er hat sich das Gebot auferlegt, allen zu schmeicheln; denn das ist itzt das einträglichste Gewerbe. Er macht aus Narren Unsinnige. Wo er hinkommt, läuft ihm alles entgegen, Köche, Weinschenken, Gastwirthe und Zuckerbecker. Sie grüßen ihn; sie stellen ihm zu Ehren eine Gasterey an, und wünschen ihm zu seiner Ankunft Glück. Man sehe, was der Müßiggang und fremdes Brodt thun kann. Hat Herr G** nicht einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gefunden?

Die Mademoiselle *** ziehet einen Handschuh ab, uns eine schöne Hand zu zeigen, und sie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß voraussetzt. Sie lacht über lustige und ernsthafte Dinge, um schöne Zähne zu verrathen; wenn sie ihr Ohr sehen läßt, so bedeutet solches das, daß es schön ist; und wenn sie niemals tanzt, so kömmt es daher, daß sie, mit ihrer Gestalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu seyn, Ursache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; die Mademoiselle *** redet beständig, und hat keinen Verstand.

Was? Der Madame *** sollte ein einziger Mann genug seyn? Gewiß! nur ein Mann ist für die Madame *** zu wenig. Man wird sie eher dazu nöthigen, daß sie sich an einem Auge begnügen lasse.

Der Herr Professor mag sprechen, oder Reden halten, oder schreiben; so will er citiren. Er läßt von dem Fürsten der Philosophen sagen, daß der Wein trunken macht, und von dem größten Redner der Römer, daß das Wasser denselben mildere. Wenn er sich in die Moral einläßt; so ists nicht er, sondern der göttliche Plato, welcher versichert, daß die Tugend liebenswürdig ist, und das Laster gehaßt zu werden verdient, oder daß aus dem einen so wohl, als aus dem andern, Fertigkeiten entstehen.

hen. Die gemeinſten und alltäglichſten Gedanken, und ſogar diejenigen, die er ſelbſt noch denken kann, will er den Alten, den Lateinern und Griechen ſchuldig ſeyn, nicht etwan, um dem, was er geſagt hat, mehr Gewicht zu geben, oder vielleicht mit ſeiner Wiſſenſchaft ſich ein Anſehn zu machen. Nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr ***, und loben nur die verſtorbenen Poeten: allein ich bitte Sie, vergeben Sie mirs, mein Herr; Es iſt der Mühe nicht werth, daß man ſtirbt, um Ihren Beyfall zu erhalten.

Der Herr Doctor liebt die Inſecten; er ſammlet ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand ſo ſchöne Schmetterlinge von allerley Geſtalten und Farben. Ach! zu was für einer Zeit beſuchen Sie ihn itzt? Er iſt in einen tödtlichen Kummer verſenkt; er iſt murriſch und finſter; ſeine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen entſetzlichen Verluſt erlitten. Kommen Sie nur näher, und ſehen Sie das an, was er Ihnen auf ſeinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es iſt ihm den Augenblick geſtorben! Was iſt es denn? Es iſt eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narre! merkſt du nicht, warum dich P*** mit Geſchenken überhäuft! Du biſt reich, du gehſt auf der Grube! Stirb! Verſtehſt du kein Deutſch?

* * *

Man wird ſich vielleicht der Charaktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt als Aufgaben vorgelegt habe, welche ſie auflöſen ſollte *). Ich und mein

*) S. den Jüngling im 21ſten Stück.

mein Verleger haben verſchiedene Briefe erhalten, in welchen die Perſonen angegeben werden, die ich gemeynt haben ſoll. Ich muß eilen, und dieſe Briefe beantworten; ſonſt bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine ſo gefährliche Sache wäre, ein Autor zu ſeyn. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten einen Autor für ihren Feind, und ich kann bey meinem Vergnügen ſchwören, daß mir nichts lieber, als Ruhe und Friede, iſt. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt ſeyn könnte; ſo traute ich mich nicht auf die Gaſſe und vor die Stadt. So werden die guten Abſichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt ſchreiben, und man giebt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unſchuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören, mich zu beklagen. Hier ſind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Perſonen, die ich abgebildet haben ſoll, weggelaſſen habe.

Mein Herr,

Mit Ihrer Erlaubniß, daß ich Ihnen die reine Wahrheit ſage. Sie ſind für einen jungen Menſchen zu boshaft. Ich habe Ihr ſiebzehntes Blatt mit Erſtaunen geleſen. Im Anfange fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem Martiale, der ſeinen Freunden mit ſeinen Gedich-

Gedichten zur Laſt wird *). Dieſes brachte mich auf die Gedanken, daß Sie etwa derer, welche immer die Originale zu Ihren Charaktern finden wollen, ſpotten würden, indem Sie aus den Schriften der Alten lächerliche Charaktere überſetzten, ohne ſolches anzuzeigen. Ich wurde in dieſer guten Meynung beſtärkt, als ich gegen das Ende Ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenz fand **); denn ich wußte ſo wohl die Stelle aus dem Mar-

*) Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quocunque venis, fuga eſt, et ingens
Circa te, Ligurine, ſolitudo:
Quod ſi ſcire cupis, nimis poeta es.
Hoc valde vitium periculoſum eſt.
Non tigris catulis citata raptis,
Non & ipſa medio peruſta ſole,
Nec ſic ſcorpius improbus timetur.
Nam tauros, rogo, quis ferat, labores?
Et ſtanti legis, & legis ſedenti:
Currenti legis, & legis cacanti:
In thermas fugio, foras ad aurem:
Piſcinam peto, non licet natare:
Ad coenam propero, tenes euntem:
Ad coenam venio, fugas ſedentem:
Laſſus dormio, ſuſcitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir juſtus, probus, innocens, timeris?
Mart. lib. V. ep. 89.

**) Hoc novum eſt aucupium: Ego hanc primus inveni viam.
Eſt genus hominum, qui eſſe primos ſe omnium rerum volunt:

Martial, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenz, noch von der Schule her, auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle meine Register von meinen Autoren nachgeschlagen, und in keinem die übrigen Charaktere gefunden hatte. Sie haben es also unter diesem Kunstgriffe nur verbergen wollen, daß Sie viel große und vornehme Männer lächerlich zu machen suchen. Das ist sehr böshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß Sie mich unter dem Professor, der immer citirt, verstanden hätten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Professur suche! Ich wollte Ihrer spöttischen Zunge bald Einhalt thun. Die Universität sollte mir gewiß Recht schaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufschieben. So viel sage ich Ihnen, reizen Sie mich nicht. Ich weis wohl mehr, als Sie denken.

Leipzig,
den 29sten April.

Z. A. M.

Dieß ist der listigste unter meinen Correspondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem Martial und Terenz einige Charaktere genommen habe. Er hat Recht,

Nec sunt. Hos consector: hisce ego non paro me, ut rideant;
Sed eis ultro arrideo, & eorum ingenia admiror simul.
Quicquid dicunt, laudo; id rursum si negant, laudo id quoque;
Negat quis, nego; ait, ajo; postremo imperavi egomet mihi,
Omnia assentari. Is quaestus nunc est multo uberrimus &c.

Terentius in Eunuch. Act. II. Sc. I.

ht, daß die übrigen in keinem Regiſter ſtehen. Der
mmel weis, was ich mir in ſeiner Perſon für einen
hrten und wichtigen Mann bey der Univerſität zum
nde gemacht habe. Der Profeſſor, den ich meyne,
ein Franzos. Bruyere *) hat ihn in ſeinen Charaktern
ebildet; daß ich keinen itztlebenden Gelehrten meyne,
tätiget nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

)a ich faſt alle Häuſer dieſer Stadt kenne; ſo iſt es
r nicht ſchwer geworden, diejenigen ausfindig zu mac
n, welche Sie in Ihrem ſiebzehnten Blatte ſo wohl
eichnet haben. Ich wollte Ihnen wohl alle Namen
eiben; aber ich befürchte, Sie möchten meinen Brief
cken laſſen. Unterdeſſen kann ich doch nicht errathen,
der Profeſſor ſeyn ſoll, der immer citirt. Ich weis
nanden. Die hieſigen Gelehrten haben nicht darum
irt, daß ſie citiren wollen. Sie lieben, ſo viel weis
alle die Alten wegen ihrer Wahrheiten, die ſie vor-

 tragen,

*) Heriſle, ſoit qu'il parle, qu'il harangue, ou qu'il écrive, veut citer. Il faut dire au Prince des Philoſophes, que le vin enyvre, & à l'Orateur Romain, que l'eau le tempere; s'il ſe jette dans la morale, ce n'eſt pas lui, c'eſt le divin Platon, qui aſſure, que la vertu eſt aimable, le vice odieux, ou que l'un & l'autre ſe tournent en habitude: les choſes les plus communes, les plus triviales, & qu'il eſt même capable de penſer, il veut les devoir aux Anciens, aux Latins, aux Grecs. Ce n'eſt ni pour donner plus d'autorité à ce qu'il dit, ni peut-être pour ſe faire honneur de ce qu'il ſçait. Il veut citer. *Bruy.* p. 440.

tragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunſt, mit der ſie geſchrieben haben, wegen der Geſchichte, die man daraus lernen kann, und wegen aller ſolchen Urſachen mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Unterdeſſen kann es ſeyn, daß Sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden Sie mir doch den Namen deſſen, den Sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bey Ihrem Verleger abfordern laſſen will. Ich wüßte niemanden. Ich bin

Mein Herr Jüngling,

den 2 May, 1747.

Ihr fleißiger Leſer
A.

Herr A. weis niemanden; ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das iſt gewiß!

Mein Herr Jüngling,

Sie ſind ein loſer Vogel. Ich habe Ihr ſiebzehntes Blatt mit Vergnügen geleſen. Sie ſind ein Schriftſteller für mich. Da ich mit den hieſigen Frauenzimmern ſehr vertraut bin: ſo hatte ich kaum von dem Charakter der Jn** die erſte halbe Zeile geſehen, daß ſie ſchön wäre, ſo wußte ich den Augenblick, daß Sie die Mademoiſelle ** meynten. Es iſt an dem, daß ſie ſich ſehr gern lobt. Ich darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu ſagen, auf die ich meine Haare friſiren laſſe; ſo redet ſie gleich von einer neuen Mode, die ſie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zum Worte kommen. Wenn ich ihr einige galante Schmeicheleyen ſa-

gen

gen wollen; ſo iſt ſie oft ſo unverſchämt geweſen, und hat zu mir geſagt, ich hätte vollkommen recht, und ſagte nur noch zu wenig. Und ma foi, ich ſagte ihr ſo viel, daß ſie hätte ſollen roth werden. Habe ich da nicht ſtumm werden müſſen? Kurz: Sie haben ſie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vorzeiten verbuhlt und allzu galant geweſen, iſt doch die Madame ** in der ** Straße? Habe ich nicht recht? Wahrhaftig Sie ſind in Charaktern ſehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 4 May 1747.

der Ihrige,
Jacob Flink.

Herr Flink irrt ſich; es kann ſeyn, daß ſich die Mademoiſelle ** ſelbſt lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeſchickt iſt, und ſie ſeinem unbeſcheidnen Lobe auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiſelle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne ſie nicht. Ja** iſt eine Römerinn *); die Madame *** aber die Madame Kürſay, eine Franzöſinn, deren Geſchichte Herr Crebillon der jüngere beſchrieben hat **). Allein in meinem ſiebzehnten Blatte

*) Bella es, novimus, & puella, verum eſt,
Et dives, quis enim poteſt negare?
Sed dum te nimium, Fabulla, laudas,
Nec dives, neque bella, nec puella es.
Mart. lib. I. ep. 29.

**) Coquette jadis, même un peu galante, une avanture d'éclat, & qui avoit terni ſa reputation, l'avoit de-

iſt aus Verſehen ein Charakter weggelaſſen worden, d welchem ich Herrn Flinken meynte. Weil ich na b) ſei

nen

goutée de plaiſirs bruyans du monde. Auſſi ſenſible mais plus prudente, elle avoit compris enfin, qu les femmes ſe perdent moins par leurs foibleſſes, qu par le peu de menagement, qu'elles ont pour elles mêmes; & que pour être ignorés, les tranſports d'u amant n'en ſont ni moins réels, ni moins doux - Elle étoit belle, mais d'une beauté majeſtueuſe, qu même, ſans le ſerieux, qu'elle affectoit, pouvoit ai ſement ſe faire reſpecter. Miſe ſans coquetterie, ell ne negligeoit pas l'ornement. En diſant, qu'elle n cherchoit pas à plaire, elle ſe mettoit toujours e état de toucher; & reparoit avec ſoin ce que près d quarante ans, qu'elle avoit, lui avoient enlevé d'a grémens: elle en avoit pas même peu perdu; & ſ l'on en excepte cette fraicheur, qui diſparoit avec l premiere jeuneſſe, & que ſouvent les femmes flétriſ ſent avant le tems, en voulant la rendre plus brillan te; Madame *Luxſay* n'avoit rien à regretter. Elle étoit grande & bien faite; & dans ſa nonchalance af fectée, peu des femmes avoient autant des graces qu'elle. Sa Phyſionomie & ſes yeux étoient ſévere forcément, & lors qu'elle ne ſongeoit pas à s'obſer ver, on y voyoit briller l'enjouëment & la tendreſſe Elle avoit l'eſprit vif, mais ſans étourderie, prudent même diſſimulé. Au reſte, quoique prude, elle étoi douce dans la ſocieté. Son Syſtéme n'étoit point, qu'on ne dût pas avoir des foibleſſes, mais que le ſentiment ſeul pouvoit les rendre pardonnables. *Crebillon dans ſes égaremens de l'eſprit & du coeur* p. 17.

nem Urtheile ſo glücklich in Charakkern bin; ſo will ich denſelben itzt noch nachholen.

Man ſagt, daß Herr Flink ſchön ſey; es ſagen es viele, und niemand ſagt es ſo oft, als er ſelbſt. Aber warum ſollte er wohl ſchön ſeyn? Warum er ſchön ſeyn ſoll? Sein Lakey friſirt ihm die Haare am beſten; er iſt immer wohlriechend; er iſt ſo lange auf den Tanzboden gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am beſten; er iſt beſtändig unter Frauenzimmern, weil ſich niemand die Mühe nehmen und ihm die Thüre weiſen laſſen will; er iſt immer ſehr vertraulich mit ihnen, und ziſchelt ihnen beſtändig etwas ins Ohr; er ſchreibt Briefe an ſie, die er für ſehr ſinnreich und galant hält, weil ihm niemand darauf antwortet; er weis genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gaſtereyen. Warum ſollte Herr Flink nicht ſchön ſeyn? Ich will mich nicht länger bey ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Monſieur,

Wenn ich viel eſſe, ſo eſſe ich für mich viel. Er iſt ein junger Menſch, was hat Er ſich um mich zu bekümmern? Wir können freylich nicht alle ſo gelehrt ſprechen, als Er. Spreche Er von ſeinen Büchern; ich will von meinem Braten ſprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, ehe ich mich zu Tiſche ſetzen kann. Er wird in ſeinem ganzen Leben doch nicht ſo viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als Er. Ich bekümmere mich wenig um Ihn. Ich bin noch nicht todt, wie Er in ſeinem Blättchen von mir ſpricht, und

ich will noch lange leben. Künftig habe Er vor Leuten von meinem Alter mehr Reſpekt. Deswegen habe ich an Ihn geſchrieben. Ich denke, wenn Er mit ſeiner ſchmähſüchtigen Zunge fortfährt, daß Er noch auf das Carcer geſetzt werden ſoll. Ich will mich einmal ſo nennen, wie Er mich genannt hat.

Leipzig,
den 4ten May 1747.

Kliton.

Mich dünkt, daß zwiſchen denen, die viel eſſen, und zwiſchen den Klitons, welche Bruyere *) beſchreibt, noch ein ziemlicher Unterſchied ſey.

Mein

*) *Cliton* n'a jamais en toute ſa vie, que deux affaires, qui eſt, de dinер le matin & de ſouper le ſoir, il ne ſemble né que pour la digeſtion: il n'a même, qu'un entretien, il dit les entrées, qui ont été ſervies au dernier repas, où il s'eſt trouvé; il dit, combien il y a eu de potages; il ſe ſouvient exactement, de quels plats on a relevé le premier ſervice; il n'oublie pas les fruits & les aſſiettes; il nomme tous les vins, & toutes les liqueurs, dont il a bû; il poſſede le langage des cuiſines autant, qu'il peut s'étendre, & il me fait envie de manger à une bonne table, où il ne ſoit point. C'eſt un perſonnage illuſtre dans ſon genre, & qui a porté le talent de ſe bien nourir juſques où il pouvoit aller. On ne reverra plus un homme, qui mange tant, & qui mange ſi bien; auſſi

Mein Herr Jüngling,

Es iſt wahr, Sie haben der Welt in Ihrem ſiebzehnten Blatte ſchwere Räthſel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß ausſieht, eine junge Haushälterinn hat, und doch immer blaß ausſieht, überall. Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen ſuchen dürfen, daß Sie ſeine Haushälterinn jung und artig nennen. Es iſt nunmehr ſchon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut, und doch blaß ausgeſehen hat. Konnten Sie nicht zu gleicher Zeit ſeine Gebieterinn beſchreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterinn; ſie war ſchmutzig, und ward Haushälterinn; er hat nichts, und ſie iſt doch reich. Wo mag das herkommen?

Halle, am 3ten May.

X.

N. S. Ich irre doch nicht, daß Sie vor etlichen Jahren hier in Halle ſtudirt haben?

Das weis ich nicht. Die Haushälterinn, von der ich geredet habe, ſoll durchaus jung und artig ſeyn; ich

eſt-il l'arbitre des bons morceaux, & il n'eſt guéres permis d'avoir du gout pour ce qu'il deſapprouve. Mais s'il n'eſt plus, il s'eſt fait du moins porter à table juſqu'au dernier ſoupir: il donnoit à manger le jour, qu'il eſt mort; quelque part où il ſoit, il mange; & s'il revient au monde, c'eſt pour manger. *Bruyere* p. 397.

will es so haben. Martial hat mich zu diesem Charakter veranlaßt *).

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer Sie sind; Sie mögen sich verbergen, wie Sie wollen. Sie sind mein Landsmann, und dieses lasse ich mir nicht abstreiten, seitdem Sie Ihr siebzehntes Blatt geschrieben haben. Wie glücklich haben Sie doch einen gewissen Heuchler getroffen, der in unsrer Stadt schon so viele Erbschaften erschlichen hat! Ich lobe Sie, daß Sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen so vieler Wittwen und Waisen noch nicht zur Reue und Erkenntniß seiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle seine Ungerechtigkeiten genug thue, wenn er einige Stiftungen und Gebetbücher macht, und mit einem großen Lärmen alle Jahre einmal Almosen austheilt. Habe ich den Georg**an nicht errathen? Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Aschersleben,
am 5ten May, 1747.

Ihr aufmerksamer Leser,
Michael Gewiß.

*) Pulcre valet Carinus, & tamen pallet.
Parce bibit Carinus, & tamen pallet.
Bene concoquit Carinus, & tamen pallet.
Tingit cutem Carinus, & tamen pallet.
Puellam amat Carinus, & tamen pallet.
Mart. lib. I. ep. 78.

Folgender Brief betrifft eben dieſen Charakter.

Mein Herr Jüngling,

Fürchten Sie ſich denn vor keinem Proceſſe? Wenn der Herr Licentiat ** keine Erbſchaft von Ihnen erſchleichen kann; ſo kann er doch eine Klage wider Sie machen. Er wohnt auf der ** Straße. Ich habe mich wohl nicht geirrt. Er iſt eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein Deutſch verſteht, mit Geſchenken überſchüttet, damit er ſterben ſoll. Ich möchte ſehr gern mit Ihnen bekannt ſeyn, mein Herr Jüngling. Ich wollte Ihnen auch die kleine koſtbare Perſon mit der goldnen Uhr nennen, welche nur gern wiſſen will, ob ſie von Ihnen gemeynt worden iſt. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Leipzig,
am 6ten May, 1747.

Ihr fleißiger Leſer,
T.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen laſſen, welchen unter dieſen beyden ich gemeynt haben ſoll. Bald wird keine Stadt in Deutſchland mehr ſeyn, wo meine Blätter geleſen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat ſchon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbſchaften zu erſchleichen geſucht haben *).

Leip-

*) Munera quod ſenibus vidulisque ingenia mittis:
Vis te munificum, Gargiliane, vocem?

Leipzig, den 29ſten

Mein Herr,

Ich will Ihnen funfzig Thaler geben, wenn Sie den Namen des Verfaſſers vom Jünglinge nennen. können nichts dafür, daß in dieſem gottloſen Blatte ſchaffne Leute verleumdet werden; das weis ich. Daß ich Urſache habe, auf meine Frau eiferſüchtig zu den, und daß es von Stutzern unter meinen Fen wimmelt, iſt leider der ganzen Stadt bekannt. Aber mich ein junger Menſch einen Wuchrer nennt, da eine Injurie! Die muß die Obrigkeit beſtrafen! F zig Thaler wende ich daran, damit Sie ſehen ſollen, ich kein Wuchrer bin. Ich bin

G**

Herr G** muß mehr bieten, wenn der Ver ſeinen Schriftſteller verrathen ſoll. Der Jüngling ſich um einen ſo geringen Preis nicht nennen. Ich k te zwar ſagen, daß ich den Charakter des G** aus

N

Sordidius nihil eſt, nihil eſt te ſpurcius uno:
Qui potes inſidias dona vocare tuas:
Sic avidis fallax indulget piſcibus hamus,
Callida ſic ſtultos decipit eſca feras.
Quid ſit largiri, quid ſit donare, docebo,
Si neſcis: dona, Gargiliane, mihi.

Mart. lib. IV. ep.

Munera qui tibi dat locupleti, Gaure, ſenique:
Si ſapis, & ſentis, hic tibi ait, morere.

Mart. lib. VIII. ep.

Martial *) genommen: Allein, ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es iſt. Denn er verſteht ohne Zweifel kein Latein, und kann alſo nicht wiſſen, ob ich nicht einige Züge hinzugeſetzt habe.

Mein Herr Jüngling,

Wenn Sie nur nicht ſo viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen und von einem mit ſchwarzen Augen redeten, ſo würden Sie ein hübſcher frommer Menſch ſeyn, der es nicht ſo ſehr mit der itzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieſes habe ich daraus geſehen, daß Sie der eiteln Mademoiſelle **, die ſich auf ihre ſchönen Hände und Füße ſo ſchrecklich viel einbildet, und der Madame **, die mehr als einen Mann braucht, den Text ſo wohl geleſen haben. Ich habe recht meine Freude darüber. Ich ſehe alle Tage mit inniger Betrübniß meines Herzens zu, wie viel junge Menſchen bey ihnen aus- und eingehen. Ich weis nicht, wie der Himmel ſo lange zuſehen kann. Er iſt ſehr langmüthig. Ach wie ſchlimm wird es noch werden! Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Am 5ten May.

Ihre andächtige Leſerinn,
Flavia.

N. S. Itzt gehen ſchon wieder zwey Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden?

Flavia.

*) Nullus in urbe fuit vetus, qui tangere vellet
Unguem grate, Caeciliane, tuam,
Dum licuit; ſed nunc, poſitis cuſtodibus, ingens
Turba futuorum eſt. Ingeniofus homo es.
Mart. lib. I. ep. 74.

Flavia könnte freylich am beſten wiſſen, wenn ich meynte, weil ſie alt iſt, und Neuigkeiten liebt, wenn ich nicht den Charakter der Mademoiſelle ** aus dem Bruyere *) und eine Abbildung der Madame ** aus dem Juvenal **) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beſchrieben, der allein die verſtorbenen Poeten lobt. Wollen Sie Sich in einen bekannten Streit wagen?
Am 5ten May.

Elias Eilig.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Luſt hätte, mich irgend in einen Streit einzulaſſen. Derjenige, den ich meynte, heißt Vacerra; und Martial hat ihn vor mir gemeynt ***).

Mein

*) Argyre tire ſon gant, pour montrer une belle main, & elle ne neglige pas, de decouvrir un petit ſoulier, qui ſuppoſe, qu'elle a le pied petit; elle rit de choſes plaiſantes ou ſerieuſes, pour faire voir de belles dents; ſi elle montre ſon oreille, c'eſt qu'elle l'a bien faite, & ſi elle ne danſe jamais, c'eſt qu'elle eſt peu contente de ſa taille, qu'elle a épaiſſe; elle entend tous ſes interêts à l'exception d'un ſeul, elle parle toujours, & n'a point d'eſprit. *Bruyere* p. 138.

**) Unus Iberinae vir ſufficit: ocyus illud
Extorquebis, ut haec oculo contenta ſit uno.
Iuvenal. Satyr. VI. v. 53.

***) Miraris veteres, Vacerra, ſolos,
Nec laudas niſi mortuos Poetas.

Mein Herr,

Wenn Sie keine Raupen ſammlen, ſollen ſolches darum andre Leute nicht thun? Der Herr Doctor, der die Inſecten ſo ſehr liebt, iſt mein Freund; ich ſuche die Raupen mit ihm, und wenn er ſeine Familie itzt ein wenig leiden läßt; ſo wird es ihr künftig deſto beſſer gehen, wenn er ſein Raupencabinet verkauft haben wird.

Am 8ten May, 1747.

Thomas Raupe.

Ob ich gleich den Charakter dieſes Doctors aus dem Bruyere *) genommen habe; ſo will ich doch den Freund des Herrn Thomas Raupe ſo lange meynen, bis er ſein Raupencabinet verkauft hat, und bis es ſeiner Familie beſſer, als itzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten ſehen, wie ſehr ſich diejenigen geirrt haben, welche die

Ignoſcas petimus, Vacerra; tanti
Non eſt, ut placeam tibi, perire.

Mart. lib. VIII. ep. 69.

*) Il aime les inſectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes; c'eſt ſurtout le premier Homme de l'Europe pour les papillons; il en a de toutes les tailles & de toutes les couleurs. Quel tems prenés-vous pour lui rendre viſite? Il eſt plongé dans une amere douleur, il a l'humeur noire, chagrine, & dont toute ſa famille ſouffre; auſſi a-t-il fait une perte irreparable; approchez, regardez ce qu'il vous montre ſur ſon doigt, qui n'a plus de vie, & qui vient d'expirer, c'eſt une chenille, & quelle chenille! *Bruyere* p. 283.

die Originale zu meinen Charaktern errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche Charaktere in mein siebzehntes Blatt eingerückt, und doch haben sich einige gefunden, welche besondre Personen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben soll. Ein Schriftsteller verspottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob diese oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine so bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur so viel sagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeynt haben will, der so dreist ist, daß er Originale zu meinen Charaktern angiebt. Was meine Leser denken wollen, das lasse ich ihnen frey; ich verlange nur, daß sie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen sollen.

* * *

Wie sehr werde ich nunmehr meinen künftigen Lesern ihre Mühe erleichtern! Sie können es sicher glauben, ich meyne niemanden, als diejenigen, welche wissen, wen ich gemeynt habe.

Leipzig,
in der Ostermesse, 1751.

G. W. R.

DE

EPISTOLIS GRATVLATORIIS

ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ,

Oder deutlicher zu reden:

Von der Vortrefflichkeit der Glückwünſchungsſchreiben nach dem neueſten Geſchmacke.

Wodurch

Herrn N. N.

als Derſelbe die hohe Schule rühmlichſt verließ,

ſeine Ergebenheit bezeugen wollte

Deſſen

aufrichtigſter Freund und Diener

Martin Scribler, der Jüngere *).

*) Dieſe Abhandlung ward zum erſtenmale gedruckt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, M. Auguſt 1741.

VIRGILIVS.

Procumbit humi bos *).

*) Es iſt ein erbaulicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einem alten Schriftſteller einige Worte ſetzet. Wenn in dem ganzen Buche nichts Gutes iſt, ſo ſind wenigſtens die Worte des alten Schriftſtellers gut; ich habe es alſo auch nicht unterlaſſen wollen. Ich habe mir wenigſtens angelegen ſeyn laſſen, eine ſolche Stelle ausfündig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorſatze gar kein Verhältniß hat. Denn dieſes iſt nach dem neueſten Geſchmacke.

Mein Herr,

Sie haben mir vielmals deutliche Proben von Ihrer aufrichtigen Freundschaft gegeben, und haben mich dadurch Ihnen sehr verbunden gemacht; ich gestehe es anitzt öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Sie niemals so groß gewesen ist, als itzt, da Sie diesen Ort verlassen. Ihr Abschied würde mir zwar schmerzlich fallen: Allein, das Vergnügen, Sie mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu sehen; das Verlangen, der gelehrten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinen Landsleuten so natürlicher, als rühmlicher Eifer zu schreiben: dieses sind die Ursachen, warum ich Ihren Abschied so gelassen ansehen kann.

Nur etwas bedaure ich. Ihr Abschied kömmt mir zu unvermuthet *). Nur vor wenig Tagen habe ich dieses

K 2

*) Dieses ist die erste Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Stärke zeuget, die ich in Verfertigung eines Glückwünschungsschreibens, nach der neuesten Mode, besitze. Ihr Abschied ist mir gar nicht unvermuthet gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt. Schon seit dem Tode des Kaisers bin ich mit dieser Schrift fertig gewesen. Ich habe mit innigsten Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, sie unter die Presse zu bringen. Es würde aber ein wesentliches Stück weggefallen seyn, wenn ich nicht so bestürzt und eilfertig gethan hätte. Meine werthesten Mitbrüder,

sen Ihren Entschluß erfahren. Ich bin also nich
Stande gewesen, auf gegenwärtige Arbeit den gehöi
Fleiß zu verwenden. Sie ist eine unreife Frucht *)
ruger Stunden, und die darinn häufig vorkomme
Fehler wird nichts, als Ihr Wohlwollen, und n
beynahe ganz unglaubliche Eilfertigkeit entschuldigen
sen. Von der wenigen Muße **), die ich habe,
der überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrüß
Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas
wähnen.

Alle diese Hindernisse übersteige ich auf eine
dige Art. Ich liefre Ihnen diese Arbeit, und w

J

die wünschende Gesellschaft, sieht die Schönheit
von vortrefflich ein. Und es würde sehr alt
risch geklungen haben, wenn ich gesagt hätte,
dieses Werkchen mit gründlichem Vorbedachte
reifer Ueberlegung geschrieben sey.

*) Dieses Urtheil fälle ich von mir, aus einer geleh
und allen Autoren gewöhnlichen Schamhaftig
will es aber bey dem geneigten Leser möglichst
bitten. Es widerleget sich auch aus obigem
selbst, und ist nur eine Figur.

**) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkun
Wenn ich spräche, daß ich nichts zu thun h
und allem Ansehen nach so bald nicht mit ei
Amte oder überhäufter Arbeit beschwert we
dürfte, so redete ich zwar die Wahrheit; abe
sagte etwas, quod indignum esset nostris tempori
indignum autore, indignum gratulante, et fi
quaquis apprecante.

Ihnen eine, wo nicht ganz neue *) und von mir zuerst erfundene, doch noch nicht sattsam erkannte Wahrheit. Der Nutzen unsrer gelehrten Glückwünschungsschreiben ist zu wichtig, als daß ich denselben mit Stillschweigen übergehen sollte. Ich will denselben angenehm, deutlich, gründlich, und so beschreiben, daß mir hoffentlich niemand seinen Beyfall versagen, sondern vielmehr zugestehen wird: gegenwärtige Schrift sey nach dem neuesten Geschmacke, und als ein Urbild aller gelehrten und zu unsrer Zeit im Schwange gehenden Glückwünschungsschreiben anzusehen. Besonders werde ich mich der Kürze befleißigen **).

§. 1. Im Paradiese ***) lebten unsre ersten Aeltern bey der größten Zufriedenheit. Dieses Glück dauerte

*) Wir leben anitzt, dem Himmel sey Dank, in denen Zeiten, wo alles, was Athem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bey dem Richterstuhle, neue Wahrheiten bey dem Krankenbette, ja so gar neue Wahrheiten auf der Kanzel: und ich wäre nicht werth, in diesem Jahrhunderte geboren zu seyn, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Frist eine ganze Kette neuer Wahrheiten zu entdecken.

**) Dieses ist eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen, ohne Ruhm zu melden, nebst der Ordnung im Vortrage, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen ist. Sed bono vino hedera non opus est.

***) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich ist, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften

nur wenige Zeit. Je häufiger sich ihre Nachkommen mehrten, desto heftiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterblichen zu. Der kleine Ueberrest der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, schwammen in einem

zuerst anzumerken, damit es dem Leser desto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abschnitt halte ich für ein Meisterstück eines Glückwünschungsschreibens. Ich hatte versprochen, kurz zu schreiben, und fange, aller Kürze unbeschadet, vom Paradiese an. Wie schwer sollte es einem andern fallen, die Wörter Paradies, Arche Noah, babylonischen Thurm, Sem, Asien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine so natürliche, lebhafte und bündige Art mit einander zu verknüpfen? Dieses kann ich und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tausend Meilen faßt, das stellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in sechstausend Jahren geschehen ist, das wissen wir in wenig Punkte zu schließen. Noch mehr. Wer hätte meynen sollen, daß ich den Ursprung unsrer heutigen Glückwünschungsschreiben in dem Paradiese zu suchen wüßte? Der folgende Abschnitt wird es weisen, daß ich ihn rühmlichst gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es sey vorizt genug. Nunmehr weis der Leser, was er sich von mir zu versprechen hat. Und die Folge wird weisen, daß dieses und alle auf solche Art eingerichtete Schreiben nichts anders sind, als [illegible]

und Kasten. Die Ruhe und Einigkeit schienen wieder hergestellet zu seyn: es währete aber nicht lange. Die Herrschsucht wollte sich einen Thurm bis in die Wolken bauen: doch eine höhere Vorsicht zerstörte dieses verwegene Gebäude, und verwirrte die Sprachen. Die Kinder Noah verstunden einander nicht mehr. Sie mußten sich trennen. Die stolzen Nachkommen Sems ließen sich in dem fetten Grunde Asiens nieder. Der braune Mohr erwählte sich die sandigten Gegenden Lybiens. Ob es die Söhne Japhets gewesen, welche sich unsere nordliche Gegend zum Sitze ausgelesen, mag ich nicht untersuchen. Und es bemühen sich die Geschichtsforscher noch bis itzt vergebens, wie die bemalten Einwohner in jenes Land gekommen sind, welches Columbus nach so spaten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So sehr wurden diejenigen zerstreut, welche allerseits Kinder eines Vaters waren; und so wenig verstehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat seinen Ursprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entstunden Gesellschaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verstunden einander, und schlugen sich daher zusammen. Die meisten von solchen Gesellschaften hatten zwar keine andre Absicht, als sich zu schützen und zu nähren: wiele aber giengen hierinnen weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte sie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edler war. Sie bemühten sich, ihre Seele und deren Kräfte zu bessern. Sie richteten Schulen auf. Sie erfanden schöne Wissenschaften, und brachten sie in Aufnahme. Aegypten legte den ersten Grundstein zu diesem vortrefflichen Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und übertraf seinen

Lehrmeister. Rom entriß Griechenland Zepter und Lorbeer, und pflanzte beydes auf die fruchtbaren Höhen des Capitolinus. Innerliche Zerrüttung und fremde Gewalt verjagten die Musen aus dieser angenehmen Wohnung. Sie zogen sich weiter nach dem rauhen Norden, und wir sind nebst unsern Nachbarn so glücklich geworden, ihres Umgangs zu genießen. Leipzig, das gelehrte Leipzig, hat sich hierinnen vor allen andern hohen Schulen eines besondern Vorzugs zu rühmen. Tausend vortreffliche Werke sind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meisten mit Stillschweigen, und will nur eine Art derselben anführen. Wer *) thut es uns in Glückwünschungsschreiben zuvor? Wir haben es hierinnen aufs höchste gebracht. Ein jedes derselben ist ein Innbegriff seltner Schönheit, ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muster, welches die Vorfahren mit stummer Verwunderung verehren würden, die spätesten Nachkommen aber als unverwesliche Merkmale unsrer Glückseligkeit rühmen müssen. Dieses alles schreibt sich aus dem Paradiese her. W. J. E. W. **)

§. 3.

*) Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von denen rede, welche ich mir zum Muster vorgesetzt habe, und denen gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es giebt noch eine große Menge andrer Glückwünschungsschreiben, die aber bey ihrer Trockenheit nur denen gefallen können, die an unsrer itzigen und neuesten Art zu denken keinen Geschmack haben.

*) Finis coronat opus. Diese vier Buchstaben wollen mehr sagen, als alle hieroglyphische Figuren der ägyptischen Priester. Sie zeigen an, daß ich fertig

§. 3. Ich habe also den rühmlichen Ursprung der Glückwünschungsschreiben auf so eine Art dargethan, kein vernünftiger Mensch *) etwas daran auszusetzen finden wird.

Nunmehr muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter den nach der neuesten Mode eingerichteten Glückwünschungsschreiben verstehe. Nämlich, ich verstehe darunter nichts anders, als eine sauber gedruckte Abhandlung, worinnen viele Worte, auf eine ungefähre Art, mit allen nur erfindlichen Anmerkungen ausgezieret sind, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte, und bey dieser Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas annehmliches vorgesagt werde. Hiervon will ich ausführlicher handeln.

hin, daß ich ausdrücklich gedacht habe, daß mein Beweis unumstößlich ist. Man mag schreiben, was man will: Man setze nur zum Schlusse W. Z. E. W. so schreibt man mathematisch. Diese Buchstaben sind nichts anders, als das alte Plaudite. Der Verfasser bittet sich dadurch den Beyfall des Lesers aus, daß er seine philosophische Rolle so vortrefflich gespielet hat.

*) Es ist die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Trumpf setzet. Im Lateinischen klingt es noch männlicher: Cui sanum est sinciput et occiput. In meiner ratiocinationes practica, welche künftige Ostermesse ans Licht treten wird, sind zwey Alphabete solcher gründlichen Formeln angemerkt, welche aber größtentheils aus dem Holländischen genommen sind.

§. 4. Mit großem Vorbedacht habe ich oben gesagt, ich wollte, was die Glückwünschungsschreiben wären, entwerfen *). Ich bin so pedantisch nicht, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte **). Dieses ist viel zu verdrüßlich, zu geschweigen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Gesetze selbst davor, als vor etwas gefährlichem, warnen ***). Nur ehedem gieng es an, da man noch eigensinnig war, da man genau wissen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre; kurz, da man noch wenig schrieb, und viel dachte. Es ist dieses itzt ein beschwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bey Jahren sind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieser Sklaverey entrissen. Dieses unterhält unsre Fähigkeit, daß wir mehr schreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freyheit zu sagen, was uns einfällt. Wer mir nicht glauben will, der lese unsre Glückwünschungsschreiben.

§. 5.

*) Ich kann den Unterschied nicht besser ausdrücken, als durch die Distinction: inter definitionem et descriptionem.

**) Es kömmt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich weis sehr umständlich, was zu einer Definition erfordert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich besitze, und daselbst nur nachschlagen dürfte. Mehr gehöret zu einem rechtschaffnen Gelehrten nicht.

***) l. 202. D. de R. l. Omnis definitio &c. periculosa est &c.

§. 5. Ich nenne die Glückwünschungsschreiben eine Handlung. Es sey aber ferne von mir, daß ich da ich anzeigen wollte, als müsse man dasjenige, was dem Titelblatte steht, darinnen ordentlich ausführen, es ist schlechterdings wider den Charakter meiner Glückwünschungsschreiben. Man muß etwas sagen, des sich der Leser nicht versieht. Das Unerwartete rührt meisten. Zum Exempel: Man thut, als wolle man den Regeln der Geselligkeit handeln, und erzählt Geschichte des Aeneas und Turnus. Man verspricht Mittel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, beschreibt dafür das Wesen des Schwefels und lzes. Man stellet sich, als wolle man die Vorzüge heutigen Poesie anführen, und rühmt die Fabeln Crispinus *).

§. 6. Diese Abhandlungen müssen sauber gekleidet seyn. Dieses wird hauptsächlich erfodert; darum be ich es auch zuerst angemerket. Es nimmt den Leunvermerkt ein, und indem er den schönen Druck bendert, so übersieht er manchen Fehler. Zum Titel, welchem man sich der längsten **) und fürchterlichsten

*) Meine Leser werden es hoffens entschuldigen, daß bey diesem Abschnitte keine Note ist. Es ist kein Versehen, welches mir, besonders bey gegenwärtiger Abhandlung, beynahe nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheischig machte, es in folgenden Abschnitten wieder einzubringen.

**) Der Titel, welchen ich dieser Schrift vorgesetzet habe, kann diesen Satz am besten beweisen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und

seyn Wörter zu bedienen hat, nimmt man die ansehnlich
sten Lettern. Soll er recht zierlich seyn, so muß er aus
sehen, wie die Grabschrift eines reichen Müßiggängers
in welche der vergnügte Erbe weit mehr setzen lassen, al
der Verstorbne in seinem ganzen Leben zu thun fähig ge
wesen ist. Daß der Anfangsbuchstabe *) in einem zier
lich geschnittnen Stocke stehen muß, versteht sich von selbst
und jedermann wird zu Steuer **) der Wahrheit beken
nen müssen, daß eine schlechte Abhandlung weit erträg
licher sey, als ein schlechter Anfangsbuchstabe.

§. 7

mancher Dichter empfindet bey denen Versen, di
er zur Welt gebracht, die kützelnde Zufriedenheit
lange nicht, welche ich bey mir verspürt, als ich den
ersten Bogen aus der Druckerey bekam.

*) Videatur mein S. beym Anfange dieser Schrift!

**) Bey dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze
bey, welche ich auf den Titel stechen lassen. Ein
andrer, der meine Fähigkeit im Denken nicht be
sitzt, würde nimmermehr darauf gekommen seyn.
Weil ich dieses Werk selbst verlegen werde, so habe
ich die Kosten nicht gescheut, dieses Kupfer verfer
tigen zu lassen. Es ist die allerneuste Mode. Es
macht ein Buch beliebt. Und was das schönste ist,
so wird gar nicht erfodert, daß sich die Münze zur
Abhandlung schicke, oder etwas davon in derselben
gedacht werde. Wer hätte in meiner Lobschrift auf
die Glückwünschungsschreiben eine Steuermünze
suchen sollen? Blos dem Worte Steuer hat der
Leser das schöne Bildchen zu danken.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zuſammen verknüpften Worten beſtehen. Worte ſind alſo das Hauptſtück unſerer Glückwünſchungsſchreiben. Wenn man dieſe hat, ſo hat man alles. Es giebt noch viele unter unſern Gelehrten, deren Namen ich aber aus Mitleiden verſchweige, welche in dem irrigen Wahne ſtehen, man müſſe zuförderſt wiſſen, was man ſchreiben wolle, und alsdann erſt um die Worte und Ausdrücke bekümmert ſeyn. Verkehrte Meynung! Worte muß man zuförderſt haben. Dieſe muß man mit einander verknüpfen; und alsdann ſieht man, was man geſchrieben hat. Es iſt hier eben, wie mit der Poeſie. Wenn ich den Reim *) habe, ſo habe ich auch den Gedanken, welcher in den Vers ſoll; und wenn der Reim fehlt, ſo iſt mir der ſchönſte Gedanke nichts nütze.

Je fremder die Worte ſind, und je weniger ſie außer der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, deſto ſchöner wird die Schrift. Es würde ſehr gemein laſſen, wenn man nichts ſetzen wollte, als was durch eine natürliche Folge aus einander flöſſe. Ich will ein Gleichniß **) geben. Sie kennen, mein Herr, jenes Frauen-

*) Ich werde hiervon in meinem Poeta in nuce, oder in meiner Sammlung 10000 auserleſener Reime, vermittelſt welcher man, beſonders bey Magiſterpromotionen, auf die leichteſte poetiſche Art, ſatyriſche und ernſthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papiere bringen kann, ausführlich handeln.

**) Es wollte mir hier ſchwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich alſo mit großem Nutzen der Freyheit, welche ſich meine werthеſten Mitbrüder vorlängſt angemaßt haben:

Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarschaft in Verwundrung bringt. Ihre Spitzen nimmt sie aus Holland; die Ohrgehenke aus Indostan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsschmucke nöthig ist. Die Kleidung ist ein Werk der Perstaner. Ihr Fischbeinrock hat seinen Ursprung dem Nordpole zu danken, und sie würde tausend nöthige Dinge entbehren müssen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute solche von dem Süderpole herzuschaffen wüßte. Von ihrem Vaterlande hat sie nichts, als den Körper. Gleichwohl müssen Sie zugestehen, daß alle diese fremden Sachen auf eine geschickte Art zusammen verknüpft sind, und jedermann die wohl ausgesonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beschaffenheit hat es mit unserm Glückwünschungsschreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgeputztes Frauenzimmer. Asien, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; alles muß etwas dazu hergeben. Dieses weis der Verfasser auf eine sinnreiche Art zu verknüpfen, daraus verfertigt er seine prächtige Schrift.

§. 8. Diese Worte *) müssen auf eine ungefähre Art mit einander verknüpft seyn. Was dieses sagen wolle,

Daß sie nämlich mit Gleichnissen reden, wenn ihnen die trocknen Schlüsse zu mühsam sind.

*) Die Regeln, welche ich in diesem Abschnitte gebe, werden sich durch ein Exempel am besten erläutern lassen. Es war am 2ten Jänner 1740, als ich in die wünschende Gesellschaft trat. Ich mußte eine Antrittsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der Vorsitzende redete mich zuerst an. Er sagte

lle, das ist in dem vorhergehenden Abschnitte größtentheils ausgeführt. An diesem Orte will ich nur einige praktische

mir die Regeln und Gesetze seiner Gesellschaft. Ich versprach, ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freymäurer, welcher das Jahr vorher geschrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte stehende Ueberschrift, und sagte, daß ich nach dieser Ordnung alsobald meine Antrittsrede halten sollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen sollte. Er besann sich ein wenig, und sagte mir, ich sollte handeln: Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers. Hierauf hielt ich sogleich eine bewundernswürdige Rede. Als ich mit solcher fertig war, gab ich den Freymäurer dem Vorsitzenden zurück, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darinnen, nach Anleitung und Ordnung eben dieser Ueberschriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieses sehr natürlich auf unsre Gesellschaft, und besonders auf mich an, rühmte dabey, wie leicht zu vermuthen ist, meine Rede ungemein, und hielt es mir, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der ersten Hälfte derselben zu sehr an den aufgegebenen Satz gebunden hätte; versicherte mich zugleich, daß die andere Hälfte unverbesserlich, und nach ihrem neuesten Geschmacke sey. Man wird die Wahrheit dieses Urtheils selbst erkennen, wenn man sich das Vergnügen machen will, sie zu lesen; zu dem Ende habe ich sie dieser Abhandlung beydrucken lassen.

praktische Regeln geben, welche man bey allen derg
chen Ausarbeitungen mit besondern Nutzen wird
wenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdi
Mitglied von derjenigen Gesellschaft zu seyn, welche
geraumer Zeit auf dieser hohen Schule blüht, und
die wünschende Gesellschaft nennt. Sie besteht aus zu
Personen und einem Vorsitzer. Wir kommen alle 2
chen einmal zusammen. Ein jeder von uns muß
Gedanken mitbringen. Diese bestehen entweder aus
nem weisen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer
berschrift, oder aus einem Stücke des Alterthums
der Historie, oder aus einer kritischen Anmerkung.
dürfen nicht mit Fleiß ausgesucht, sondern müssen
ungefähr gefunden, mithin von einander ganz unterse
den seyn. Ein jeder Gedanke wird auf einen besond
Zettel geschrieben. Auf solche Weise bringen wir auf
Zetteln 52 bündige Gedanken zusammen. Diese w
der Vorsitzende in seinen Hut, rühret sie wohl unter
ander, und legt sie alsdann in eine Reihe auf den T
Der, welchen die Ordnung zu reden trifft, steht alsd
auf. Der Vorsitzende sagt ihm einen Satz, welcher
zuerst beyfällt. Dieser muß sogleich abgehandelt werd
und in den 52 Zetteln findet er eine unerschöpfl
Quelle desjenigen, wodurch er aus dem Stegreife
männliche, bündige, gelehrte, sinnreiche und lebh
Rede, ohne Anstoß, vorbringen kann. Es ist di
nichts Unmögliches. Ein jeder Gedanke führt uns
den andern. Ein zufälliges Wort ist hierzu genug. W
sich auch dieses nicht finden, so suchet man ein Gleichn
oder ein Exempel. Das bewährteste Mittel ist die
findung, welche die Redner a contrario nennen. S
aber die aufgegebenen Gedanken gar zu hartnäckigt, u
wollen sie sich auf keine Weise verbinden lassen; so sa

und dieſelben in ihrer unerkannten Ordnung her, und ſchlieſſen mit einem verwundrungsvollen: Jedoch, wo gerathe ich hin! Dieſes heißt auf eine ungefähre Art verknüpfen.

§. 9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe; ſo muß ich ſie auch mit allen nur erſinnlichen Anmerkungen auszieren, damit die Beleſenheit des Verfaſſers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröſtlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieſes ſey, das werde ich in den folgenden weiſen. *Ex* *) *vngue* **) *leonem* ***). Ich geſtehe

*) Es wird dem gemeinen Weſen ſehr zuträglich ſeyn, wenn ich hier anmerke, daß Virgilius das Wörtchen Ex beſonders hundert und ſiebenzehnmal mit Nachdrucke anführet.

Ecl. 3. Puero ſylueſtri EX arbore lecta
Aurea mala decem miſi.
Ecl. 6. Iniiciunt ipſis EX vincula ſertis.
Ecl. 7. EX illo Corydon.
Ecl. 10. EX vobis vnus.
Georg. L. 1. Collectae EX alto nubes.
Ibid. Reuolant EX aequore mergi.
Ibid. Nec minus EX imbri ſoles.
Ibid. L. 2. Inſeritur vero EX foetu nucis &c.
Ibid. Non vllo EX aequore cernes.
Ibid. EX ſe ipſa remittit.
Ibid. EX arbore plantas.
Ibid. Oſcilla EX alta ſuſpendunt.
Ibid. L. 3. Pugnam EX auro.

geſtehe zwar gar gern zu, daß es eine etwas mühſame Arbeit

Ibid. EX hoſte trophaea.
Ibid. Aliam EX alia generando.

Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leſer den über *Virgilii* Opera verfertigten Indicem *Nicolai Erythraei* aufzuſchlagen, welchen ich hier maſcula imitatione ausgeſchrieben habe.

**) a Graeco ὄνυξ, *Terent.* in Eun. Act. IV. Sc. 3. v. 6.
Vnguibus in os alicui inuolare.
Tibull. Libr. I. el. 8. v. 12. Vnguinum praeſegmina.
Tertull. de Poenit. cap. 10. Repaſtinare vngues.
Ouid. I. de arte amandi:
Et nihil emineat, et ſint ſine ſordibus vngues,
Horat. I. epiſt. VII. v. 51.
Cultello proprio purgantem leniter vngues.
Videatur omnino *Fabri* Theſaurus, ſub voce *Vnguis*.

***) Ich zweifle gar nicht, daß man nicht bey dem Worte Leo ſchöne Anmerkungen, aus den Alterthümern, Geſchichten, Münzen, ſinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sterkunſt, und andern Wiſſenſchaften machen könnte. Es war auch dieſes anfänglich mein löblicher Vorſatz, und es würde dieſem Abſchnitte eine ſonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Regiſtern, die ich beſitze, davon nichts rechtes finden können, ſo bin ich hinlänglich entſchuldigt. Denn es iſt bekannt, daß wir Gelehrte nichts weiter wiſſen, als was in den Regiſtern ſteht.

Arbeit ist. Ich weis *) aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrießen lassen, welche von solcher Wichtigkeit lange nicht sind, als ein dergleichen löbliches Vorhaben. Diese Anmerkungen müssen aus vielerley Sprachen bestehen. Hierbey darf man schlechterdings nicht sparsam seyn. Man schreibt für Gelehrte, und also muß man sie auf eine gelehrte Art unterhalten. Dieses **) heißt aber gelehrt, wenn man viele Sprachen kann. Es ist eine leichte Sache, die Gottesgelahrheit zu fassen, die inländischen und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneykunst zu begreifen, und ein Meister der Weltweisheit zu werden. Dazu gehöret nicht mehr, als höchstens eine Zeit von drey Jahren, so ist man darinnen vollkommen. Aber Sprachen

*) *Hesiod.* Op. et Dies, v. 172. ff.

Μηκέτ' ἔπειτ', ὄφελον, ἀγαὶ πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν, ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐστὶ σιδήρεον, οὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύσονται καμάτου καὶ ὀιζύος, οὐδέ τι νύκτωρ
Φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας.

**) Ich muß mich wundern, daß es Leute giebt, welche von einem Gelehrten mehr fodern wollen, als Sprachen. Es ist mir zu verdrüßlich, mich in diesen Streit einzulassen. Ich will meine Gegner nur auf den R. *Moses Ben Maimon* weisen, welcher sie zur Gnüge beschämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. folgendermaßen redet:

וצריך לדעת ולרבות שיהיו בולן בעלי מראין נבחרי
לחש ושיהיו כרוב לשונות כדי שלא תשמעם עמי
הארצות׃

chen zu lernen; dieſes iſt dasjenige, womit wir in der zarteſten Jugend anfangen, vom Morgen *) bis auf den Abend zubringen, und doch in dem ſpäteſten Alter noch nicht fertig ſind. Sollte dieſes nicht die wahre Gelehrſamkeit ſeyn? Sollten dieſes nicht die ſicherſten Merkmale ſeyn, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo **) ſey?

Zwar

*) Dieſes drückt der Ebräer alſo aus: משחרית־שלשעי מבואר Wenn ich nun die Beſchreibung der übrigen Morgenländer, als des Chaldäers,

ממרנת שמשא עד מטמשיה

und des Syrers,

حتى ظبى شمسا بصباحى طلا
لكنى شمسا

und des Arabers,

من مشارق الشمس الى مغاربها

dagegen halte; ſo muß ich dem gelehrten *Flacius* in Clavi Scripturae P. II. Tr. VII. p. m. 758. D. Wagenſeil in Synopſi Hiſt. vniuerſ. P. I. p. m. 264 ſeq. beypflichten, welche die ebräiſche Sprache für die allererſte und die Mutter der andern Sprachen halten.

**) Ich kann nicht läugnen, daß es mir ſehr ſauer geworden, den Apollo hier anzubringen; und wer nicht weis, worinnen die Schönheit eines Glück-

Zwar möchte mancher einwenden: Es sey unmöglich, daß ein jeder eine so weitläuftige Wissenschaft in Sprachen besitze; man habe nicht allemal Gelegenheit, sie zu erlernen; nicht ein jeder sey fähig *), solche zu fassen. Sollte man denn deswegen das reitzende Vergnügen entbehren, etwas zu schreiben? Keinesweges. Ich sehe es nicht als eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verstehen müsse. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen bestehen sollen. Was man nicht selbst kann, das werden doch wohl unsre guten Freunde können. Diese **)

wünschungsschreibens beklebt, der dürfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italiänischer Poet gesagt: Eccoti, benigno Lettore, un parto di poche sere, che se ben nato di nobile, non è però aborto di tenebre, ma si fara conoscer Figlio d'APOLLO con qualche raggio di Parnaso. Weil ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italiänisches setzen wollte, gleichwohl mir nichts anders, als vorstehendes bekannt war: so habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als diese Schönheit missen wollen.

*) On voit peu d'Esprits sans doute, qui ne soient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain desir d'apprendre & d'augmenter leurs lumieres, qui se peut fortifier par une bonne Methode. *Mr. Noble* dans l'Ecole du monde.

**) It is a true saying, that misfortunes alone prove one's friendships, they shew us not only other people's for us, but our own for them; we hardly know our

sind schuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwissenheit zu reißen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechisch, Rabbinisch, Ebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Französisch, Italiänisch, und Engländisch könne? Ich verstehe nichts als meine Muttersprache, und ein wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr ansehen, wenn ich nicht so offenherzig wäre, und es anitzt öffentlich bekennte. Ich habe *) ein halb Dutzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen versehen, und ich habe ihrer Freygebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abschnitte dem geneigten Leser mitgetheilet **). Es

selves any other wise. New Letters of *Mr. Al. Pope*, p. 207.

*) Ich muß hier die aufrichtige Fürsorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Danke rühmen. Ich habe durch ihre Beyhülfe einen so schönen Vorrath von Anmerkungen in verschiednen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu schreiben. Nur kann ich noch nicht schlüßig werden, wovon es handeln soll.

**) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserlesene Sammlung von Noten in ausländischen, und bey uns ganz unerhörten, Sprachen versprochen. Es ist mir verdrüßlich, daß er in Erfüllung seines Versprechens so saumselig ist. Hätte ich sie anitzt gehabt, so würden sie gegenwärtiger Abhandlung ein besonderes Ansehen gegeben haben.

s ist dieses gar kein Fehler von mir. Wenn niemand
ches schreiben wollte, als was er verstünde; so würde
wiß die Hälfte von den gelehrten Werken wegfallen,
elche alle Messen an das Licht treten. Wir haben ge-
ug gethan, wenn wir unsre Namen auf den Titel setzen
ssen.

§. 10. In unsern Glückwünschungsschreiben pfle-
n wir unsern Gönnern oder guten Freunden et-
was Annehmliches vorzusagen.

Es könnte das Ansehen gewinnen, als wäre dieses
r Hauptzweck: er ist es aber nicht. Wir schreiben
cht darum, weil wir etwas wünschen wollen; sondern
ir wünschen, damit wir schreiben können. Die Er-
hrung wird dieses am besten beweisen. Man sehe un-
e Glückwünschungsschreiben an. Den größten Theil
acht eine sogenannte Abhandlung aus. Diese steht
ns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehört unserm
önner oder guten Freunde. In jenem sagen wir ganz
usführlich, ohne uns zu nennen, was für tiefsinnige
nd unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir
nd. In diesem aber bedauern wir in möglichster Kürze,
ß die Schrift wider alles Vermuthen uns unter den
änden gewachsen, und stärker geworden sey, als unser
orsatz gewesen. Wir bezeigen unsern Unwillen, daß
ir abbrechen müssen; wir beklagen, daß der Raum zu
ge, und die Zeit zu kurz ist, und was wir noch alles
eichsam auf der Flucht sagen können, ist dieses: Die
erdienste *) unsers Gönners oder Freundes wären ohne

*) Sie werden also, werthester Freund, mir nicht zu-
muthen, daß ich Ihnen itzt einen ausführlichen
Wunsch, oder ein wohlgesetztes Lob liefern solle.

dieß jedermann bekannt, und wir würden unbillig
delu, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu
welches wir bloß zu erzählen nicht einmal vermöge
ren; empfehlen uns anbey deſſen hohem Patro
oder Freundſchaft, und verharren, bis zu dem
Hauche unſers Lebens, Diener und Freunde.

Wünſche von dieſer Art ſchicken ſich für alle
dergleichen weitläuftige Ausdrücke ſind darum unei
lich, weil wir mit unſern Lobſchriften vorher ferti
ehe wir noch wiſſen, wen wir loben.

§. 11. Nunmehr habe ich den Urſprung der
wünſchungsſchreiben ganz kürzlich gezeigt. Ich h
ſagt, was ich unter Glückwünſchungsſchreiben ve
Ich bin dieſen gemachten Entwurf ſtückweiſe di

Ich gönne Ihnen alles Gutes. Sie beſitzen
ruhmwürdige Eigenſchaften, als ſich in ein
wünſchungsſchreiben von dieſer Art ſchicken.
liebe Sie aufrichtig. Allein, Sie werde
nicht für übel halten, wenn ich davon gar
ſage. Ich würde das Gelübde brechen, n
ich bey meinem Eintritte in die glückwünſ
Geſellſchaft gethan; ich würde mir meine M
der zu Feinden machen. Dieſes können S
nicht anſinnen. Zu geſchweigen, daß gegenw
Abhandlung fertig geweſen, ehe ich an Sie g
habe. Ich und meines gleichen aber habe
dasjenige, was wir einmal geſchrieben, zu vie
und Hochachtung, als daß wir etwas ausſtr
oder ändern ſollten.

gungen. Ich habe Regeln gegeben, und bin solchen selber gefolget. An Noten und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel seyn; und wenn ich nicht gar zu sittsam wäre, so würde ich sagen, daß gegenwärtige Schrift ein Muster aller Glückwünschungsschreiben, eine unläugbare Probe meiner unerschöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Inbegriff vieler in- und ausländischen Schönheiten, und ein solches Werk wäre, welches, wie wir großen Geister tiefsinnig zu reden pflegen, wo nicht sich selbst übertreffe, doch seine eigne Parallele sey.

COROLLARIVM *).

Als ich gegenwärtige Abhandlung einem guten Freunde zu lesen gab; so entdeckte dieser gleich anfangs einen großen Fehler daran. Ich hätte nämlich, sagte er, vergessen, dem Zoilus, beym Eingange meiner Schrift, eines zu versetzen. Ich hätte ihn warnen sollen, daß er sich mit seinem alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen sollte: allein, es ist mit gutem Vorbedachte unterlassen worden. Ich will gar nicht böse werden, wenn

*) Weil Corollarium nicht mehr, wie bey unsern Vorfahren, eine solche Proposition heißt, die aus den vorherstehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt; sondern vielmehr dadurch dasjenige angezeigt wird, was auf das letzte weiße Blatt gedruckt wird: so bin ich befugt gewesen, diesen Anhang ein Corollarium zu nennen.

ſich jemand wider dieſes Weibchen auflehnt; es ſoll mir vielmehr ein beſondres Vergnügen ſeyn. Auf ſolche Weiſe bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas Neues, und vielleicht noch viel zu ſchreiben. Ich habe mich ſchon auf verſchiedene beiſſende und ſatyriſche Gedanken gefaßt gemacht, womit ich meinen Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich alſo jedermann, wer es auch ſey, zu einem gelehrten Kampfe auffodern. Sollte aber niemand, wie ich faſt vermuthe, das Herz haben, ſich an mir zu vergreifen; ſo werde ich mich genöthigt finden, in dem nächſten Glückwünſchungsbriefe, unter verdecktem Namen, ſelbſt wider mich zu ſchreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu ſeyn, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine ſtarke Sammlung auserleſener Streitſchriften unter dem Titel SCRIBLERIANA zu liefern. Schreiben muß ich, und zwar viel ſchreiben; denn ich bin ein Gelehrter.

Rede,

beym

Antritt in die wünschende Gesellschaft,

nach den im vorstehenden 8ten §. und der beygefügten Anmerkung vorgeschriebnen Regeln,

aus dem Stegreife gehalten

von

Martin Scriblern, dem Jüngern.

Am 2ten Jänner 1740.

Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers.

Meine Herren,

Wir machen uns allerseits ein Vergnügen daraus, wenn man uns für ehrlich und vernünftig hält *).

Ein solcher Mann wird durch seine Ehrlichkeit ansehnlich, und ein jeder muß die Verdienste desselben mit Stillschweigen bewundern **).

Es

*) Vir bonus, et prudens dici, delector ego, ac tu. *Horat.*

**) Tam pietate grauem, ac meritis, si forte virum quem Conspexere, silent *Virgil.*

Es iſt aber auch nichts ſo gut, es iſt zu etwas ſchädlich. Was iſt ſo nützlich, als das Feuer? Und gleichwohl kann man die prächtigſten Gebäude dadurch vernichten. Was dient mehr zu unſrer Sicherheit, als das Schwert? Und oft bringt es uns ſelbſt den Tod *).

Wer Ehrlichkeit und Verdienſte ſelbſt von ſich rühmen will, dem glaubt man nicht, der macht ſich verhaßt, der ſchadet ſich ſelbſt **).

Für einen Großſprecher wird man ihn halten ***), und glauben, daß er ſeine Fehler unter dem ſcheinbaren Namen der Tugend verbergen wolle †).

Wer dasjenige in der That ſeyn will, was er von ſich rühmt, der hat unter allen Regeln beſonders viere wohl in Acht zu nehmen ††).

Er muß ſeinen Beruf wohl abwarten, und nicht eher ruhen, bis er ſeiner Pflicht eine völlige Gnüge geleiſtet hat †††)!

Er

*) Nil prodeſt, quod non laedere poſſit idem.
Igne quid vtilius? Si quis tamen vrere tecta
Comparat, audaces inſtruit igne manus.
Et latro, et cautus praecingitur enſe viator,
Ille ſed inſtitiae, hic ſibi portat opem.
Ovid.

**) Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.
Horat.

***) Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?
Horat.

†) Callis enim vitium ſpecie virtutis et vmbra! *Iuvenal.*

††) Quamvis ex omni . . . *Virgil.*

†††) . . . Suſceptum perfice munus! *Virgil.*

Er muß das Wahre von dem Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen *);

Er muß, was ſeinem Amte wohlanſtändig iſt, auf das genaueſte beobachten **);

Er muß endlich der weiſen Vorſicht des Himmels alles ruhig überlaſſen ***);

Aber wie wenige unter uns thun dieſes! Wie wenige kennen ihre eigne Schwäche †)!

Wie wenige warten ihren Beruf gebührend ab! Man ſollte zwar meynen, ſie wären in beſtändiger Arbeit und Unruhe; in der That aber thun ſie gar nichts ††).

Fodert ihr Beruf eine Verſchwiegenheit, ſo glauben ſie doch, es ſey ihnen erlaubt, alles, was ſie hören,

*) - - - Pulſa, dignuſcere cautus,
Quid ſolidum crepet, et pictae tectoria linguae. *Perſ.*

**) - - - Rigidi ſeruator honeſti. *Lucan.*

***) Permittes ipſis expendere numinibus, quid
Conueniat nobis, rebuſque ſit vtile noſtris.
Nam pro iucundis aptiſſima quaeque dabunt Di:
Charior eſt illis homo, quam ſibi. *Iuuen.*

†) - - - Egomet me noui.
SY. Pauci iſtud faciunt homines, quod tu praedicas.
Nam in foro vix decimus quisque eſt, qui ipſus ſe noverit. *Plaut.*

††) Eſt ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concurſans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens. *Phaedr.*

um, was in der Nacht der Vergeſſenheit, wo es noch ſo tief verſteckt bleiben ſollte, in der ganzen Welt ausgebreiten *).

Fällt ihnen auch zuweilen ihre Pflicht ein, finden ſie eine innerliche Regung, ſolche zu beobachten; ſo reut ſie doch dieſer Vorſatz gleich wieder. Sie bleiben bey dem erſten Schritte ſtill ſtehen, weiter gehen ſie nicht fort **).

Viele ſtört die Rachbegierde in Beobachtung ihrer Pflichten, und dieſe verrathen, wie klein, wie niederträchtig ihre unedle Seele ſey ***).

Je leichter ſie dieſen Fehler vermeiden könnten, deſto thörichter handeln ſie, daß ſie es nicht thun †).

Und wie könnten ſie dieſe Leidenſchaft wohl leichter überwinden, als wenn ſie bloß die Liebe zum Vaterlande ihr Augenmerk ſeyn ließen ††)?

Die zweyte Pflicht war:

Man muß das Wahre vom Falſchen vorſichtig zu unterſcheiden wiſſen.

Man

*) - - - Loca nocte ſilentia late,
Sit mihi fas audita loqui: ſit numine veſtro
Pandere res alta terra, et caligine merſas. *Virgil.*

**) Dum licet, et molici tangunt praecordia motus,
Si piget, in primo limine ſiſte pedem. *Ouid.*

***) - - - - - Quippe minuti
Semper et infirmi eſt animi, exiguique voluptas
Vltio. *Iuvenal.*

†) Tu quod cauere poſſis, ſtultum admittere eſt. *Terent.*

††) Vincet amor patriae - - - - *Virgil.*

Man dürfte hier nur der Wahrheit ſelbſt folgen, welche durch ihren Glanz die dickſte Finſterniß vertreibt *).

Dieſes iſt der erſte Grund, worauf dieſe ganze Wiſſenſchaft ruht; nur dieſen dürfte man ſich bekannt machen **).

Allein, man iſt zu verdroſſen, und dieſes macht uns die leichteſte Sache beſchwerlich ***).

Oft haben wir zu viel Eigenliebe; wir wollen unſern verdrüßlichen Hochmuthe nicht entſagen, und eben dadurch wird unſre ganze Vorſicht zu Schanden gemacht †).

Oft glauben wir dem äußerlichen Scheine zu viel ††).

Wenn man drittens in ſeinem Berufe das Wohlanſtändige beobachten will; ſo darf man kein abgeſchmackter Nachahmer alles desjenigen ſeyn, was uns vorkömmt †††).

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich ſelbſt groß machen will. Nur diejenigen betrügt man dadurch, die uns

*) Noctem flammis funalia vincunt. *Virgil.*

**) Elementa velint vt diſcere prima. *Horat.*

***) Nulla eſt tam facilis res, quin difficilis ſit,
Quam inuitus facias - - - *Terent.*

†) Ingratam - - - pone ſuperbiam
Ne currenti retro ſimis eat rota. *Horat.*

††) Nimium ne crede colori. *Virgil.*

†††) Scribere ſi fas eſt imitantes turpia Mimos. *Ovid.*

uns nicht kennen; denen, die uns beſſer kennen, wird man lächerlich *).

Es iſt unanſtändig, wenn ein ſolcher Mann andrer ſpotten, und über ihre Beſchimpfung frohlocken will **).

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich der öffentlichen Gebräuche entziehen will, welche nichts Abergläubiſches, nichts Eitles bey ſich haben ***).

Kurz: Bey allen ſeinen Handlungen darf er auch das ſchärfſte Urtheil der ganzen Welt nicht ſcheuen †).

Die vierte und letzte Pflicht iſt, daß er ſich der liebreichen Vorſorge des Himmels überlaſſe.

Die Welt iſt ein verführeriſches Labyrinth; man muß alles der Leitung des Himmels anheim ſtellen ††).

Je-

*) - - - Verbis iactans gloriam
Ignotos fallit, notis eſt deriſui. *Phaedr.*

**) Scit riſiſſe vafer, multum gaudere paratus,
Si Cynico barbam petulans Nonaria vellat. *Perſ.*

***) - - - Non haec ſolennia nobis
Vana ſuperſtitio - - - *Virgil.*

†) - - - Volet haec ſub luce videri,
Iudicis arguetum quae non formidat acumen. *Horat.*

††) Vt quondam Creta fertur Labyrinthus in alta,
Parietibus textum caecis iter, ancipitemque
Mille viis habuiſſe dolum, qua ſigna ſequendi
Falleret indeprenſus et irremeabilis error. *Virgil.*

Je weniger man von ihm verlangt, deſto mehr erhält man von ihm *).

Es heißt hier gar nicht:

- - - Cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque ſanguine gaudet **).

Man thue ſeine Berufsarbeit, dafür trage man Sorge; für das Uebrige ſorgt der Himmel! Was will man weiter ***)?

Eine reiche Aernte wird ſodann unſre Belohnung ſeyn ****).

Wir können dieſes thun, wir haben die Fähigkeit dazu vom Himmel erlangt †), und dieſer iſt auch der erſte Urheber davon ††).

Non

*) Quanto quisque ſibi plura negauerit,
A Dis plura feret - - - *Horat.*

**) - - - Cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque ſanguine gaudet. *Ouid.*

***) Et dubitant homines ſerere, atque impendere curam?
Quid maiora ſequar? *Virgil.*

****) Quid faciat laetas ſegetes. *Virgil.*

†) - - Equidem credo, quia ſit diuinitus illis
Ingenium - - *Virgil.*

††) - - Horum omnium cauſa
Conſtituiſſe Deum fingunt. - - *Lucret.*

Non omnes arbuſta iuuant humilesqu
myricae *)!

Man darf nicht einen Augenblick aufſchieben, ſei
Lebensart vernünftig einzurichten **), und eine Bl
gel läßt nicht eher ab, zu ſaugen, bis ſie ganz v
Blut iſt ***).

Meine Rede könnte hier wohl manchem unorde
lich und verwirrt ſcheinen †), wenn man nicht bedäch
daß der Menſch um deswillen aufrecht erſchaffen ſey, d
mit er den Himmel betrachten ſolle ††).

Glückſelig iſt derjenige, welcher von freyen Stück
ohne Zwang thut, was recht iſt, und keinen Richt
ſcheuen darf †††).

Di

*) Non omnes arbuſta iuuant, humilesque myricae.
Virgi

**) Incipe: qui recte viuendi prorogat horam,
Ruſticus expectat, dum defluit amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aeuum.
Hora

***) Non miſſura cutem, niſi plena cruoris, hirudo.
Horaz.

†) - - - Farrago libelli. *Iuuena*

††) Os homini ſublime dedit caelumque tueri
Iuſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus. *Ouid*

†††) - - - Vindice nullo
Sponte ſua ſine lege fidem rectumque colebat.
Poena metuſque aberant, nec verba minacia fixo
Aere legebantur. Nec ſupplex turba timebant
Iudicis ora ſui, ſed erant ſine iudice tuti. *Ouid*

Dieſes geſchah in den erſten Zeiten; itzt ſind ſie viel ſchlimmer, und die Bosheit nimmt überhand *).

Die Waffen ſind ſchädlich; Wolluſt aber ſchadet weit mehr **).

Sehr wohlbedächtig hat Horaz geſagt:

Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem.
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae.
Recte facta refert. ***)

Und handelt derjenige nicht am vernünftigſten, welcher nichts Thörichtes unternimmt †)?

Doch wo gerathe ich hin! Ich komme zu weit ab. Ich verliere mich von meinem Zwecke.

Horaz, den ich nur itzt gelobt habe, ſtraft mich ſelbſt, wenn er ſagt:

*) Quippe aliter tunc orbe nouo caeloque recenti
Viuebant homines - - -
Omne aliud crimen mox ferrea protulit aetas. *Iuuen.*

**) - - - Saeuior armis
Luxuria incubuit. - - - *Iuuenal.*

***) Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae.
Recte facta refert. *Horaz.*

†) Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte. *Horaz.*

Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, et ſibi c
ſtet *)!

Der Haß gegen die Wolluſt hat dieſe kleine Un
nung verurſacht. Und gewiß iſt dieſer Eifer nöthig, t
wer die Schamhaftigkeit einmal verlieret, findet ſie r
wieder **).

Allein es iſt mein Vorſatz nicht, die Laſter zu
ten, und alle Narren durch die Muſterung gehen
laſſen ***).

Wenn würde ich fertig mit Tadeln? Denn es
alles voll von lächerlichen Fehlern †).

Ich handle von den Pflichten eines ehrlichen
vernünftigen Mannes. Ich habe oben vier Regeln
geben; ich will noch die fünfte hinzuthun:

Man muß friedfertig ſeyn, wenn man Gelegen
zu ſtreiten hat; man muß dem Nächſten helfen, w
man ihm gleich ſchaden könnte; man muß ſich der
gend befleißigen, wenn es auch erlaubt wäre, laſter
zu ſeyn ††).

*) - - - Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, et ſibi conſtet. *Ho*

**) Laeſa pudicitia eſt, deperit illa ſemel. *O*

***) - - - Hinc propius me,
Dum doceo inſanire omnes, vos ordine adite. *Ho*

†) - - O quantum eſt in rebus inane! *P*

††) Tum certare odiis, tum res rapuiſſe licebit.
Nunc ſatis, et placidum hori componite foedu
Vi

Wer diese Regeln beobachtet, von dem kann man wohl nicht sagen, daß er sich mit geringen Kleinigkeiten beschäfftige *).

Es ist dieses ein wesentliches Stück des Gottesdienstes, welchen die Natur selbst den entlegensten Völkern bekannt gemacht hat, und von welchem Lucrez sagt:

Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis **).

Ich weis, meine Herren, Sie haben einerley Meynung mit mir. Ich wünsche, daß diese flüchtige Probe den entscheidenden Beyfall einer so ansehnlichen Gesellschaft erlangen möge. Dieses, und die Ehre Ihr Mitglied zu werden, wird mich aufmuntern, Sie bis in meinen Tod mit Wünschen zu überhäufen.

*) Rem peragit nullam - - *Martial.*

**) Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis. *Lucret.*

Klage

wider

die weitläuftige Schreibart *).

Hochedler Herr,

Hochgeehrteſter Herr,

Welchergeſtalt Ew. Hochedl. in Ihrer Monatsſchrift,

> daß alle muntre Köpfe dieſes großen teutſchen Reichs die Freyheit haben ſollten, Ihre Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern,

hochgeneigt, und günſtig erlaubt, nicht minder,

> daß Denenſelben ſie die wohlgerathenen Proben, von der Stärke ihres Geiſtes, und der Gründlichkeit ihres Verſtandes, zur Bekanntmachung anvertrauen möchten,

zugleich erſucht; Solches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich ſeyn, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1ſten Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in mehrerm.

Nach-

*) Ward zum erſtenmale gedruckt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Chriſtmonat, 1741.

Nachdem nun von meinem hochgehrtesten Herrn Herdurch ich befehliget zu seyn glaube, dasjenige, so zur Ausbesserung der deutschen Sprache dienet, treufleißigst und pflichtschuldigster Maßen beyzutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

> quod culpa sit, immiscere se rei ad se non pertinenti, l. 36. D. de R. I.

wenigstens wider den klaren Inhalt der Gesetze laufen würde, wenn jemand, daß ich mir diese Freyheit nehme, übel deuten wollte,

> quia, quotiens dubia interpretatio libertatis est, secundum libertatem, respondendum erit, l. 20 ibid.

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich mißfällig wahrnehmen müssen, daß Dieselben uns zwar von verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten sey, nicht alleine geflissentlicher Weise keine Anleitung gegeben,

> eius enim est non nolle, qui potest velle. Vlpianus l. 1. ad Sabin.

sondern auch zum mehresten solche Stücke uns vorgelegt, in welchen oftermals die gründlichsten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leser bey denen bündigsten Beweisen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in funfzig Perioden einge-

hället worden, was doch auf die angenehmſte und deutlichſte Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, ſollen, oder mögen;

iniuſtus enim videtur, qui per ambages exponit, quod vna formula comprendere poteſt. Pyrrhus Mauritius, de Satisd. et fidej.

Et illa actio eſt optima, quae breuiſſima. vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de conuent. it. Loriottus de tranſact. et Caccialupa de off. aduoc.

Als habe Ew. Hochedl. ſolches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß ſolchem allem abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefaſſet werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entſtehenden Falls, daß ich dieſerhalb, nach gegenwärtiger Probe eigne Regeln entwerfe, und Denenſelben zur Bekanntmachung ſchierſtkünftig überſende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenſelben bin ich übrigens angenehme Freundſchaft zu erweiſen, vor die Perſon ſtets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedl.

Meiſſen,
den 9ten Novembr.
1741.

ergebenſter
CAIVS IAVOLENVS,
I. V. D. Aduocatus & Not. Publ. Caeſ. cot. Reg. El. immatr.

Unter-

Unterdienstschuldigstes Inserat.

ich,

Hochgeehrtester Herr,

dürfte zwar manchen aus Eigensinn beyfallen, daß ese meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuf- g sey, ob ich gleich in einem Satze dasjenige sagte, wo ein andrer eine Ausführung von vielen Perioden ge- macht haben würde, nicht weniger, daß die Einstreuung lvaterischer Worte, und die barbarischen Namen frem- er Rechtsgelehrten so abgeschmackt, als ihre beygebrach- n Zeugnisse wären;

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit h mit Grunde nicht beschuldiget werden mag, da ich asjenige, so ich geschrieben, ganz wohl verstehe, ein- iglich vor unzählig neuern Schriftstellern einen großen Vorzug verdiene, anbey wider die arithmetische Ver- hältniß läuft, daß dasjenige, so in einem einzigen Satze esagt wird, eben so weitläuftig seyn sollte, als das, wozu ich die mühsame Umschreibung vieler Perioden nö- hig habe, hiernächst die Beybehaltung geschickter Kunst- wörter vielmehr eine Lobeserhebung, als Bestrafung, verdienet, über dieses die Anziehung alter Rechtsgelehr- ten und ihrer Zeugnisse allerdings nach dem neuesten Ge- schmacke zu seyn scheinet, da die eingebildetsten meiner Landsleute zum öftern den Homer, Virgil, Boileau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechisch, la- teinisch, französisch, und englisch sagen lassen, worauf

vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutſcher wen
gefallen ſeyn würde;

Als zweifle ich nicht, Ew. Hochedlen wer
ſich meinen Vorſchlag gefallen, und mir dasjenige A
wiederfahren laſſen, welches Sie einem Patrio
und Beförderer der deutſchen Sprache ſchuldig
ich bin

Ew. Hochedlen

Datum vt in litteris.

ergebenſter

C. IAVOLENV

Memoires d'Amouretten,

oder

Lobschrift auf Amouretten,

ein Schooßhündchen *).

Gensigter Leser!

Die vornehmste Sorge eines Schriftstellers geht dahin, wie er sich des Beyfalls seiner Leser versichern möge. Die meisten schreiben heutiges Tages aus Hunger; viele suchen berühmt zu werden; einige wenige haben die Absicht zu erbauen; alle aber bemühen sich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Absicht ist keine von diesen dreyen. Ich schreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt lesen. Dieses ist meine vornehmste Leidenschaft. Ich habe dir es schon einmal gestanden; ich will es auch itzt nicht läugnen. Ist es ja eine Sünde, so ist es doch nur eine Erbsünde. Mein Vater ist ein Autor gewesen; mein Großvater hat Bücher geschrieben; von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich gestern noch eine nicht übel gerathene Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuersbrunst ist Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können.

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Hornung 1741.

nen. Wird man es mir alſo wohl übel nehmen, wenn ich dem angebornen Triebe, zu ſchreiben, nicht widerſtehen kann? Daß unſre Frauenzimmer noch itzt gern Liebesbriefe abfaſſen, ſolches kömmt uns gar nicht fremd vor: Denn ſchon Eva hat ſehr zärtlich an ihren Adam geſchrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier ſiehſt du alſo, geneigter Leſer, mein Befugniß zum Schreiben. Und ob ich gleich weder aus Geldgeiz, noch aus Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Beſten, ſondern lediglich zu meiner eignen Beruhigung ſchreibe; ſo erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu ſeyn, daß ich mir dein Wohlwollen, und eine günſtige Aufmerkſamkeit ausbitte.

Ich kann dieſes, als eine ſchuldige Gegengefälligkeit, von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, deſſen allgemeinen Gebrauch du, nebſt vielen dergleichen Wohlthaten, dem Gehirne unſrer Nachbarn zu danken haſt. Ich kenne die abgöttiſche Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägſt, und weis deine Gütigkeit, welche die abgeſchmackteſten Sachen bewundert, wenn ſie nur dieſen anſehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl ſonſt hierzu bewegen ſollen? Ich bin vielleicht der erſte, der von einem Thiere Memoires ſchreibt. Meine Amourette iſt keine Marquiſinn; und ich kann nicht behaupten, daß ſie aus einer beſondern anſehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jugend verloren, und erſt nach ſpäten Jahren durch viele Abentheuer wieder gefunden worden ſey. Eben ſo wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß ſie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende

Schön-

Schönheit und ehrenfeste Tugend einen irrenden Ritter ins Gefängniß gefeſſelt habe. Du wirſt weder Liebesbriefe noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Heft von etlichen Blättern ſeyn ſoll, ſo ſiehſt du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Memoires habe, welche die Beſtändigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe gebe ich meiner Schrift dieſen Namen, und du würdeſt undankbar ſeyn, wenn du ſie nicht mit geneigten Augen anſehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchleſen wollteſt.

Ich halte es für etwas Ueberflüßiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobſchrift mache. Wer Amouretten von Perſon kennt, der weiß, daß es ihre ſonderbaren Eigenſchaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer ſie aber nicht kennt, dem will ich ſie durch die lebhafteſten Züge bekannt machen. Du kannſt dich darauf verlaſſen, daß mir eine niederträchtige Schmeicheley die Feder nicht führen wird. Ich darf Amourettens Tugenden nur erzählen, ſo iſt auch die Lobſchrift fertig. Sollte ich etwan eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenaten wegen ſeiner Freygebigkeit und Verdienſte herausſtreichen: ſo würde ich alle Künſte der Beredſamkeit anwenden müſſen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrſcheinlich zu machen. Aber, weil ich Amouretten loben will, ſo darf ich nur die Wahrheit reden laſſen. Dieſe brauchet keine Schminke.

Von der Geburt unſrer Amourette kann ich nicht viel beſondres ſagen. Sie iſt im Jahre 1735 in Cölln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne

nennt dieses Dorf um deswillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geschichschreibern eine mühsame Untersuchung, und den andern Dörfern selbiger Gegend einen hitzigen Wettstreit erspare, welches unter ihnen sich dieser Ehre anzumaßen habe. Bey der Geburt selbst hat sich eben nichts Merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, sagte mir, daß sie gleich anfangs sehr gewinselt, und er daher befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein die Folge hat gewiesen, daß die abergläubische Meynung ungegründet gewesen ist. Ihre Mutter ist aus einem zwar guten, doch gemeinen Bürgerhause; und ihr Vater soll von einem adlichen Hofe seyn. Es ist eine Vermuthung, welche viele Umstände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freylich eine Ungewißheit. Allein, dieses ist etwas gewöhnliches, und kann Amouretten bey vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zween Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt ersäuft worden sind, und meine Amourette würde ein gleiches Schicksal erfahren haben, wenn sie nicht ihre ehrliche und gute Gesichtsbildung davon befreyet hätte. Sie blieb also die einzige in ihrer Mutter Hütte; und es wäre daher kein Wunder gewesen, wenn man sie bey ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wollust und eigenwilligen Freyheit gelassen hätte. Allein dieses geschah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche sie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, sondern es für ihre Schuldigkeit hielt, sie selbst zu säugen. Bey zunehmendem Alter ward sie zu allen möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verstehe darunter die Wachsamkeit, die Treue, ein freundliches Wesen, und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte sie es weit, und ihre besondre Fähigkeit,

Art, welche sie dabey zeigte, machte ihren Anverwandten einige Sorge, sie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Diese Sorge ist vergebens gewesen, und es dient solches alten Leuten zum kräftigen Troste, welche daraus abnehmen können, man müsse eben nicht dumm seyn, wenn man zu Jahren gekommen ist.

Kaum hatte sie es so weit gebracht, daß sie sich selbst forthelfen konnte: so trug ihre Mutter Bedenken, sie länger unter ihrer Aufsicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlassen, und ward in ein Haus gebracht, wo man sie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bey dem Abschied dieser einzig geliebten Tochter sehr klüglich gethan, solches ist mir unbekannt. Dieses hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung gesehen, daß sie derselben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müsse. Ihr freundliches und dienstfertiges Bezeigen machte sie bey jedermann beliebt, und erwarb ihr den schlechtigen Namen, den sie noch itzt führt.

Einen Umstand darf ich nicht vergessen, welcher in ihrem Leben beynahe der merkwürdigste gewesen ist. Um meine Amourette recht vollkommen zu machen; so war man bedacht, sie auf Reisen zu schicken. So gefährlich dieses zu seyn schien, und so viel Furcht unzählige Beyspiele deswegen erwecken können; so wenig ließ man sich doch davon abwendig machen. Man wußte sich auf ihre Tugenden zu verlassen, und lediglich diesen hat man es zuzuschreiben, daß alles nach Wunsche abgelaufen ist. Sie wird in die Fremde geschickt, wo schon viel junge Hunde verführt worden sind. Amourette mußte ohne Hofmeister dahin gehen. Man hatte seine Ursachen. Sie hielt sich eine geraume Zeit daselbst auf, bis ein unverm-

vermuthete Zufall sie nöthigte, wieder in ihre Heimat zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bey ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht läugnen, ich ward damals sehr erbaut: denn Amourette brachte ihr redliches und unschuldiges Gemüth wieder zurück. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und ersetzte mit doppelten Liebkosungen dasjenige, was sie bisher entbehren müssen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert; sie bellte noch eben so, wie vorher; und man merkte nicht die geringste lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß sie auf ihrer Reise keine Schulden gemacht hat. Anfänglich wollte man es gar nicht glauben; es befand sich aber in der That so. Ich vermuthe, daß sie keine Liebhaberinn vom Spielen und von zärtlicher Gesellschaft, sondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht gewesen ist. Von Moden und andern galanten Neuigkeiten brachte sie gleichfalls nicht das geringste mit. Ich führe dieses um deswillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß sich viele Hunde bey ihr nach dergleichen erkundigt haben, und ihr solches für eine Einfalt auslegen wollen.

Gestehe es nur, geneigter Leser, meine Erzählungen scheinen dir fabelhaft zu seyn. * Von Reisen zu kommen, ohne Schulden, ohne Moden, mit unverschlimmertem Gemüthe? Dieses sind Sachen, welche wider alle Wahrscheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widersprechen. Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre! Ist dieses nicht Beweis genug?

Ich ſehe ſchon, du wirſt begierig, Amouretten genauer kennen zu lernen. Du willſt ihre Geſtalt wiſſen. Wie ſoll ich dir aber dieſe beſchreiben, ohne daß es ſchmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe; ſo zweifle ich nicht, der ſinnreichſte unter ihnen würde ſie alſo abmalen: »Ich ſoll dich beſingen, »bezaubernde Amourette! Aber flöße du mir zuvor das »Feuer deiner Augen in meine Adern, damit ich mich »recht lebhaft ausdrücken könne. Die Natur hat an »dir alle Schönheiten verſchwendet, und ſich dergeſtalt »erſchöpft, daß ſie in langer Zeit nicht vermögend ſeyn »wird, wieder einen ſolchen Hund zu zeugen. Deine »Haare, deine anbetenswürdige Haare, übertreffen die »zarteſte Seide des ſtolzen Perſers. Auf deiner Stirne »ſcherzen die Grazien, und deine zarten Ohren würden »vollkommen ſeyn, wenn ſie nicht immer bey unſerm »ſeufzenden Bellen taub wären. Deine Augen ſind »Sonnen, welche durch ihre freundlichen Stralen beleben, durch ihre erzürnten Blicke den zitternden Liebhabern Blitze und donnerſchwangre Wolken gebären. »Deine koralline Schnauze überſteigt den Purpur der »prangenden Morgenröthe. Deine weiße Bruſt übertrifft an Schönheit den ewigen Schnee, welcher auf »den Gipfeln der unerſteiglichen Alpen liegt. Was Wunder, wenn dein Herz von Eiſe iſt? Deine wohlgebauten Pfoten tragen einen niedlichen Körper, welchen die »Natur durch braune und weiße Flecke reizend gemacht »hat. Glückſelig iſt der, welcher die äußerſte Spitze deiner Krallen anrühren darf. Dein zierlich gelockter »Schwanz iſt der Sitz einer zärtlichen und aufgeweckten »Seele, welche ihre Regungen durch freudiges Wedeln »an den Tag legt. Verzeihe mir, Amourette, wenn ich

»mein Rohr niederlege! Meine Muse wird eifersüchtig. »Sie verläßt mich. «

Dieses würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoeten seyn, und ich glaube, viele der unsrigen selbst könnten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich absprechen. Allein dieses ist zu weitläuftig. Ich will hier eine kürzere Beschreibung machen, wenn ich sage, daß Amourette einen artigen Kopf, ein weißes Fell mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken, und alle Schönheiten eines Schooßhundes hat. Was Wunder, wenn in einem so schönen Körper auch eine schöne Hundeseele wohnt!

Amourette weis, daß sie schön ist. Dieses hat sie mit unserm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre Schönheit macht sie weder hochmüthig noch lächerlich; und hierinnen ist sie von vielen unterschieden. Sie bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; sie schminkt sich nicht, und nahm es für den größten Schimpf an, als ich ihr nur im Scherze ein Schönpflästerchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat schon sechs neue Frauenzimmertrachten erlebt, ist aber nicht zu bewegen gewesen, die ihrige zu ändern, von welcher sie glaubt, sie sey die natürlichste.

Sie liebt Gesellschaft, sie stattet Besuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber hört man sie von ihrem Nächsten übel sprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit nach andrer Hunde Umständen fragen. Sie redet auch nicht vom schönen Wetter; und ob sie gleich nicht spielt, so wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit allen macht sie sich zwar nicht gemein; sie verachtet aber auch niemand. Der Rangstreit ist ihre kleinste Sorge, und ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß sie einem Budel die Oberstelle ließ, von dem

stadt-

stadtkündig war, daß sein Vater ein Fleischerhund ge-
wesen.

Aus dem Schmucke, oder andern Kostbarkeiten,
macht sie sich wenig. Einige Halsbänder und zwey Bet-
ten sind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem sie liegt,
auch dazu gehört, das mögen die Rechtsgelehrten unter
sich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche sie beobachtet, ist merkwür-
dig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut ist, und säuft
nicht eher, als wenn sie durstet. Nur darinnen ist sie
den Menschen ähnlich, daß sie eine Liebhaberinn von
Caffee ist.

Dieses sind die vornehmsten Tugenden, welche
meine Amourette zieren. Es ist kein Zweifel, daß sie
deren nicht noch mehr besitzen sollte. Allein sie macht
so wenig Rühmens von sich selbst, daß ich befürchte, ich
würde ihre Sittsamkeit beleidigen, wenn ich sie weiter
lobte.

Ich will unparteyisch seyn. Ich will auch dasjenige
von ihr anführen, was Uebelgesinnte für Fehler ausle-
gen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verleum-
dungen sind.

Man wirft ihr vor, sie schlafe zu lange; sie liege
beständig im Bette. Ist denn dieses ein Fehler? Ist es
nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß sie, wenig-
stens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hause
sey?

Sie soll verliebt seyn. Man will unschuldige Klei-
nigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Lästerzungen
lange Romane machen. Es geschieht ihr zuviel. Zwar
zu gewissen Zeiten empfindet sie einige verliebte Schwach-

heiten: aber, ein kleiner Zwang, und noch mehr, ein freundliches Zureden, iſt vermögend, ſie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann iſt man erſt tugendhaft, wenn man einen Trieb, zu fehlen, empfindet, wenn man Gelegenheit hat, ſolchen zu befriedigen, beydes aber großmüthig überwindet.

Sie ſoll neidiſch ſeyn. Man will es daraus ſchlieſſen, daß ſie in einen heftigen Eifer geräth, wenn ſich ein fremder Hund ins Haus ſchleicht. Iſt denn dieſes neidiſch? Iſt es nicht eine Probe ihrer Wachſamkeit? Ja der Hund muß den andern am beſten kennen. Vermuthlich ſieht ſie, daß dieſe fremden Hunde nur die tückiſche Abſicht haben, auszuforſchen, was in einem Hauſe vorgeht, um bey der nächſten Zuſammenkunft hämiſche Erzählungen davon zu machen.

Noch eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amourette ſey dumm. Ich lachte darüber; er aber blieb dabey. Er wollte wiſſen, daß ſie vielmals ganz tiefſinnig und ohne Gedanken läge, und ſich zum öftern ſo weit vergäße, daß ſie nicht einmal auf die Reinlichkeit ihres Felles genugſam bedacht wäre. Du irreſt dich, mein Freund, ſagte ich zu ihm. Dieſes iſt kein Zeichen einer Dummheit. Amourette iſt tiefſinnig, und denkt vielleicht auf eine Wahrheit. Wer weis, ob ſie nicht die Quadratur des Zirkels unterſucht, oder gar mit einer philoſophiſchen Spitzfindigkeit beſchäfftigt iſt? Ich werde in dieſer Muthmaßung dadurch beſtärket, weil ſie ihre Gedanken nicht deutlich von ſich geben kann, und ich unlängſt ſelber geſehen habe, daß ſie mit dem Kopfe wider die Wand anlief. Sind dieſes nicht Spuren einer abſtracten Gelehrſamkeit?

Es ſey genug! Ich habe Amourettens Abkunft, ihre Schickſale, ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amourettens Leben und Thaten beſchrieben. Sie lebt noch. Ich wünſche ihren Verdienſten eine Dauer von vielen Jahren. Sie iſt es würdig. Allein, ſie iſt auch ſterblich, und ſtirbt vielleicht eher als mancher Menſch, der ſich ſo vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr ſo vielmals bey dem Grabe eines Laſterhaften euer eigennütziges Lob verſchwendet! ſollte es geſchehen; ſollte meine Amourette ſterben: verehrt die Wahrheit! Streut nur eine Hand voll Cypreſſenreiſer auf ihre Aſche! Beſingt ihre ſeltnen Eigenſchaften! Amourette verdient es! Wenigſtens werdet ihr von derſelben mit gutem Grunde mehr ſagen können, als daß ſie geboren und geſtorben ſey.

Martin Scribler, der Jüngere.

Lobſchrift

auf

die böſen Männer *).

Mein herannahendes Alter, und die eigene Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die böſen Männer eine Lobſchrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit ſey, ernſthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unſchuldigſten Handlungen der Mannsperſonen auf eine boshafte Art beurtheilte: ſo wird man ſich gegenwärtige Schrift als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen laſſen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meiſten meiner Mitſchweſtern glauben, daß ſie es am wenigſten verdienen. Ein zwanzigjähriger Eheſtand hat mich die Vortrefflichkeit der böſen Männer einſehen gelehrt; und mein Beweis muß überzeugend ſeyn, weil ich nichts rede, als was ich ſelbſt erfahren habe. Dieſe Gründe ſcheinen mir wichtig genug zu ſeyn, und ich bin verſichert, daß der Beruf desjenigen weiſen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die böſen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigſtens nicht ſtärker geweſen iſt, als der meinige.

Noch

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Maymonat 1742.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlt gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer und die Ordnung im Vortrage: so bedenke man nur, daß sie ein Frauenzimmer geschrieben, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorsicht eines bösen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er selbst gedacht hat.

Die unendliche Menge der bösen Männer überhebt mich der Mühe, zu beschreiben, was ich eigentlich darunter verstehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberflusse einige Erläuterung geben. Es befinden sich noch hier und da Geschöpfe, welche man vernünftige Männer nennt. Diese stehen in dem abergläubischen Wahne, als erfodre Pflicht und Gewissen, daß sie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Kreaturen halten, welche nicht zur Sklaverey, oder ihrem herrschsüchtigen Eigensinne zum Besten erschaffen, sondern um deswillen da sind, daß durch eine aufrichtige Liebe und beyderseitige Hülfe die Beschwerlichkeit des menschlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, diese sehen die Weiber als Freundinnen an. Ich würde den Ungrund dieser Meynung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeisten Männer schon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer ist ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt gesetzt ist, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen seines Oberhauptes unterwürfig seyn muß. Dieses ist der eigentliche Begriff, den man sich macht. Wer diesen Begriff zur Wirklichkeit bringt,

der verdient allererst den rühmlichen Beynamen eines bösen Mannes.

Es erhellet hieraus, daß der Ursprung der bösen Männer in dem Wesen der Sache und in der Natur selbst liegt. Wäre dieses nicht, so würde mir es eben so wohl erlaubt seyn, den Adam an ihre Spitze zu stellen, als es einigen gefallen hat, die Eva zur bösen Frau zu machen. Ich halte aber die Anführung solcher Exempel für allzu leichtsinnig, und ich glaube, ich werde besser thun, wenn ich ohne fernern Umschweif dem Leser zeige, daß ich Ursache habe, die bösen Männer zu loben.

Das Laster der Eigenliebe ist so reizend als gefährlich. Man giebt es dem Frauenzimmer am meisten Schuld. Ich weis nicht, ob man Ursache dazu hat; so viel aber weis ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden sind, welcher uns davor schützt. Ich kenne einen Mann, ein Muster seines Geschlechts, die Krone aller bösen Männer. Wäre er nicht so sittsam und bescheiden, so würde ich ihn nennen. Dieser Mann giebt sich alle Mühe, die Eigenliebe seiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht läugnen, daß sie vernünftig ist; er will aber doch nicht, daß sie es glauben soll, oder daß sie andre Leute für vernünftig halten. Wie soll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Mienen; sie darf kein Wort reden, so weist er, wie abgeschmackt es sey. Er beschämt sie in öffentlichen Gesellschaften, ja er gesteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß sie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erster Ehe weit mehr Verstand anmerkt, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beyden ist. Müssen wir nicht alle diesen Mann loben? Wie unglücklich könnte seine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenschaft würde!

Reißt

eißt er ſie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ih-
m Verderben?

Ein Mann iſt das Oberhaupt ſeiner Familie. Die-
s erfodern die Rechte, und nach eben dieſen Rechten
nn er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobens-
ürdiger Mann ſeyn, ſo muß er ſich dieſelbe zu erwerben
iſſen. Das geſchieht am leichteſten auf die ſinnliche Art;
as iſt aber ſinnlicher, als was der Körper fühlt? Und
as fühlt der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Iſt
ſo nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher
y ſeiner Frau mit geballter Fauſt die Rechte der Natur
behaupten weis?

Wenn ich ſage, das Frauenzimmer ſey ein ſchwa-
es Werkzeug; ſo ſage ich nichts mehr, als was ſchon
le Welt weis. Dieſe angeborne Schwäche iſt Urſache,
aß wir den Laſtern am wenigſten widerſtehen können.
ine geringe Reizung iſt genug, uns laſterhaft zu ma-
en. Niemals aber ſind die Reizungen ſtärker, als wenn
ir uns in dem Ueberfluſſe aller Dinge befinden. Die-
r muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugend-
aft bleiben ſollen. Es geſchieht nur zu deinem Beſten,
eliebte Freundinn, daß dein Mann dir allen Ueberfluß
nimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte.
r vertraut deinen Händen nicht einen Groſchen Geld
n. Du mußt dir an dem elendeſten Tranke, an den
ſchmackhafteſten Speiſen, an den ſchlechteſten Kleidern
nügen laſſen. Es geſchieht nicht aus Geiz; nein,
eine Freundinn; es geſchieht zu deinem Beſten. Gön-
ng, daß du dein Leben friſten kannſt. Dieſes iſt die
rſache, warum wir eſſen, warum wir trinken, warum
ir Kleider tragen. Der geringſte Ueberfluß würde eine

Quelle tausendfachen Unglücks seyn. Ich habe nicht nöthig, dieses genauer auszuführen; du wirst es selbst einsehen können.

Ist die Mäßigkeit eine so große Tugend, wie sie es denn wirklich ist; so muß wohl derjenige Mann lasterhaft seyn, welcher sich unmäßig und wohllüstig aufführet? Keinesweges! Die Männer geben uns die Gesetze, niemand aber, der Gesetze giebt, ist denselben weiter unterworfen, als er es selbst für gut befindet. Dein Mann verspielt alle sein Vermögen. Wie löblich ist dieses? Könnte dich nicht der Besitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheil zur Verschwendung reizen? Er ist niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abscheu vor der Trunkenheit machen, als ein besoffner Mann? Nur um deinetwillen besäuft er sich, damit du sehen sollst, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit sey. Er entzieht sich deinen Armen, und bringt die meiste Zeit bey andern Weibsbildern zu. Er thut recht daran. Der beständige Besitz eines Gutes macht uns dasselbe ekelhaft. Du würdest ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann ist lobenswürdig.

Dieses sind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unsern bösen Männern haben. Nichts ist empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigst liebt. Wie sehr wird uns aber dieser heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wohllüstiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böser Mann stirbt! Was ist leichter, als bey dergleichen Falle den Ruhm einer christlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine schwarze Kleidung gemacht hat;

ch wenn wir ja meinen, ſo geſchiehts, weil ſein Ab-
erben nicht eher erfolgt iſt.

Noch tauſend Urſachen könnte ich anführen, die
us den böſen Männern verbindlich machen. Ich will
er mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu ver-
eiden, welchen man ſonſt dem Frauenzimmer vorwirft.
s ſcheint mir überflüßig zu ſeyn, wenn ich das Alter-
um zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt aus-
ündern wollte, einen Satz zu beweiſen, den die Bey-
piele der meiſten Männer unſrer Stadt unläugbar ma-
en. Vielleicht iſt mir der Leſer verbunden, daß ich das-
nige auf zwey Blättern ſage, was ich mit einer kleinen
usdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.

Trauerrede eines Wittwers

auf den Tod ſeiner Frau,

in

der Geſellſchaft der geplagten Männer

gehalten;

Nebſt einer

Nachricht von dieſer Geſellſchaft *).

Mein Herr,

Sie werden ſich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie gegen diejenige erkenntliche Wittwe gehabt haben, die ſich einbildete, ſie könnte ihre jungfräulichen Zungenſünden nicht ſchärfer büßen, als wenn ſie eine Lobſchrift auf die böſen Männer verfertigte. Ich fodre itzt, im Namen unſers Geſchlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und erſuche Sie, beyliegende Trauerrede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Geſellſchaft der geplagten Männer gehalten habe, bekannt zu machen. Es würde dem männlichen Geſchlechte nachtheilig ſeyn, wenn es von dem weiblichen an Groß-

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Chriſtmonat 1742.

ßmuth übertroffen werden ſollte; ſo viel kann ich
e verſichern, daß ich dieſe Trauerrede aus einem eben
redlichen Gemüthe gemacht habe, als unſre Wittwen
r Lobſchrift.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieſer Geſellſchaft
geplagten Männer einige Nachricht haben werden.
geht uns nicht viel beſſer, als den erſten Chriſten;
verſammlen uns nur bey verſchloßnen Thüren, aus
cht vor den Weibern. Niemand weis die Abſicht
rer Zuſammenkunft, nicht einmal der Wirth, von
n wir das Zimmer gemiethet haben. Dieſer hält uns
Quäker, weil wir allezeit tiefſinnig ausſehen, und
Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zu
umen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche
von Zeit zu Zeit ausſtehen müſſen. Sie können
uben, daß es uns niemals an Materie zu reden fehle.
geht in unſrer Geſellſchaft zu, wie in den Invaliden-
ſern, wo die alten Soldaten von nicht, als von Feld-
en, von Hunger, von Beſchwerlichkeit des Krieges,
Treffen reden, und einander die empfangenen Wun-
zeigen. Es iſt mir nicht erlaubt, Ihnen von der
richtung dieſer Geſellſchaft nähere Nachricht zu geben;
es aber darf ich wohl ſagen, daß wir einen Vorſitzen-
unter uns haben. Hierzu gelangt keiner, der nicht
andre Vorzüge hat. Demjenigen, welcher itzt dieſe
rde bekleidet, wollten verſchiedne unter uns den Rang
itig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er
ugte, ſeine Frau ließe ihn allemal unter den Tiſch
chen, ſo oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unſrer Geſell-
ſt haben, iſt augenſcheinlich. Ich ſage nicht zu viel,
n ich verſichere, daß derjenige der beſte Philoſoph ſey,

der

der eine böse Frau hat. Die Bändigung der Affecten, die Entsagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles deſſen, was uns in Ausübung der Weltweisheit ſtören kann: dieſes, ſage ich, bringt niemand ſo hoch, als ein geplagter Mann. Fällt ihm ſeine Frau in die Haare, ſo wird er ſich darüber nicht entrüſten; weil er glaubt, ſie thue es mit zureichendem Grunde. Geht ſie auf Eroberung aus, und iſt ſie bemüht, den Haufen ihrer Anbeter zu vermehren; ſo wird er ſich mit einer philoſophiſchen Geduld waffnen; denn er weis, es wiederfahre ihm nichts, wozu er nicht prädeſtinirt ſey. Schlagen Sie alle Schriften der tiefſinnigſten Weltweiſen nach, kein einziger wird eine böſe Frau zur beſten Welt rechnen; aber unſre Geſellſchaft iſt überzeugt, daß böſe Weiber zur beſten Welt gehören.

Vielleicht halten Sie dieſe unſre Glückſeligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will Ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der ſchönen Seite zeigen.

Niemand kennt den Werth der Geſundheit, der nicht vorher krank geweſen iſt; ein Sklave, der zehn Jahre auf den Ruderbänken geſchmachtet hat, wird nach ſeiner Loslaſſung am beſten ſagen können, wie edel die Freyheit ſey; und ein Mann, der eine böſe Frau begräbt, empfindet einen ſolchen Grad der Wohlluſt, den niemand beſchreiben kann, als wer in meinen Umſtänden iſt.

Ich halte die Geſellſchaft der geplagten Männer für eine Pflanzſchule, in welcher man die geſchickteſten Leute zu den allerbeſchwerlichſten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen ſtarken Beweis in der glaubwürdigen Reiſebeſchreibung des berufnen Klims, welcher unter andern vernünftigen Geſetzen der Einwohner des Planeten Na-

zars

ters besonders dieses rühmt, daß sie zu den beschwerlichsten Verrichtungen die geduldigsten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühseligen Aemtern mache; dieses einzige muß ich, mit Ihrer Erlaubniß, erinnern, daß sich, nach meiner Meynung, niemand besser zu einem Scribenten schicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur selbst, was ein Autor ausstehen muß. Er stellt sich den Urtheilen aller Welt bloß; er geht durch gute und böse Gerüchte, und die letzten sind gewiß häufiger, so lange es mehr Leute giebt, die lesen, als die schreiben können. Wie standhaft wird hierbey ein geplagter Mann seyn! Haben ihn die unfreundlichen und gehäßigen Blicke, das Schelten, die Schimpfreden, ja so gar die erbitterten Hände seiner Frau nicht zur Verzweiflung bringen können; so wird er gewiß auch alsdann gelassen bleiben, wenn die Leser seine Schriften mit dem strengsten Eifer beurtheilen. Ich weis nicht, mein Herr, ob Sie verheurathet sind; ich sollte es aber fast glauben, und ich bin begierig, Ihre Frau kennen zu lernen. Den sparsamen Wachsthum der schönen Wissenschaften schreibe ich keiner andern Ursache, als dieser, zu, daß es unter uns eine so große Anzahl Scribenten giebt, welche entweder gar keine, oder doch keine bösen Weiber haben. Wenn diese schreiben, so haben sie nicht das Herz, bey ihrer guten Absicht standhaft zu bleiben. Die geringste Drohung, ein Zeitungsblatt erschreckt sie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; sie geben bey dem ersten Feuer die Flucht. Ich finde eine große Aehnlichkeit zwischen den Actien, und den Schriften dieser ungehärteten Scribenten. Eine Schifferzeitung, ein

Nord-

Nordwestwind, ein kleiner Seesturm, ein Kayer ist vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: diese aber gerathen gleich ins Stecken, so bald ein Widersacher aufsteht, der ihnen die Zähne weist.

Ich vermuthe, es werde Ihnen diese Erzählung eine Hochachtung für unsre Gesellschaft beygebracht haben. Sie werden mich in dieser Meynung bestärken, wenn Sie die Anstalt treffen, daß ich meine Trauerrede gedruckt lesen kann. Leben Sie wohl.

Trauerrede.

Meine Herren,

Niemals habe ich die Gesetze unsrer Gesellschaft mit mehrerm Vergnügen beobachtet, als itzt, da ich mit Ihnen von dem Verluste reden soll, welchen ich durch das Absterben meines Weibes erlitten habe. Schon seit vielen Jahren wünschte ich mir diese Gelegenheit, zu reden, und dieses bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abrisse die ganz besondern Eigenschaften meiner Frau vorstellen möchte, welche mich ein zehnjähriger Ehestand deutlich genug hat kennen lernen. Sie wissen wohl, meine Herren, daß mir bey ihren Lebzeiten dieses zu thun nicht vergönnt war; sie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehr befreyet mich ihr Tod auch

von

an diesem Zwange; und wenn Sie bedenken wollen, ie sehr mich dieser Verlust schmerze: so werden Sie ach wohl einsehen können, wie groß mein Vergnügen yn müsse, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen nterhalten kann, was ich verloren habe. Finden Sie elleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümerten Wittwers: so wird Ihnen doch dieser Trauerantel und dieser lange Flor von meiner Betrübniß zeuen können. Ich bin eben so sehr gerührt, als andre, elche der Himmel in meine Umstände versetzt hat: nur rinnen unterscheide ich mich von jenen, daß ich meine egungen durch kein Tuch zu verbergen suche. Gönnen ie mir eine kleine Aufmerksamkeit. Hierdurch machen ie mich Ihnen so verbindlich, daß ich meine Wünsche rdoppeln werde, Ihnen bey einer gleichen Gelegenheit en so gefällig seyn zu können.

Meine Liebe hat sich mit einer Krankheit angesamt, womit die meisten unsers Geschlechts befallen werm. Mir ist es einerley, ob man sie Milzsucht, oder ieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; so viel eis ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, h sey bezaubert, und dieses war allerdings nicht unahrscheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Person, die ich meine Grausame nannte, brachte mich die äußerste Verwirrung. Ich sah, ich seufzte, und al einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich les Nachdenkens beraubte. Mein Geblüt kam in ein eftiges Wallen, ich ward unruhig, und gieng des Tas wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küssen, welie mich, wie ich klagte, gefesselt hielten. Ich küßte e, und dieses brachte meine Bezauberung aufs höchste. Ich verlor die Sprache, wenigstens diejenige, welche an bey gesunden Leuten hört. Ich redete von nichts,

als vom Sterben, von Entzückungen, von Komödien, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich ſo gar in Verſen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberinn in einen Schäfer, und ich beſchwur die Felſen; bald dünkte mich, ich ſey mehr, als alle Könige, und der Zepter war das geringſte, was ich zu den Füßen meiner Gebieterinn legen konnte. Endlich erbarmte ſich meine Grauſame. Sie gab mir ihre Hand, und dieſes endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Geſichter verſchwanden, und ich ſah meine Frau. Alle ſchmeichelnde Entzückungen verloren ſich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebieterinn. Sie werden es entſchuldigen, meine Herren, wenn ich in dieſer Beſchreibung zu weitläuftig geweſen bin. Sie haben ſich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entſchließen können, eine Frau, wie die meinige, zu heurathen; nunmehr werden Sie einſehen können, daß die Ueberlegung an dieſer Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen kurzen Abriß von den ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau verſprochen; ich will dieſes Verſprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß alles ganz beſonders geweſen iſt.

Mich dünkt, diejenigen ſehen den Nachdruck und Gebrauch unſrer Sprache nicht genugſam ein, welche das Wort Eheſtand als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchſten Grad der Freundſchaft, durch vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beyderſeitigen Vergnügens, und ich weis nicht, durch was für

ſchöne

jene Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet elleicht diese Bedeutung in den Wörterbüchern, oder den Schriften philosophischer Junggesellen; ich glau- aber nicht, daß eine solche Auslegung im gemeinen ben einen großen Nutzen habe. Wenigstens war den nige Ehestand ganz anders beschaffen, in welchen mich s Verhängniß gesetzt hatte. Auch meiner Frau kann es nachrühmen, daß sie sich einen ganz andern Be- iff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; sie hatte mich geheurathet, um sich ernäh- n zu lassen. Dieses hielt sie für ihre Pflichten des hestandes; und ich muß es gestehen, daß sie dieselben emals gebrochen hat.

Ich bewundre ihre Einsicht, wenn ich daran ge- nke, wie nachdrücklich sie die Meynung derer zu be- mpfen wußte, welche glaubten, daß die Herrschaft der Männer in den Gesetzen der Natur nicht den geringsten rund habe. Den Anfang zu ihrer unumschränkten Macht legte sie durch Blicke und schmeichlerische Mie- ri; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. ie gieng weiter; sie befestigte ihre Gewalt durch Wor- , und ein ernsthafteres Verlangen. Ich schwieg, und ß mir alles gefallen, um wenigstens den Rest der ei- bildeten Herrschaft zu erhalten. Endlich machte sie en Sieg vollkommen; sie befahl, sie drohte, und ich ßte durch nichts, als durch einen blinden Gehorsam, ein Schicksal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel gesinnt, als daß sie e Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte nterbrechen sollen. Sie überließ sich der Vorsehung s Gesindes. Sie befürchtete, sie möchte die Natur

beſchimpfte, wenn ſie diejenigen ſchönen Hände in der Küche beſudelte, welche ich ehedem recht abgöttiſch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch itzt zweifelhaft waren, ob ſie den Schnee, oder den Alabaſter, übertrafen.

Ich war ſo glücklich, daß ſich beſtändig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das verbindlichſte vorzuſagen, daß ſie die artigſte Perſon von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnt wäre, eine ſo anbetenswürdige Göttinn zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glücke; ſie konnte dieſe Schmeicheley wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weis aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenſchaften, oder darüber, daß man ihr ſagte, ich ſey ein Sterblicher. Dieſes muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß ſie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anweſenheit vorbrachten; ſelbſt meine Frau war hierinnen vorſichtig. Eine ſolche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehöret haben, wenn man dieſes in meiner Gegenwart hätte ſagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erheben. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blöße, dienlich wäre. Ich kann nicht läugnen, daß mir dieſe ihre Einſicht ſehr theuer zu ſtehen kam. Ich weis, wie viel es mich gekoſtet hat, nur ihren Reifenrock in baulichem Weſen zu erhalten, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie

kostenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich ihnen vier Wochen nicht ohne saure Mühe erworben hatte. Sie hatte etwas gelesen, das sie für einen sinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf sich deutete, wenn sie sagte: Es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perser spinne für sie; der Mohr trage ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu schaffen; der Europäer wage sein Leben, alles dieses herzubringen; ihr Mann aber sey nur um deswillen erschaffen, daß er die nöthigen Kosten dazu verdiene. Ich weis nicht, ob dieser Gedanke wohl ausgesonnen ist; daß er aber allerdings gegründet gewesen, solches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht gedenken, meine Herren, als wäre der Endzweck dieses prächtigen Aufputzes der gewesen, daß sie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keinesweges. Hierinnen war sie unbesorgt, und sie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüßig halten, was ihren Männern zu gefallen geschieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtsamsten sind, wenn sie niemanden, als ihre Männer, um sich haben. Die ganze Stadt sollte Zeuge von ihrer wohlausgesonnenen Pracht seyn. Sie besuchte Gesellschaften, welche ihr zu dieser Absicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Miene zurück, wenn sie merkte, daß sie den schmeichlerischen Beyfall eines artigen Herrn erhalten, und eine eifersüchtige Nachricht in Unruhe gesetzt hatte.

So kostbar dieser Aufwand war, so sorgfältig war meine geschickte Frau, denselben durch verschiedne Arten

der Sparſamkeit einigermaßen zu erſetzen. Niemals ſchien ihr das Geſinde boshafter zu ſeyn, als wenn die Zeit heran kam, da es ſeinen Lohn fodern konnte. Sie war recht ſinnreich in Erfindung der Urſachen, ſolchen zu verkümmern, und konnte es mit einer wunderbaren Standhaftigkeit anſehen, wenn ein Dienſtbothe mit leeren Händen von ihr ziehen mußte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierinnen erzeigte ſie ſich als eine gute Bürgerinn, indem der Befehl wider die Bettler dasjenige Geſetz war, welches ſie am liebſten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerührt zu werden, anhören können, ſo oft ſie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bat, mit dem heftigſten Eifer über ſeine Faulheit, ſein liederliches Leben, und ſeine niederträchtige Aufführung von ſich ſtieß. Wenn ich zuweilen dieſes Bezeigen für unfreundlich halten wollte; ſo wußte mir meine gute Wirthinn die ſchweren Zeiten ſehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieſer Erzählung können Sie wohl ſehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Chriſtenthum nicht die kleinſte geweſen iſt. Ich kann Sie, meine Herren, das im Ernſte verſichern, daß ihre Andacht jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erquickende Ruhe zu unterbrechen, und ſie ſchlief ungeſtört ſo lange, bis ſie ihre Berufsarbeit zum Caffeetiſche nöthigte. Deſto munterer hingegen war ſie an den Feyertagen. Sie bereitete ſich etliche Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht, und wußte ihren Anzug mit einer ſehr genauen Sorgfalt einzurichten, weil, wie ſie ſagte, die

gering-

geringste Unordnung ihrer Mebenchristen in der andächtigen Beschäfftigung stören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich versichert, es geschähe dieses nicht aus Neugierigkeit, sondern darum, weil sie ein Vergnügen empfände, an einem Orte so viel gläubige Seelen beysammen zu sehen, welche allerseits mit ihr aus einerley Absicht dahin gekommen wären.

Es erfodern, wie Ihnen bekannt ist, die Statuten hiesigen Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zusammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabey zu seyn, der könnte glauben, es geschähe dieses wegen des Caffees und des Spielens: allein, diese Meynung ist falsch; es geschieht lediglich in der Absicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehört und gesehen hat. Auch hierinnen übertraf meine Frau ihr ganzes Geschlecht. Ich habe bey dieser Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerksam sie in der Kirche gewesen war. Ihre Beredtsamkeit war erstaunend, wenn sie den Inhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stätte geredet worden war. Sie machte die ganze Gesellschaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihrer witzigen Spötterey billig den Namen eines starken Geistes verdient, wenn sie eine Mannsperson gewesen wäre. Die reichste Materie wird endlich erschöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine strenge Richterinn auf die andern Personen, welche zugegen gewesen waren. Es schien etwas Uebernatürliches zu seyn, wenn sie die geheimsten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verstohlnen Blicke jener.

Freundinn, welche die Eifersucht ihres Mannes so hutsam gewöhnt hatte. Sie wußte von dem Fächer nes Frauenzimmers, welches ihr gegen über gesessen, nen weitläuftigen Roman zu erzählen, und schwur, vier wohlhabende Männer vergebens seufzten. stellte ihren Feinden mit einer ungemeinen Zuversicht Nativität, wobey sie mit vieler Wahrscheinlichkeit zeigte, warum es dieser oder jener unglücklich gehen te. Der sündliche Hochmuth einer Frau, welche acht Tage vorher den Rang streitig gemacht, war einzige Ursache, warum sie der Himmel zween Tage auf augenscheinlich gezüchtiget, und durch einen Ver gedemüthigt hatte, welchen ihr Mann in seiner Nahru erlitten. Jedes Strafurtheil, das sie fällte, endigte mit dem christlichen Seufzer, sie wolle niemanden nich Böses nachgeredet haben.

Nunmehr wird mir es leicht fallen, Ihnen ein genauern Begriff von der Kinderzucht meiner verst nen Frau beyzubringen. Sie wissen, meine Herr daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie nicht glauben wollen, so kann ich es Ihnen aus d Kirchenbuche beweisen. Diese Tochter hat mir in d ersten sechs Wochen mehr, als die ganze folgende Z über, gekostet. Ich will von dem prächtigen Aufpu des Wochenzimmers nichts gedenken, welcher allerdin verschwenderisch würde gewesen seyn, wenn er nicht Ehren meiner Frau, und ihrer Nachkommen, also e gerichtet worden wäre: nur dieses muß ich erinne daß mir damals die guten Wünsche unzähliger neugie ger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünfte gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feind Meine Frau hatte diese Tochter zur Welt gebracht, u

a

alle alles verrichtet, was man von einer Mutter fodern kann. Der Wohlstand nöthigte sie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über sich nähme. Schon im zweyten Jahre zeigte das Kind, zum unaussprechlichen Vergnügen seiner werthesten Mama, die deutlichsten Proben eines durchdringenden Verstandes, da es mit der größten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füßen seinen Unwillen bezeugte, wenn jemand so unbedachtsam war, und ihm widersprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben so grausam, ihr Kind zu schlagen, als wider ihr eignes Eingeweide zu wüten. Man war sehr sorgfältig, meine Tochter zu unterweisen. Das erste, was sie von ihrer Muttersprache lernte, war dieses: Sie sey ein artiges Kind, und wenn sie fromm wäre, so sollte sie auch einen hübschen Mann bekommen. Diese wichtige Ermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, hatte so vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieser Tochter, daß sie alles faßte, was meine Frau für Tugenden ihres Geschlechts hielt. Im vierten Jahre verstund sie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte sie einen Geschmack von schönen Kleidern; im sechsten war sie vermögend, über ihre Gespielinnen zu spotten; im siebenten faßte sie die Regeln des Lombers, und andern Zeitvertreibs; im achten unterwies man sie in der Kunst, zärtlich zu blicken, und artig zu seufzen; und nunmehr war meine Frau eben im Begriffe, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beyzubringen, was der gemeine Mann Christenthum und Wirthschaft nennt, als eine unverhoffte Krankheit diese sorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennte.

Ich komme ihr auf denjenigen Umstand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichste Rührung gedenken kann. Was bey einem Trauerspiele die Aufwickelung des Knotens heißt, das ist in dem Ehestande der Tod unsrer Weiber. Je verwirrter, je betrübter bey jenem das widrige Schicksal der aufgeführten Personen vorgestellt wird, desto wichtiger scheint uns die Aufwickelung. Ich sehe dem Tode meiner Frau getrost entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beschwerliche Rolle zu spielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweisen so lebhaft zu rühmen wissen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobey gleich die ersten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher sie in seiner Sprache sehr umständlich versicherte, daß sie sich nicht wohl befände. Er hatte Recht: denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergestalt zu, daß er an nichts weiter gedachte, als sie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu versammlen. Man kann das Gemüth eines Menschen niemals besser einsehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, sich von der Beschwerlichkeit des Leibes frey zu machen. Dieses habe ich an meiner sterbenden Frau beobachtet. Sie foderte einen Spiegel; sie sah sich an, und erschrack. Ich sterbe, rief sie, ich sterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, sie zu trösten. Ich redete ihr zu: sie solle nur freudig sterben. Aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; sie stieß mich mit den Worten von sich: Schweig, Verräther! Dieses war ihr letzter Wille, welchen sie in dem Augenblicke mit ihrem Tode versiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich genug zu beschreiben, was ich damals in

in meinem Gemüthe empfand. Stellen Sie sich einen Menschen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhiget. Er befindet sich auf der See, wo ihn ein heftiger Sturm von der größten Höhe in den tiefsten Abgrund wirft; sein Schiff scheitert; er glaubt, es sey alles verloren, und erwacht. Mein Ehebund hat zehn Jahre gedauert; die schärfsten Proben einer strengen Geduld hatte ich ausgehalten, noch sah ich nicht die geringste Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet starb.

Dieses wird genug seyn, Ihnen, meine Herren, einen hinlänglichen Begriff von den ganz besondern Eigenschaften meiner Frau beyzubringen. Nunmehr werden Sie überzeugt seyn, daß ich der Ehre, Ihr Mitglied zu heißen, nicht ganz unwürdig gewesen. Ich beschwöre mich dessen gar wohl, daß ich nur die unterste Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt sind, welche Ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

Auszug
aus der Chronik des Dörfleins Querlequitſch,
an der Elbe gelegen *).

Geneigter Leſer!

Du wirſt mir nicht zumuthen, daß ich dir ſagen ſoll, wie ich zu dem Manuſcripte gekommen ſey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich ſpräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden; ſo würdeſt du es vielleicht, als ein ſchätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchleſen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehörte in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, ſo würdeſt du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht geſonnen, die eine Unwahrheit vorzuſagen; du ſollſt aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geſchichtſchreibern zur Vorſchrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Aprilmonat 1742.

Den eigentlichen Verfaſſer dieſer Chronike, und die Zeit, wenn ſie geſchrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte ſteht anſtatt des Namens ein N., welches der Verfaſſer ſonder Zweifel um deswillen gethan hat, daß er den Leſer neugierig machte, und deſto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daſelbſt geſchrieben. Ob ich Recht habe, wirſt du aus denen Umſtänden urtheilen, die in dem Auszuge ſelbſt vorkommen. Wenn aber dieſer Pfarrer gelebt, und die hiſtoriſchen Nachrichten geſammlet hat, ſolches iſt noch ungewiſſer. Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzlers Krells Tode geſchehen ſey; ich will aber niemanden meine Meynung aufdringen.

Das Werk ſelbſt iſt von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabet ſtark. Die Schrift iſt ſehr klein und unleſerlich, auch hin und wieder, ich weis nicht, aus was für Urſachen, Platz gelaſſen worden. Der Auszug, den ich geben will, ſoll deſto kürzer ſeyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen ſich diejenigen beluſtigen, welche in Ergänzung verſtümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet ſind.

Gleich durch den erſten Anblick des Buchs wird man überführt, daß der Verfaſſer von einem beſondern Geſchmacke, und kein abgeſagter Feind ſeiner Verdienſte müſſe geweſen ſeyn. Man findet daſelbſt ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künſtlich, doch ziemlich deutlich, gerathen iſt. Es ſtellt die fliegende Fama vor, die zwo ſehr dicke Backen und eine Trompete kenntbar machen. An dieſer hängt ein Tuch, worinnen man eine menſchliche Figur

hut mit einer runden Mütze, einem Ueberschlägelchen, und einem altväterischen Kleide erblickt. Es ist eine Unterschrift dabey, von der ich aber nichts, als die beyden ersten Buchstaben, errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Pastor loci, heissen, wiewohl sie auch Poeta laureatus heißen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas faßt, das vermuthlich ein Lorbeerkranz seyn soll. Unten fesselt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchstaben gegraben sind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, so zielen diese auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Dabey stehen sehr viele Leute, welche mit Verwunderung, und aufgehabnen Händen, nach dem Bilde sehen. Sie sind alle sehr undeutlich gemalt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeister des Dorfs halte, weil er das Maul schrecklich aufsperrt. Die Aussicht stellt eine Landschaft, und darinnen das Dorf Querlequitsch vor, über dem ein offnes Buch schwebt, das sonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronik selbst bedeuten soll. Ich finde diese Worte darinnen: Nil sine me. Dem Bilde gegen über ist ein Blatt leer gelassen, auf welchem steht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber seine Erfindung selbst nicht verstanden hat, oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden ist; das weis ich nicht. Zur Beschreibung dieses Bildes bin ich um deswillen weitläuftig gewesen, damit man das Alterthum des Buches daraus abnehmen könnte; denn heutiges Tages, und schon seit vielen Jahren, sind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hier-

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und so weitläuftig ist, daß man ihn, ohne eine rechte gesunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchlesen kann. Ich will ihn ganz hersetzen: »Hellgeblasene Kriegstrompete und Friedenspo»saune! Das ist, eine kurz gefaßte Chronike des welt»berühmten Dörfleins Querlequitsch an der Elbe, wor»innen dessen beliebte, aber zuweilen betrübte, Ge»schichte, von den ältesten, mittlern und neuern Zei»ten, aus zuverläßigen Nachrichten, alter Leute Mun»de, und andern Urkunden genommen, zugleich auch »die darinnen einschlagende Geschichte der assyrischen, »persischen, griechischen und römischen Monarchien, »nebst denen merkwürdigen Veränderungen der Kaiser»thümer, Fürstenthümer und Reiche, Leben und Tha»ten der Päbste, Kaiser, Könige, Fürsten ꝛc. nebst ih»ren guten und bösen Eigenschaften, vorgetragen, die »unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, »Mond und Sternen, ingleichen an Pflanzen, Bäu»men, kriechenden und fliegenden Thieren, so wohl auf »der Erde, als im Wasser, auch was sonsten lebet, we»bet und Odem hat, lehrreich beygebracht, und dadurch »die verderblichen, abscheulichen und verteufelten Mey»nungen der Sveitianer, Arrianer, Pelagianer, Ma»nichäer, Wiedertäufer, Molinisten, Syncretisten, »Atheisten, Indifferentisten, und aller Ketzer, die sich »in Isten endigen, heftig und kräftig widerlegt, zur »Warnung und Vermahnung, besonders aber zum »Troste des christlichen Häufleins in Querlequitsch, »mit beliebter Kürze, und eilfertiger Feder entworfen »durch N.«

Auf

Auf der ersten Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, Georgs Klunkern, Bürgermeistern in Meran, und des löblichen Schneiderhandwerks daselbst Oberältesten. Er weiset darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Meran mit dem alten Rom habe, und nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gewiesen hat, wer Cicero gewesen sey, so fragt er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht ein anderer Cicero sey? Er beweist es durch Exempel, und unter andern daraus, daß er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; so daß man billig ausrufen können: Excessit! evasit! erupit!

Auf der 5ten Seite schreitet er näher zu seinem Vorhaben, und führet die Ursachen an, die ihn bewogen haben, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten, mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen, und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9ten bis zur 12ten Seite weist er die Einrichtung des ganzen Werks.

Auf der 13ten Seite aber dessen großen Nutzen, und

Von S. 15 bis 19 erklärt er sich auf sechs Seiten, daß er wegen seiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und diese Zueignungsschrift schließen müsse, wor-

rauf auf der 20ſten und 21ſten Seite ein herzlicher
eufzer folget.

Auf der 22ſten Seite ſtehen dieſe Worte: Unge-
nchelte Lobſchriften und ſchuldige Ehrendenkmale auf
n T. T. Herrn, Herrn N. . . Verfaſſern der Chro-
k des Dörfleins Querlequitſch, aufgerichtet von nach-
nannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N.
ihe vermuthlich nicht erlebt, weil bis S. 40 leere Sei-
n in dem Manuſcripte ſind.

Auf der 40ſten Seite fängt ſich endlich die Chronik
lbſt mit groſſen Buchſtaben Q. E. D. V. an.

Gott aber ſchuf nur ein Männlein, und ein Fräu-
in, ſind ſeine erſten Worte, und er weiſt ſodann, wie
underbar, durch ſo viele Jahrhunderte, Länder und
rte, ſich das menſchliche Geſchlecht fortgepflanzet, ſo daß
itzt nur allein in Querlequitſch neun und achtzig ver-
ünftige Seelen zu finden wären, wobey er wünſcht, daß
e nächſten für Krieg, Peſt und theurer Zeit behütet wer-
en, welches ſie zwar mit ihren Sünden gar wohl ver-
ient hätten.

Auf der 46ſten Seite geräth er auf den Einfall,
ie es wohl vor tauſend Jahren in Querlequitſch aus-
ſehen habe? Er iſt der Meynung, daß die daſige Ge-
end zu der Zeit ganz und gar unbewohnt geweſen, und
ielleicht an dem Orte, wo anitzt die Kanzel ſtehe, nichts
ls Rohrdommeln in der Wüſten gehört worden ſind.
arauf legt er ſeine ganze Gelehrſamkeit aus, und re-
et von einem Cheruſker Fürſten Arminius, von den
ermunduren, und Myſen. Die Thracier und Scythen
allen ihm ein. Er erblaßt, wenn er an den Attila ge-

denkt, und bewundert das Schicksal, welches die dalen aus dem kalten Norden in das heisse Itali worfen, um die schönen Künste und Wissenschaft zerstören. Er besinnt sich auf die Longobarden, und zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen va langen Bärten bestritten.

Auf der 59sten Seite kömmt er wieder zu sich und erinnert, er hätte um deswillen in seiner Erzä ausgeschweift, weil er beweisen wollen, wer ihre V ten in dasiger Gegend gewesen wären. Die Sache aber hält er für ungewiß, und will lieber nichts, als etwas zweifelhaftes, sagen, indem ei nünftiger Mann nichts reden müsse, als was er m tem Grunde behaupten könne. Er beseufzt den ver lichen Hußitenkrieg, in welchem vermuthlich die sch Urkunden von diesem Dorfe verbrannt, oder mit Böhmen geführt worden wären. Bey dieser Ge heit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heiße, und recht herzlich über die sanctam simplicitatem Bauers, welcher in Costnitz ein Bündel Holz Scheiterhaufen getragen, diesen theuren Märtyr quälen.

Auf der 66sten Seite will er, um mit Ehren unbeflecktem Gewissen aus diesem Krame zu kom einem jeden hierinnen seine Meynung lassen. G spricht er, daß wir müssen Vorfahren gehabt h denn wo ein effectus ist, da ist auch eine causſa; s schließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe sin effectus, ergo müssen wir eine causſam gehabt h und diese sind eben unsre Vorfahren, welche ich im hergehenden so mühsam suchte. Durch eine ausfüh

Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieſer Schluß ſey, und verwünſcht den Ariſtoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch ſeine Sophiſterey die ganze Welt mit Blindheit geſchlagen habe. Am Rande ſtehen die Worte: O Vernunft! wie ſchädlich biſt du! Die Dinte iſt aber ganz friſch, und die Züge ſind nach der heutigen Art, daher ich vermuthe, dieſe Randgloſſe müſſe nur etwan vor zwanzig Jahren gemacht ſeyn.

Auf der 68ſten Seite dankt er dem Himmel mit einem inbrünſtigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus dieſem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu ſetzen. Er beſchreibt ſodann mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Größe, Zäune, Graben, und Eintheilung der Gaſſen des Dörfleins Querlequitſch, welches ich aber alles unberührt laſſe, weil der Ort jedermann bekannt, und noch auf dieſe Stunde deſſen äußerliche Beſchaffenheit unverändert iſt.

Auf der 80ſten Seite beſinnt er ſich, daß er in Eil vergeſſen habe, zu ſagen, wo der Name Querlequitſch herſtamme. Er hat aber ſo einen löblichen Abſcheu vor alten Unterſuchungen bekommen, daß er ſich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin, es ſey, wegen ſeiner anmuthigen Lage, in dem Pabſtthume quaerela-rum quies genannt worden. Es kömmt ihm dieſes höchſtwahrſcheinlich vor, weil man nur die Buchſtaben e und arum wegwerfen, und ies in itſch verwandeln dürfe. Er beweiſt dieſes auch nachdrücklich, indem er ſagt, man müſſe keine geſunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einſehen wolle.

Auf der 81sten Seite wird gehandelt von des Dörfleins Querlequitsch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtsamen, Gerichten und Privilegien. Des geſtrengen Junkers Ritterſitz wird zuerſt vorgenommen. Es iſt keine Mauer, keine Stube, kein Fenſter, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach ſeiner Länge und Breite beſchreibt, ja den Einfältigen zum Beſten hat er ſo gar einige Riſſe nebſt dem Maaßſtabe beygefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchleſen. Doch darf ihm dieſes nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unſre Chronikenſchreiber mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte ſteinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders iſt, als eine Verzierung von Laubwerke; er will es aber für ein hochadeliches Wapen anſehen, woraus er verſchiedene Verbindungen des geſtrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Anſprüche auf ſechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängniſſe dienen muß, hält er für beſonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrecken der Widerſpänſtigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber lacerdotem iuſtitiae, und zeigt bey dieſer guten Gelegenheit den gegründeten Unterſchied zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillſchweigen nicht übergehen. Er macht eine beynahe eben ſo lebhafte

ste Abbildung davon, als von dem Ritterſitze; über die dabey ſtehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zuſammenkommen, bezeugt er eine herzliche Freude, weil ſie ihn auf die Geſchichte der alten abgöttiſchen Juden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt dieſe Materie mit vieler Beleſenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften geſehen, welche es ihm nicht gleich thun.

Auf der 140ſten Seite folgen die geiſtlichen Hauptgebäude. Sie beſtehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber macht er eine lange Erzählung, und die Bilder ſind auch nicht geſpart. Ich will dem geneigten Leſer mit einem Auszuge davon nicht beſchwerlich fallen. Einige Umſtände aber kann ich nicht unberührt laſſen.

Wie lange die Kirche geſtanden habe, weis er eigentlich nicht; wohl aber, daß ſie ſchon im Pabſtthume geweſen. Die Geſchichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrſcheinlicher vor, daß Seckendorf ſich dieſes Manuſcripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkeſſel, welcher noch in der Kirche eingemauert iſt, kann er ohne Thränen niemals anſehen, und er hält ſolchen für etwas, das zum papiſtiſchen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten und einträglichen Beichtſtuhl aber nennt er einen Schmuck, und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey dem vorgehabten Kirchenbaue hat ſich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfaſſer, als eine alte Münze, ſehr hoch hält, und nicht allein einen Beiß davon, ſondern auch die Münze ſelbſt beyfügt.

Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus
chen ſolle. Aber durch eine unermüdete Unterſuchu
und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er au
ner Seite ein Roß im Waſſer, auf der andern aber
Figur gefunden, welche beynahe als ein gekröntes Br
bild ausgeſehen, mit der zwar etwas undeutlichen
ſchrift: vedkend. Seine Freude über dieſen Fund
ganz unausſprechlich. Er beweiſt, daß dieſe Mü
Karl der Große auf Wittekinds Taufe habe prägen
ſen. Er beſchreibt die ganzen Kriege der Sachſen,
ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel
gefaltnen Händen, welcher ſolchen großen Schat
lange erhalten, und ihn mit dieſer koſtbaren Münze
ſeliget habe. Ich ſchickte ſie unlängſt dem berühm
Herrn Profeſſor Köhler zu, um ſeine Meynung dari
zu vernehmen; er ſchrieb mir aber, es ſey nichts
ders, als ein alter verroſteter Deckel von einer Mü
datbüchſe.

Er rühmt ferner den ſchönen Büchervorrath,
mit die Sacriſtey ausgeziert ſey, welche er deswe
armamentarium ſacrum nennet, und verſichert,
wären ſo viel praktiſche Bücher, Sterne und Kerne,
andre bibliſche Rüſtzeuge darinnen, daß man ſich bin
einer halben Stunde mit einer troſtreichen Predigt
waffnen konne.

Das bey der Kirche angemachte Halseiſen ſoll
untrügliches Merkmaal guter Policeyordnung ſeyn.
wünſcht, daß alle diejenigen daran geſchloſſen wür
welche ſich nicht ſchämten, ihrem Pfarrer, anſtatt
guten Decems, Wicken und Treſpe zu geben, da ih
doch dieſer das Wort Gottes lauter und rein predige

Des Pfarrers Studierſtube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojaniſche Pferd. Aus dieſem, ſpricht er, wären ſo viele tapfere Helden geſtiegen, welche das hochmüthige Troja in die Aſche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das ſtolze Babel beſtürmte.

Doctor Luthers Hauspoſtille nennt er ſein Palladium, deſſen ganze Geſchichte er aus dem Alterthume hervorſuchet.

Von der 203ten bis 279ſten Seite iſt das Geſchlechtregiſter der geſtrengen Junker von N. Erb- Lehn- und Gerichtsherren auf Querlequitſch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, ſo viel möglich, ſeiner eignen Worte bedienen.

Hanns von N. ward geboren 1429, und lebte fünf und ſechzig Jahr. Man weis von ihm gar nichts weiter, als daß er einen ſehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N. des Vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unſäglich liebte. Als der Hund ſtarb, ſchickte er dem Pfarrer eben ſo viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn geſtorben wäre. Es mag ein löblicher Herr geweſen ſeyn.

Georg von N. aß, trank, und vermählte ſich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber ſpinnenfeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieſer auf der Kanzel die derbe Wahrheit ſagte, da es doch an einem ſo privilegirten Orte geſchah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe geſpeiſt, dieſer Georg aber brachte

es ab. Er war ein rechter Atheiſt, ohne Gottesf
und Gewiſſen, und wie er lebte, ſo ſtarb er auch;
er fiel vom Pferde, und brach den Hals. Nach
Tode hat es heftig auf ſeinem Grabe gewet, und
Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, da
nicht anders geweſen ſey, als wenn ſich die Katzen geb
hätten. Er ſtarb ohne Kinder, und das Gut fiel a
nen Vetter Caſimir von X.

Von der 280ſten bis 336ſten Seite ſind die L
ber Kirchen- und Schuldiener daſelbſt beſchrieben.
iſt dieſes mehr ein Zuſammenhang vieler Lobſchriften
eine hiſtoriſche Erzählung; und wie dergleichen beſo
und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wen
Leuten gefallen können, den meiſten aber ekelhaft
ſo iſt auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu l
nen, daß derjenige ſchlechterdings Pfarrer in Qu
quitſch ſeyn muß, der ein Vergnügen daran finden
Ich will alſo die Geduld meines Leſers nicht mißbrau
und nur etwas Weniges daraus anführen.

M. Heinrich Quad, ein ehrwürdiger M
predigte alle Wochen einmal, und ſtarb. Er ha
Buch geſchrieben, welches den Titul führt: Πεος ἐυ
oder wohlgemeynter Unterricht für die einfältigen P
herren, wie ſie ſich auf der Kanzel züchtig geberden ſo
Mit Holzſchnitten.

George Voigt, verſtund das Hausweſen vor
lich, und predigte ziemlich.

M. Curt Hauzius. Er war ein ſtarker Z
Er ward allemal braun im Geſichte, wenn er an

Pudst gedruckt, und hat sechs und funfzig neue Kezer gemacht. Er lebte in großer Uneinigkeit mit seinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingstbier hat er sich sehr ereifert, woran er auch starb.

M. Heinrich Bockstaudius sollte des Kanzlers Krells Ordonnanz unterschreiben, dessen er sich weigerte, und des Amts entsetzt ward. Der Herr Autor sieht diesen Umstand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieser sey der einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas schreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und sind alsdann einige Blätter leer gelassen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronik nach Krells Tode geschrieben sey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er heißt ihn Gall Veidt den Großen. Es kam mir anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeister diesen prächtigen Beynamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich schreiben und lesen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Paßion singen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtschaffnen Schulmeister gebührt. Mithin sey er zwar kein großer Held, aber doch ein großer Schulmeister gewesen.

Auf der 336sten Seite findet man verschiedene gesammlete Nachrichten von gelehrten Querlequitschern,

unter denen etwa folgende die berühmtesten zu seyn scheinen:

George Greif, eines Bauern Sohn, legte sich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat als etwas Besonders an ihm wahrnehmen wollen, daß er sehr lange Finger, und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden ist.

Antonius Cuntz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und disputirte deswegen de capillamento Vlpiani, wobey er auf dem Katheder die Wichtigkeit seines Satzes mit solcher Heftigkeit vertheidigte, daß er sich etwas im Leibe zersprengte, und kurz darauf starb.

Balthasar Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wußte er gleich, wie sie auf griechisch hießen. Er erfand viele Universalmedicinen und Lebenstincturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerschaft zu Zwenka bey Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinsel, Ministerii Candidatus, war des alten Martin Pinsels, Pfarrers zu Querlequitsch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerschaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, so sollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunsch ward zu allerseits Vergnügen erfüllt, und der gute Pinsel von seinem Herrn Vater zu allen guten Wissenschaften und Künsten angehalten. Er hatte aber einen schweren Kopf, eine stotternde Sprache, und ein langsames

ſeines Gedächtniß, bezeigte auch wenig Luſt zum Studiren, ſondern wollte ſchlechterdings ein Grobſchmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn ſo lange, bis er ſeinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im neun und funfzigſten Jahre ſeines Alters als Informator zu Dresden ſanft und ſelig entſchlief.

Ilgen Pape, ein Meiſterſänger und poßierlicher Mann. Er hatte ſehr hohe Abſätze an ſeinen Schuhen, und gieng beſtändig, als wenn er im Sande wadete. Er ſchnaubte heftig, wenn er redete, und ſang alles ab, was er ſagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Urſache weinen und zittern geſehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und ſah, ohne daß es ihm etwas ſchadete, in den Blitz. Er ſtarb an der Schwulſt, und ſchrieb: Das blinde Alter, oder Tobias, ein Trauerſpiel.

Zacharias Pape, des Vorigen Bruder, und auch ein Meiſterſänger, doch von jenem ganz unterſchieden. Er ſchminkte ſich dergeſtalt, daß man niemals ſeine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wuſch er ſich in Roſenwaſſer, und kaute beſtändig Süßholz. Sein Wammes war mit Knöpfen von buntem Glaſe beſetzt, und an dem Halſe trug er ein ordentliches Pferdegelänte. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; dieſe hatten ihn gelehrt, wie er ſeine Glieder auf eine erſtaunliche Weiſe ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zuſammenziehen konnte, daß er nicht größer war, als ein Igel. Er war ſehr ungeſund, und hatte immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte ſind zuſammengedruckt unter dem Titel: Caniculares.

erblickte. Er ſchrieb ein Sinngedicht auf ſeine Leyer, und hängte ſich darüber zu Tode.

Endlich machen auf der 384ſten Seite allerhand vermiſchte Merkwürdigkeiten einen erwünſchten Schluß. Die Züge ſind hier in dem Manuſcripte von den vorigen ganz unterſchieden, und ich glaube, daß des Verfaſſers Ehefrau dieſe Merkwürdigkeiten niedergeſchrieben habe. Meine Vermuthung iſt nicht unwahrſcheinlich; die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung iſt noch itzt nicht altväterliſch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von deſſen Chronik man ſchwören ſollte, daß ſeine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weis nicht, ob ich mich um meine Leſer verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben ſie ſich zufrieden, wenn ſie auch nicht wiſſen, wie oft Soldaten daſelbſt im Quartiere gelegen, und des geſtrengen Junkers ſeine Feuereſſe gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und ſchmerzlichen Beyleide aller Anweſenden, den Unterrock verſengt habe. Eben ſo erbaulich iſt es, wenn man lieſt, wie oftmals die Bauern in Querlequitſch mit dem Durchfalle heimgeſucht worden ſind. Die Geſchichte von einem Pferdediebe, deſſen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung und erfolgter Strafe, machet viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit dieſem Diebe ſind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für ſich aber ſehr erbaulich. Des Schulmeiſters älteſter Sohn, ein Kind guter Art und großer Hoffnung, iſt Anno 1542 jämmerlich in die Miſtpfütze gefallen, aber, zu gutem Glücke, ohne Scha-

den.

den. Wer diese und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wissen will, dem kann ich das Original selbst zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar eine leichtsinnige Gemüthsart aus ihrem verfluchten Irrthume reißen, und das Himmelzeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewisse Vorbedeutung der sechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, gesehen, sollte wohl vermögend seyn, die Hartnäckigkeit unsrer Atheisten zu beschämen: allein mein Beruf ist nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfodert, den geneigten Leser nicht länger aufzuhalten. Ich schließe also mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuscripts stehen:

Exegi monumentum aere perennius;
Non omnis moriar.

Ende des ersten Theils.

Inhalt

Inhalt
des Erſten Theils.

Herrn C. F. Weiſſe Nachricht von dem Leben, Charakter und den Schriften des Verfaſſers

Satyren, Erſter Theil

Vorbericht zur ſechsten Auflage

Nachſchrift

Vorbericht zur erſten Auflage: Vom Mißbrauche der Satyre

De Epiſtolis gratulatoriis ΕΞΗΓΗΤΙΚΟΟΑΤΜΑΤΟΤΡΙΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ; oder von der Mannigfaltigkeit der Glückwünſchungsſchreiben nach dem neueſten Geſchmacke

Antrittsrede in die wünſchende Geſellſchaft, von der wahren Beſchaffenheit eines vernünftigen Bürgers

Klage wider die weitläuftige Schreibart

Memoires d'Amourette, oder Lobſchrift auf Amorettchen, ein Schooßhündchen

Lobſchrift auf die böſen Männer

Trauerrede eines Wittwers auf den Tod ſeiner Frau, in der Geſellſchaft der geplagten Männer gehalten; nebſt einer Nachricht von dieſer Geſellſchaft

Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitſch, an der Elbe gelegen

Gottlieb Wilhelm Rabeners

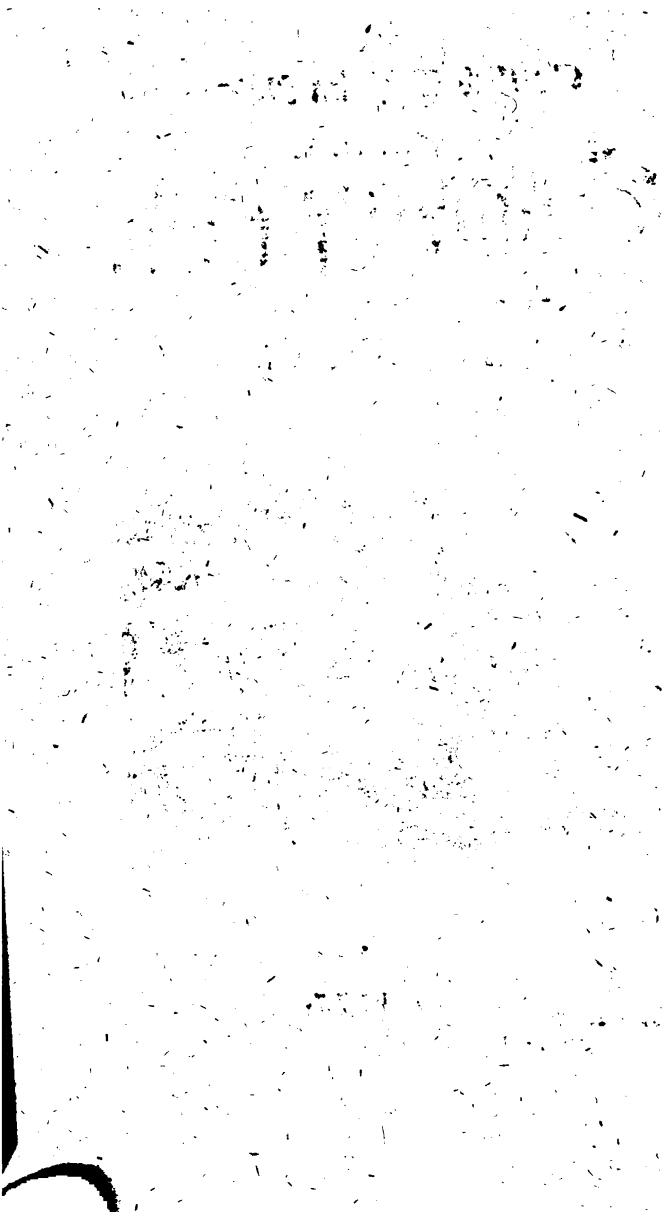
sämmtliche

Schriften.

Zweyter Theil.

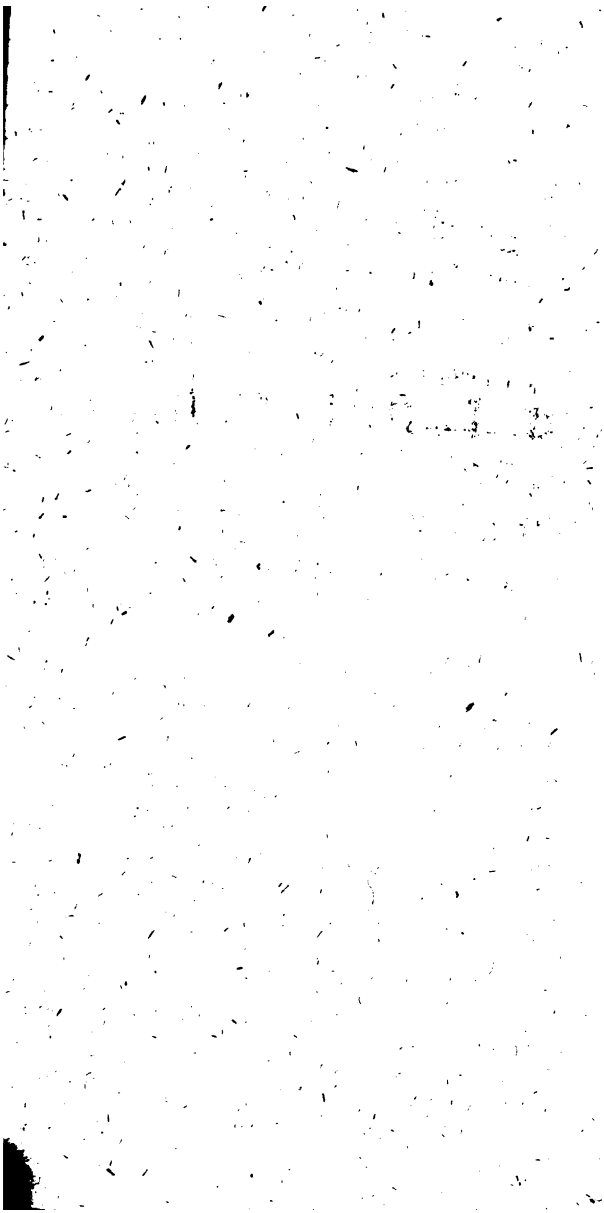
Leipzig, 1777.

Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.



Satyren.

Zweyter Theil.



Schreiben

von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen. *)

Mein Herr,

Man hat mir geſagt, Sie wären ſeit etlichen Monaten mit einer Sammlung verſchiedner deutſcher Schriften beſchäfftigt. Bey dieſer Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu leſen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden ſich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menſchen anſehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlaſſen hat, und im Begriffe ſteht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um gewöhnlichermaßen längſtens binnen drey Jahren zu abſolviren. Daß ich mir dieſe Freyheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umſtand, von deſſen Wichtigkeit ich Sie bald überführen will.

Ich habe mich ſechs Jahr lang in einer Schule aufgehalten, welche vor andern Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große und gelehrte

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, Maymonat 1742.

lehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen ge
haben. So bald ich die ersten Jahre überstanden, u
mich geschickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifi
Ueberlegung einzusehen; so ließ ich bey einem unermü
ten Eifer diejenigen Wissenschaften mein Hauptwerk se
zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche
für die edelsten unter allen hielt. Ich traue Ihnen
Einsicht zu, daß Sie von selbst errathen können, worinn
also meine vornehmste Bemühung bestanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere u
neuere Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die G
graphie, und andre davon abhangende Wissenschaft
Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorschmack v
den Rechten eines jeden Reichs, und hauptsächlich uns
Vaterlandes beyzubringen. Es wurden auf Kosten
Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der fran
sischen und italiänischen Sprache unterrichten sollt
Ja, welches beynahe unglaublich ist, so gar in der de
schen Sprache gab man uns Anleitung. Die mat
matischen Wissenschaften wurden getrieben, so viel es
Schulen möglich ist. Von der Malerey, Musik u
Tanzkunst will ich nicht einmal etwas erwähnen, so
nig als von der Anweisung, wie man die Buchstaben
serlich und schön schreiben soll.

Was meynen Sie davon, mein Herr? Ich we
Sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trau
mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sach
nicht verderbt habe. Es wäre dieses ein Fehler gewes
welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer
gendsünde hätte entschuldigen können; und ich glau
meine Enkel würden sich dereinst schämen müssen, we
man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten ih
Großvaters vorwürfe.

Mei

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateinisch, griechisch, ebräisch, die Redekunst, und die Logik, dieses sind die Wissenschaften, worauf ich mich mit einem unersättlichen Fleiße, und mit Ausschließung aller andern gelegt habe.

Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geschichte, und besonders unserer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieses vermehret ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohne dem mehr als zu geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mit ohne eiteln Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter ist, als die Unruhe, worein Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt seyn soll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimat gewußt, ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weis die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weis, daß unser Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in seinem Petschafte hat: dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlecht, und alle Wapen des Kaisers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen soll, solches scheint mir ein verwegnes Unternehmen zu seyn. Es sind Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern den Regenten überlassen muß; zu geschweigen, daß man vielmals an den Höfen selbst nicht weis, was Rechtens ist: wie will man es in den Schulen wissen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzosen, und die Gemüthseigenschaften der Italiäner haben mir jederzeit einen Abscheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen,

klingt gar lächerlich. Unſer Thorwärter in der E
konnte gutes Deutſch reden, ungeachtet er niema
die Lehrſtunden kam, und meine Mutter verſtund
allemal, wenn ich um Geld ſchrieb. Ich habe zwa
genwärtigen Brief von einem meiner guten Fre
durchſehen, und die Schreibart ändern laſſen; dieſe
ſchiehet aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerl
Ueberzeugung, daß es nöthig ſey. Daß die math
tiſchen Wiſſenſchaften auf Schulen getrieben werden,
laſſe ich eher gelten. Es kommen doch immer griech
Wörter darinnen vor. Die Malerey, Muſik und
Tanzen ſchicken ſich am beſten für Frauenzimmer,
die Kunſt, leſerlich und ſchön zu ſchreiben, für den P
Denn gelehrte Leute müſſen ſchlecht ſchreiben; dieſ
ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie g
Ihnen dieſer Beweis? nicht wahr? vortrefflich! E
ten Sie wohl in einem jungen Menſchen ſo viel Verſ
und einen ſo guten Geſchmack ſuchen?

Die lateiniſche Sprache kam mir ſo einneh
und reizend vor, daß ich mich ſchäme, ein gebo
Deutſcher zu ſeyn. In der griechiſchen Sprache fan
etwas, von dem ich viel zu wenig ſage, wenn ich ſpr
daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich
mals gewundert, warum man ſie nicht bey Hofe einfi
und ich bin gewiß verſichert, ein Frauenzimmer w
bey einer griechiſchen Liebeserklärung nimmermehr u
pfindlich bleiben können. Daß ich jebräiſch ohne Pu
verſtehe, das iſt das wenigſte, deſſen ich mich rüh
kann. Die Redekunſt hatte mich recht bezaubert.
Regeln und Muſter, die ich mir erwählte, waren
nicht nach dem neuſten, jedoch nach meinem Geſchm
Beſonders in den Figuren war ich ſehr ſtark. Ich w

alle Ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, beſtunden in nichts, als Fragen und Ausrufungen. Die Erlernung der Logik war meine ernſthafteſte Beſchäfftigung. Zwar die gemeine Art zu denken hat mir niemals gefallen wollen. Sie iſt gar zu deutlich, und die Kunſtwörter ſind zu ſehr geſpart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen will; ſo muß meine Ueberzeugung kunſtmäßig ſeyn, und ich mag denken, was ich will, ſo denke ich in forma. Meiner Abſchiedsrede kann ich mich ohne einige Selbſtliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und inſonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieſelbe eigentlich gehalten habe; ſolches kann ich Ihnen nicht ſagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, ſo würde ich ſie Ebraico Latino-Graecam nennen. Dieſes letzte Meiſterſtück meiner Fähigkeit mochte wohl Urſache ſeyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und alſo die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geſchicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigſten Umſtand noch nicht anſehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu ſchreiben. Sie ſollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule gieng ich nach Hauſe zu meinem Vater, welcher im Gebirge ein adeliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Abſichten erfoderten, daß ich unſerm gnädigen Herrn ſogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte ſich nach der Einrichtung der Schule, und beſonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm alles, was ich itzt geſchrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerkſamkeit machte mich beredt, und ich verſprach mir ſchon im voraus die

Antwortschaft auf eine Pfarre. Allein, wie sehr b
ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie selbst
meiner Bestürzung, die ich empfand, als mir der
mit einem ernsthaften Gesichte ungefähr also antwor
»Gewiß, mein Freund, ich bedaure ihn, sein Vater
»das Geld verloren, und er die Zeit verderbt. Er
»studirt, und ist keinem Menschen zu etwas nütze. E
»es nicht vernünftiger gewesen, wenn er sich auf
»nigen Wissenschaften etwas mehr gelegt hätte, wo
»nen er geglaubt, daß sie so verächtlich und überf
»sind? Muß er sich nicht schämen, daß er in Grie
»land zu Hause, und in Sachsen ein Fremdling ist?
»er die Gesetze seines Solons versteht, und nicht di
»ringste Kenntniß von den Rechten seines Vaterla
»hat? Hätte er sich nicht die Sprachen der Ausl
»wenigstens nur in etwas bekannt machen sollen; w
»er sie auch allenfalls nicht besser gelernt hätte, al
»deutsche? Wie viel brauchen wir lateinische und
»chische Sprachmeister? Ich tadle deswegen nich
»ihm, daß er lateinisch und griechisch gelernt hat.
»ses muß seyn, und ein Gelehrter, der es nicht k
»kömmt mit eben so abgeschmackt vor, als er, da er
»Muttersprache nicht besser versteht. Was glaub
»wohl, was ich mit meinem Schneider anfangen s
»wenn er nichts arbeiten könnte, als solche Kleider,
»sie Seneka und Sokrates getragen haben? W
»der Kerl nicht Hungers sterben müssen, wenn er
»nichts gelernt hätte? Mit seiner Redekunst lockt er
»nen Hund aus dem Ofen, geschweige, daß er die
»müther der Zuhörer rühren sollte, und seine ganze K
»besteht aus Worten ohne Gedanken. Hat ihm
»niemand auf der Schule gesagt, wie unentbehrli
»heutiges Tages sey, daß man die sogenannten gelei

»S

»Sprachen und Künſte mit den neuern Wiſſenſchaften »verknüpfe?« Ich konnte dieſes nicht läugnen. Ich geſtand, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütze, vorgeworfen hätten. Ich ſagte aber auch, daß andre meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuverſicht prophezeihet hätten, ich würde dereinſt die Zierde ihrer Schule, eine Bruſtwehr wider die einreißende Barbarey und eine Stütze des Vaterlandes ſeyn. Er ſchüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von ſich gehen.

Wie meynen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe geweſen iſt? Wahrhaftig, ſo ſehr hat ſich wohl Plato kaum geſchämt, als ihn Diogenes durch einen nackichten Hahn, wegen ſeiner irrigen Meynung, lächerlich machen wollte. Ich gieng ganz beſtürzt nach Hauſe.

Allein, das war noch nicht genug. Dieſer Tag ſchien recht zu meiner Demüthigung auserſehn zu ſeyn. Ich fand unſern Hofmeiſter, welcher ſeinen Sohn mit vielem Eifer ausgeſcholten hatte. Ich hörte nur noch ſo viel, daß er zu ihm ſagte: »Du biſt mir ein braver Kerl! »Du ſchickſt dich zu allem, wie der Eſel zum Lautenſchlagen. Ein Narr bleibt ein Narr, und wenn man ihn »im Mörſel zerſtieße. Du kannſt nichts, du haſt nichts »gelernt, du willſt nichts lernen; was ſoll denn endlich »aus dir werden? Halte dein Maul, oder . . .! Fort! »Packe dich! Geh mir aus den Augen!« Ich erſtaunte, als ich dieſes hörte. Wie? dachte ich. Unſer Hofmeiſter, ein Bauer, ein Mann, der weder leſen noch ſchreiben kann; der verſteht die Redekunſt! Sarkaſmus, Diaſyrmus, Ploki, Anaphora, Ellipſis, Aſyndeton, ſind dieſes nicht alle die Figuren, die ich itzt von ihm gehört

habe? Und der Kerl hat nicht ſtudirt! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er ſich ſo ereifert hätte? Was? ſprach er, das iſt mein Junge, und ich ſoll mich nicht ärgern, daß ſich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unſer Hofmeiſter verſteht auch die Logik. Iſt dieſes nicht der bündigſte Schluß in Darii? War es nicht eben ſo viel, als wenn er geſagt hätte: Wer einen ungerathenen Sohn hat welcher ſich auf die faule Seite legt, der muß ſich ärgern; Atqui, ich habe einen ſolchen ungerathenen Sohn, Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen geſtehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unſers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieſer Hofmeiſter aber ganz und gar kleinmüthig. Gehört zu einem Gelehrten heutigestages mehr, als lateiniſch, griechiſch, und ebräiſch; kann auch der einfältigſte Bauer in Figuren und Schlüſſen reden, ohne daß er weis, wie ſie auf griechiſch heißen, oder in welcher Forme ſie ſind: Wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir denn ſo viele ſchlafloſe Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger ſeyn, wenn man auf Schulen ſich die Sprachen der Gelehrten zwar gründlich bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und wie man ſie nennt, in den galanten Wiſſenſchaften ſich übt? Sollte es wohl lächerlich ſeyn, wenn man ſich einbildet, die Erlernung einiger Kunſtwörter machte uns zu Rednern und Philoſophen?

Nein, ich kann mich dieſes nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meynung nicht ab. Das ſey fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, unge-

ungemein verbunden ſeyn, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in dieſem Urtheile beſtärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in der beſten Forme verharren,

Dero

ergebenſter Diener,
Irenäus Maſtigophorus.
ſonſt
Friedrich Geißelmann genannt.

P. S. Ich habe bey müßigen Stunden des Hieronymus Comitem ſiue Lectionarium denen zum Beſten in griechiſche Verſe überſetzt, welche der lateiniſchen Sprache nicht mächtig ſind. Weil ich nun glaube, daß es eine beſondre Beluſtigung des Witzes abgeben kann; ſo überſende ich Ihnen dieſe Ueberſetzung zu beliebigem Gebrauche.

Lebenslauf
eines
Märtyrers der Wahrheit. *)

Es iſt in Geſellſchaften nichts gewöhnlicher, als d
einer den andern mit beſtändigen Erzählungen v
ſich ſelbſt und ſeinen Fähigkeiten unterhält. Wir ſi
uns die nächſten; und weil wir ſchuldig ſind, von u
ſern Nächſten alles Gutes zu reden, ſo glauben wir,
erfodere die natürliche Pflicht, uns ſelbſt zu loben. J
will die wahrhaften Urſachen dieſer thörichten Eigenli
nicht unterſuchen; weil ich nicht geſonnen bin, mir du
nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe ſolch
nur um deswillen an, damit ich mein gegenwärtig
Vorhaben einigermaßen rechtfertige. Bezeigſt du ſo vi
Geduld, andre anzuhören, welche ſich bey lebendiger
Leibe rühmen; ſo gönne mir deine Aufmerkſamkeit, wen
ich dir nach meinem Tode ſage, wer ich geweſen bi
Das habe ich mit andern Menſchen gemein, daß ich me
nem Namen die Unſterblichkeit wünſche, wenn auch gleic
der Körper verweſen muß. Wollteſt du mir aber ver
wehren, meinen Lebenslauf zu erzählen; ſo würde ich vo
vielen unglücklich ſeyn, an deren Verdienſte man wenig
ſtens ſo lange gedenkt, als die Erbtheilung währet. D
Liebe zur Wahrheit hat mich in ſo geringe Umſtände g
ſetzt, daß meinen Tod beynahe niemand, als der Leiche
ſchreiber, erfahren hat. Hätte ich ein anſehnliches Ver
mögen

*) S. Beluſt. des Verſtandes und Witzes, Brachmonat
1742.

mögen beſeſſen; ſo würden meine ſchmerzlich betrübten Erben durch eine verhüllte Frau der ganzen Stadt haben anſagen laſſen, daß ihr Herr Vetter in Gott ſelig verſchieden ſey; oder ich würde mir noch auf meinem Todbette einen glaubwürdigen Redner haben miethen können, welcher der chriſtlichen Gemeine die ewige Wahrheit bewieſen hätte, daß unter allen Erſchrecklichen der Tod das Erſchrecklichſte, und meine tugendhafte Seele noch viel zu frühzeitig aus ihrem drey und ſechzigjährigen Körper gefahren ſey. Allein, meine Armuth hat mir nicht verſtattet, einen ſo prächtigen Abſchied aus der Welt zu nehmen. Ich bin geſtorben als ein Märtyrer der Wahrheit, das iſt, arm und unbeweint; und wenn die Nachwelt etwas von mir erfahren ſoll, ſo muß ich ihr ſolches ſelbſt ſagen.

Daß ich im Jahre 1674 den 17ten September, zu Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, geboren bin, ſolches ſcheint kein Umſtand von beſondrer Wichtigkeit zu ſeyn, und ich kann eben ſo wenig dafür, als es ohne mein Verſchulden geſchehen iſt, daß mein Vater nicht ein Hochedelgebohrner, Hochedler, Veſter und Hochgelahrter Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf drey Rittergütern, ſondern nur, wenn ich anders der Erzählung meiner Mutter glauben darf, Meiſter Lollinger, Bürger und Schneider daſelbſt, geweſen iſt. Ich brachte zween Zähne mit auf die Welt, und lernte gleich im erſten Jahre reden, und ſchon im andern war ich vermögend, durch mein Plaudern Vater und Mutter zu betäuben. Meine Aeltern hielten dieſes für eine vergnügte Vorbedeutung, ich würde mit der Zeit ein großer Rechtsconſulent werden. Sie irrten ſich aber, und die Folge hat gelehrt, daß es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheit geweſen ſind. Ich fieng frühzeitig an, ſolches merken

zu

zu laſſen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, bemerkte, daß mein Vater in ſeinem Berufe n zu gewiſſenhaft war. Ich verwies ihm ſolches zwar kindiſche, doch empfindliche Art, und we oft that, ſo gab er mir endlich, durch einen derbe ling, die erſten Früchte der Wahrheit zu ſchmecke doch ward ich dadurch nicht furchtſam. Mein ſtarb, und hinterließ meine Mutter, als eine jung we, mich aber als einen unerzogenen Knaben. Mutter that über dieſen Tod recht jämmerlich heulte und ſchrie; ſie verſteckte ſich hinter einen Schleyer; ſie wünſchte mit ihrem Manne zu ve und ſchwur der ganzen Welt ab. Ich dachte au meiner kindiſchen Einfalt, es wäre ihr Ernſt, blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthume. deren Verlauf ward ſie aufgeräumt; ſie ſcherz lachte, ſie beſuchte ihre Nachbarn, und ich ſah verſ junge Leute aus- und eingehen, ohne daß ſie böſ der ward. Kurz, ſie hatte ihren Mann vergeſſer die Luſt war ihr vergangen, mit ihm zu verweſen. fragte, warum ſie mich und andre ſo betrogen Ein Paar Ohrfeigen aber waren die ganze An Einsmals ſah ſie in den Spiegel, und fragte mi ich nicht eine ſchöne Mutter hätte? Ich ſagte: und dieſes brachte mich um alle mütterliche Liebe. konnte mich nicht länger um ſich leiden, und es wa ſchloſſen, mich auf eine Schule zu thun. Es g auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche lang die Gründe der Sprache lernte. Man fand gut, mich auf eine andre Schule zu bringen; ich willig, und man war anfänglich wohl mit mir den; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner ſchüler waren faul; ich verwies ihnen ihre Faulheit.

ge legten sich mit großem Eifer auf die Erlernung sol-
er Wissenschaften, von denen ich glaubte, daß sie abge-
hmackt, und einem Gelehrten nur zur Last wären. Ei-
ige waren hochmüthig, weil sie auf lateinisch und grie-
isch zu sagen wußten, wer sie erschaffen hätte. Die-
e unsicherte ich, daß ich sie ohne Lachen nicht ansehen kon-
. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freymüthig-
it, und alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn ei-
es meiner Lehrer, von dem ich das gegründete Urtheil
llte, er habe mehr Stärke in der Faust, als in der Ge-
hrsamkeit; dieser Zorn, sage ich, war so nachdrücklich,
ß ich alsbald die Schule räumen, und in einer öffent-
chen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne
nitern Schimpf gehen ließ.

Dieser unvermuthete Streich hätte mich bald zum
Rummelucken gemacht. Im ersten Schrecken nahm ich
is fest vor, die Wahrheit nimmermehr wieder zu reden.
s gieng mir aber, wie denjenigen Dichtern, welche die
erse verschworen. Ich zog auf die hohe Schule, von
r ich mir einen sehr edlen Begriff gemacht hatte, wo-
nach ich aber meine Unerfahrenheit verrieth. Leute,
elche ihre einzige Sorge seyn ließen, wie sie den Pflich-
n gegen ihr Vaterland Genüge leisten, die Hoffnung
rer Aeltern erfüllen, und deren saure Mühe und aufge-
andte Kosten vergelten könnten; Leute, welche diejeni-
n Wissenschaften mit Ernste ausübten, nach denen sie
h nennten; solche Leute glaubte ich zu finden. Ich
rte mich. Gleich den ersten Abend erschreckte mich eine
esellschaft trunkner Menschen, welche unter Schreyen
d Wetzen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich
aubte ich, es sey ein Auflauf, oder wenigstens Feuer in
r Gasse. Ich sah durchs Fenster; in dem Augenblicke
el ihr Anführer in den Koth, und ich hörte aus den

Reden der andern, daß ſie ſich bemühten, einem Weiſen der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Die Begebenheit machte mich aufmerkſam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitſchüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrheit eifrigſt befliſſen war, und ſich rühmte, er habe ſich in der Schenke zwey mal feſt geſoffen, wie er es nannte. Ein Landsmann von mir wollte ſich die Würde eines Lehrers beyder Rechte erſtehen, weil er ſich innerlich überzeugt fand, daß nie mermehr etwas aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thaler machte ihn zum Autor und Reſpondenten; und weil ich ihm, zu mehrerer Sicherheit, ſeine Diſputation ins deutſche überſetzen mußte, ſo verſprach er mir zur Vergeltung ein Anſehnliches, welches er aber noch an demſelben Abende verſpielte, und mich auf ſein bevorſtehende Heurath vertröſtete. Mein Stubennachbar erlernte die Medicin, gieng aber lieber mit fleiſchichten Körpern, als ekelhaften Gerippen, um, und verfluchte den abgeſchmackten Eigenſinn ſeiner Lehrer, welche ihn mit ſo vielen griechiſchen Wörtern martern wollten. Dieſe und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen; und ich ſollte ſchweigen? und ich ſollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schwur nicht zu brechen, und manche, die einen ſchönen Gedanken oder artigen Einfall haben, ſolchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nagen und den unruhigen Schmerz lange nicht ſo ſehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich ſagte es ungeſcheut, daß das Verfahren der meiſten meiner Mitſchüler unverantwortlich und unſinnig wäre. Bey aller Gelegenheit ſtellte ich ihnen ihre Thorheit ſo wohl ernſthaft, als lächerlich, vor. Ich ſchilderte zu

schiedenen malen nicht allein die Laster, sondern auch Personen, auf eine satyrische Art in Versen ab; und an ich dieses that, so empfand ich bey mir selbst eine pelte Wohllust. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer die Wahrheit, meine billigsten Absichten wurden cht belohnt. Man mied meine Gesellschaft, man ver- tete, man verspottete, man verabscheuete mich, und erfuhr, daß einige sich verschworen hatten, mich öffent- zu beschimpfen. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn nicht beyzeiten die Vorsicht gebraucht, und mich an en andern Ort begeben hätte, um die angefangenen ud en zu vollenden.

Das Schicksal führte mich zu einem Manne, der t freyen Unterhalt gab, und mir große Gefälligkeiten ies. Er glaubte, seine Gemüthsneigung habe mit meinigen viele Aehnlichkeit; und dieses bewog ihn n Mitleiden. Ich kann nicht sagen, daß er ein hitzi- Verehrer der Wahrheit gewesen wäre. Seine grosse denschaft bestund in der Begierde, Recht zu behalten, e vorgefaßte Meynung zu vertheidigen, und mit allen s unbarmherzigste zu verfahren, welche anders ur- ilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die higkeit nicht haben, selbst etwas Nützliches zu schrei- , aber mit desto größerm Vorwitze die Schriften an- r durchwühlen. Ein Comma, ein Punkt, ein einzi- Buchstabe war vermögend, ihn in die größte Wut bringen, und diejenigen in den Bann zu thun, welche n widersprachen. Er besaß einen erstaunenden Vor- h von Büchern nach seinem Geschmacke; wie er denn ubte, der sey kein rechtschaffner Gelehrter, welcher nicht nigstens sechs bis acht Pfund Bücher geschrieben habe. fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? erblaßte über diese Anfrage. Sollte ich sprechen, er

wäre ein geſchickter und dem gemeinen Weſen nützli
Mann; ſo würde er mich mit neuen Wohlthaten üb
häuft haben. Aber alle dieſe mußte ich verlieren, wo
ich die Wahrheit redete: Ich redete ſie doch. Ich ſa
daß Männer von ſeinen Fähigkeiten bey dem Baue
Gelehrſamkeit unentbehrlich wären; indem ſie den Sch
wegfahren müßten, welcher den Bauleuten hinderlich
Mehr brauchte ich nicht zu ſagen, mich zu verderben.
mußte auf der Stelle aus dem Hauſe, unter Begleit
tau'end lateiniſcher Schimpfwörter, welche ich vor
mein Tage nicht gehört, und erſt lange hernach in P
manns Schriften geleſen habe.

Der Verluſt dieſes Mäcenaten ward mir durch
nen Rechtsgelehrten reichlich erſetzet. In den Lande
ſetzen war er ganz unerfahren, deſto geübter aber in
römiſchen Rechten. Es gieng mir wohl bey ihm: i
man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten
ſen, daß er mehr Geſchicklichkeit habe, eine Rede pro
ſtris zu halten, als eine Rüge zu machen, ſo hob er
Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir ex l. 1
de donat. reuoc. daß ich ihm nicht wieder unter
Augen kommen ſollte.

Ein unverhoffter Zufall brachte mich in eine St
wo es ſchien, ich würde den Grund zu meinem künft
Glücke legen. Es gieng mir alles nach Wunſche:
weis nicht, ob die Leute daſelbſt die Wahrheit beſſer
tragen konnten, oder ob es daher kam, daß ich nicht
öffentlich ſagte, was ich bey mir ſelbſt dachte. Man
mir ein Amt, welches nicht anſehnlich, aber doch
träglich, war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet
eine Gelegenheit erfoderte, einen Glückwunſch zu ve
tigen. Ich handelte darinnen von der Vernunft,
ließ ihn drucken, ob ſich gleich meine Freunde mit

Kräften dawider ſetzten. Ein Mann, welchen ſein Amt ehrwürdig machte, fand ſich dadurch beleidigt. Es würd verdächtig gelaſſen haben, wenn er ſeine Perſon hätt vertheidigen wollen, er vertheidigte alſo Schrift und Religion. Auf eine unſchuldige Art hatte ich das Wort Broſamen mit einfließen laſſen. Dieſes war genug, Himmel und Hölle zu bewegen. Ein Verächter der Schrift, ein Religionsſpötter, ein Atheiſt; dieſes waren die gelindeſten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich ſey der Antichriſt. Kurz, ich ſollte mich öffentlich auf den Mund ſchlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das Letzte, und mußte zwölf Jahr in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich ſchien mein widriges Schickſal verſöhnt zu ſeyn. Man bot mir ein Amt an, mit dem Bedinge, ein Frauenzimmer zu heurathen. Hunger und Armuth überhanden allen Zweifel. Meine bisherigen Umſtände hatten mich ſo ſchüchtern gemacht, daß ich mir alles gefallen ließ, welches mir ehedem unerträglich geweſen ſeyn würde. Meine Frau liebte Geſellſchaft; ſie ſpielte. Vermögen und Einnahme ward auf Putz verwendet, die Haushaltung verſäumt, und mir zugemuthet, vieles zu überſehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehört. Meine Geduld ward ermüdet. Ich ſagte, ein Weib müſſe ſich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßigen Ausgaben zu vermeiden, der Wirthſchaft vernünftig vorſtehen, und ſich keiner Herrſchaft anmaßen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelaſſen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich dieſe Wahrheiten! Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes ſchädlicher ſey, als der Zorn aller andern Kreaturen. Man hieß mich einen nackigten Bettler, einen verlaufnen Kerl,

meiner Frau eine kniende Addritte hatte thun
welche aber, ich weis nicht, ob zu meinem Gl
Unglücke, unvermuthet ſtarb. Die Menge mein
verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte
Menſchen geſchonet, ſo war auch nunmehr nien
ſich meiner annahm. Man wußte meine Vo
auf eine tückiſche Art zu gewinnen, und mir V
aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hat
ſollte mich verantworten, und meine Fehler geſte
behauptete aber, ich wäre unſchuldig, meine Fe
ren Lügner, und meine Vorgeſetzten geblendete
teyiſche Richter. Dieſes war Urſache genug,
verdammen. Die Entſetzung von meinem A
Einziehung meines wenigen Vermogens, und
jähriges Gefängniß waren die Belohnungen m
ſenherzigen Redlichkeit. Ich ward endlich frey
und man legte mir auf, Stadt und Land zu
Ich that es, und ſeitdem iſt es mir unmöglich
irgendswo mein Glück zu finden; vielmehr ſah
gezwungen, den Reſt meiner Jahre auf eine ſ
trächtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken tr
ches der Nachwelt wiſſen zu laſſen. Ich bin el
ckend und bloß, ohne Freunde, in der äußerſten
tung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein T
der Wahrheit im Jahre . . . geſtorben und

Der Lebenslauf dieſes ſogenannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu ſeyn geſchienen. Er wirklich im Jahre 1738 in ſeiner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Froſt ıd Hunger geſtorben ſey. Sein Körper ward auf die natomie verkauft, um die nöthigſten Schulden zu beylen, und ich glaube, daß ſein betrübtes Beyſpiel allen ıen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche) einbilden, es ſey ein großmüthiger Eifer für die ahrheit, wenn ſie, ohne Anſehen der Perſon, ohne unde und Vorgeſetzte zu ſchonen, dasjenige mit einer verſchämten Stirn andern unter die Augen ſagen, was ıen oftmals Eigenliebe, Hochmuth, Undank und Unnunft in den Mund legen.

Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satyre *).

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedanken von der Satyre zu wissen. Ich soll Ihnen sagen, ob ich solche für zulässig halte, und was vornehmlich bey deren Verfertigung zu beobachten sey. Vielleicht könnte ich der Mühe, davon zu schreiben, überhoben seyn, wenn ich Sie auf diejenigen Bücher wiese, welche von beyden umständlich gehandelt haben. Ich nehme aber dennoch diese Arbeit mit Vergnügen auf mich, weil ich glaube, der Unterricht eines Freundes werde hierinnen mit noch mehrerm Nachdrucke bey Ihnen wirken, als die Regeln fremder Personen. Sie haben mich gebeten, Ihnen meine Gedanken davon zu schreiben; Sie dürfen sich also um so viel weniger wundern, wenn Sie keine philosophische Abhandlung erhalten; und weil es ein Brief ist, den ich an Sie schicke, so bin ich hoffentlich entschuldigt, wenn ich keine systematische Ordnung dabey beobachte.

Von der Zulässigkeit der Satyre weitläuftige Gründe beyzubringen, scheint mir überflüßig zu seyn. Ich kenne Ihre angeborne Neigung zu dieser Art von Schriften, und ich glaube, es würde mir schwerer fallen, Sie

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, Augustmonat 1742.

Sie zu überzeugen, daß sie vermeßlich wären, als zu beweisen, daß ich sie allerdings für ein nöthiges Stück der Sittenlehre halte. So lange eine Satyre diese Absicht behält, daß sie die Laster lächerlich machen, und den Menschen einen Abscheu davor beybringen will: so lange sehe ich nicht, warum sie tadelhafter seyn soll, als die tiefsinnigste Abhandlung eines moralischen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweisen bündig, und durch die Zeugnisse berühmter Männer, oder gar der göttlichen Schrift ansehnlich machen will. Ich getraue mir so gar, zu behaupten, daß sie bey unterschiednen Fällen, und bey einer gewissen Art von Lastern beynahe nützlicher sey, als die ernsthafteste Strafpredigt. Wenn wir die Laster lächerlich machen, so greifen wir die Menschen an demjenigen Orte an, wo sie am empfindlichsten sind. Ihre Eigenliebe leidet darunter, und wenn sie nicht schon gar zu sehr verwildert sind, so müssen sie einen Abscheu vor derjenigen Angewohnheit bekommen, welche sie bey Vernünftigen zum Gespötte macht. Ein Exempel wird meinem Satz ein mehreres Licht geben. Ich will es aus demjenigen Theile der Belustigungen nehmen, welchen Sie mir zugeschickt haben *). Wenn ich zum Harpax sagen wollte: Schämst du dich nicht, du Geizhals, daß du mit so ängstlicher Sorge, mit so ungerechten Händen, unter so vielem Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beschwerliches, ein vergängliches Gut an dich zu bringen suchst, welches du doch in der Welt lassen mußt, welches dir dein Leben kummervoll, und den Tod erschrecklich macht! Was meynen Sie, daß dieses beym Harpax für einen Eindruck

*) S. die Belustigungen des Verstandes und Witzes 2ter B. 2tes St. S. 190.

schaffen dürfte? Spräche ich: Bedenke doch, Harpax, was du thust! Der Geiz ist ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viel thörichte und schädliche Lüste, welche die Menschen ins Verderben und Verdammniß versenken! Ja, ja, würde Harpax sprechen, unser Pfarrer sagte es am Sonntage auch. Er würde gähnen, und dieses wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzählen Sie ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deswillen bey seinem Sterben unruhig und ängstlich ist, weil er die verscharrten Beine nicht noch vor seinem Ende fressen, oder mit sich nehmen soll, welcher gegen seinen vertrautesten Freund argwöhnisch ist, welcher sich seine besten Knochen herzuschleppen läßt, um solche wenigstens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben seine geizige Seele von sich bläst: Erzählen Sie ihm, sage ich, diese Fabel; was gilts, Harpax wird sich schämen, und wenigstens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß seine Leidenschaft thöricht ist.

Aber, wer hat euch den Beruf gegeben, andre zu tadeln? Seyd ihr selbst ohne Fehler, daß ihr euch um die Mängel des Nächsten bekümmern könnt? Schreibt ihr wohl eure Satyren aus Liebe, zu bessern, und nicht vielmehr aus Begierde, zu lachen? Dieses sind gemeiniglich die Einwürfe, die man macht. Sie sind leicht zu beantworten. Wer mir, als einem Liebhaber der Weltweisheit, die Macht gegeben hat, Sittenlehren zu schreiben, von eben dem habe ich auch den Beruf, Satyren zu verfertigen. Daß ich selbst nicht ohne Fehler bin, solches benimmt dem Werthe der Sache nichts. Mancher zeigt den Menschen den Weg zum Himmel, den er vielleicht selbst nicht geht, und dennoch bleibt sein Vortrag

mag eine göttliche Wahrheit, welcher ich zu folgen verbunden bin. Die Erbauung muß allezeit die Hauptabsicht einer Satyre seyn. Daß ich aber über die Fehler lache; daß ich sie andern lächerlich mache: dieses ist ein unschuldiges Vergnügen, welches man mir wohl gönnen kann.

Auf solche Art würde ich die Einwürfe beantworten. Wir wollen aber doch auch denjenigen kennen lernen, welcher sie gemacht hat. Es ist niemand anders, als der, welcher sich getroffen merkt. Prüfen Sie diese Grundregel, Sie werden sie allemal wahr befinden. Ich will bey meinem obigen Exempel bleiben. Wer wird über die Fabel vom Hunde schreyen? Gewiß nicht ein junger Herr. Dieser wohllüstige Verschwender hält einen Geizigen für seinen Todfeind. Er würde darüber gelacht haben, wenn er auch seinen eignen Vater darinnen abgeschildert gefunden hätte. Harpax sieht sein Bildniß; er erblickt sich in seiner natürlichen Gestalt; diese kömmt ihm abscheulich vor. Er schmäht auf den Spiegel; er flucht demjenigen, der ihm solchen vorhält. Harpax ist, der einzige, welcher Ihren Beruf hierzu wissen will, welcher Ihnen Ihre eignen Unvollkommenheiten verwirft, welcher Ihre Absichten tadelhaft macht.

Allein, die Satyre hat noch andre Feinde, welche behutsamer gehen. Sie loben die Einrichtung und Absicht derselben; sie geben aber nicht zu, daß jemals ein Lasterhafter dadurch gebessert worden sey. Ich weis nicht, ob diese Wahrheit allgemein ist. Bessert die Satyre nicht allemal den Lasterhaften; so hält sie doch vielleicht andre ab, lasterhaft zu werden. Fiele aber auch gleich beydes weg; so muß die Satyre doch in ihrem Werthe bleiben. Nicht in ihr, sondern in den Gemüthern der Menschen wäre der Fehler zu suchen. Wenn die Schaubühne so ein-

eingerichtet ist, wie sie eingerichtet seyn soll, so verdient sie alle diejenige Hochachtung, welche man einer Sittenschule schuldig ist; und dennoch halte ich es für mühsam, die Beyspiele derer beyzubringen, welche durch die Schaubühne gebessert worden sind. Wir stehen dabey; wir lachen über die Thorheiten; wir haben Mitleiden mit der unterdrückten Tugend; wir können uns kaum der Thränen enthalten, wenn wir das standhafte Christenthum der Satyre sehen; werden wir aber allemal tugendhafter? Werden wir beßre Christen? Wenigstens liegt der Fehler nicht an der Schaubühne.

Man könnte noch sagen: Durch die Satyre erregen wir den Zorn andrer gegen uns; wir machen uns Feinde: Wäre es nicht also den Regeln der Klugheit gemäß, sich mit einer so gefährlichen Arbeit gar nicht zu vermengen? Ich weis beynahe nicht, was ich hierauf antworten soll.

Die Wahrheit, so edel sie ist, macht dennoch auch Feinde. Es würde unbedachtsam seyn, wenn man bey aller Gelegenheit die Wahrheit sagen wollte, und ich glaube, wer Satyren schreiben will, der muß seine Umstände wissen, und allerdings vorsichtig seyn. Vielleicht habe ich im Nachfolgenden Gelegenheit, mehr davon zu reden.

Dieses sind ungefähr meine Gedanken von der Zulässigkeit der Satyre. Die Lehre von dem, was bey ihrer Verfertigung zu beobachten sey, ist von einem viel weitläuftigern Umfange. Ich will die umständliche Abhandlung davon bis zu einer andern Gelegenheit, oder bis zu unsrer mündlichen Unterredung aussetzen, voritzt aber nur etwas erinnern. Es würde schon genug seyn, wenn ich hier bloß dasjenige wiederholte, was ich oben von der Absicht der Satyre gesagt habe. Soll diese Absicht

ſicht vernünftig ſeyn, ſo muß ſie ſuchen, die Laſter lächerlich zu machen, und den Menſchen einen Abſcheu davor beyzubringen.

Was alſo kein Laſter iſt, mit dem hat die Satyre nichts zu thun. Liſette ſchielt. Ein muthwilliger Kopf, welcher gern ſinnreich heißen, und in einer Geſellſchaft die luſtige Perſon abgeben wollte, beobachtet an Liſetten dieſen natürlichen Fehler. Wäre er vernünftig, ſo würde er hier eine Gelegenheit finden, an denjenigen mit dankbarem Gemüthe zu denken, welcher ihm geſunde und muntere Augen gegönnt hat; allein er iſt zu leichtſinnig dazu. Er will lachen; er will andre zu lachen machen, und Liſette muß der unſchuldige Gegenſtand ſeiner ausſchweifenden Einfälle ſeyn. Aber Liſette thut verliebt, ſie wirft ihre ſchielenden Blicke mit einer wohllüſtigen Frechheit in der Kirche herum. Nunmehr wird ſie lächerlich; nunmehr giebt ſie die ſchönſte Gelegenheit zu einer Satyre.

Eine der gemeinſten Regeln iſt dieſe: Die Satyre ſoll die Laſter tadeln, nicht aber die Perſonen. Ich muß dieſer Regel Beyfall geben, und ſie ſcheint aus demjenigen Satze zu fließen, welchen ich oben zum Grunde gelegt habe. Dennoch aber halte ich auch diejenigen nicht für ſtrafbar, welche ihre Gedanken bey Verfertigung der Satyre auf eine gewiſſe Perſon richten. Meine Begriffe, meine Ausdrücke, meine ganze Arbeit wird viel lebhafter ſeyn, wenn ich ein Urbild vor mir ſehe. Ich tadle alsdann nicht die Perſon, ich tadle das Laſter, welches dieſe an ſich hat. Leſe ich den Abriß, welcher von dem ironiſchen Doctor in den Beluſtigungen gemacht worden iſt, ſo werde ich viel mehr gerührt, wenn ich an Argan den denke; und vielleicht hat der Verfaſſer auch an ihn gedacht,

gedacht, um das Bild eines leonischen Doctors *) n
nach dem Leben zu schildern. Deswegen aber darf
nicht sagen, daß dieses eine Satyre auf Arganten
Sie geht auf alle diejenigen, welche eben so, wie u
Argant, ihre faule Unwissenheit unter dem Doctorh
verbergen wollen.

Gemeiniglich verstehen wir unter dem Worte L
ster nur die drey Hauptfehler, den Ehrgeiz, Geldg
und die Wohllust. Ich glaube, es giebt noch einige S
chen, welche man so gar füglich unter eines von die
dreyen Lastern nicht bringen kann, und mit denen
Satyre doch auch zu thun hat. Ich weis nicht, ob
es werde ehrgeizig, geldgeizig, oder gar wohllüstig nenn
können, wenn das Frauenzimmer in der größten Kä
mit dem Fächer geht, oder ein artiger Herr im Stut
und Regen den Hut unter dem Arme trägt. Derg
chen Gewohnheiten sind nicht lasterhaft, aber viellei
lächerlich; und es bleibt einem Satyrenschreiber unv
wehrt, über beyde zu lachen. Mit einigen Dingen i
Gelehrsamkeit hat es gleiche Bewandniß. Ich will n
ein einziges anführen. Wer über diejenige Schreibe
spotten wollte, die in öffentlichen Gerichten eingeführt i
und die man den Stylum curiae nennt, der würde u
recht handeln: Wenn aber Javolenus an seine Scho
ein Schreiben schickt, das einer Rüge ähnlicher sieht, a
einem Liebesbriefe; so ist Javolenus ein Pedant. E
ist nicht lasterhaft, er verdient aber doch, daß man ih
seine Thorheit vorrückt.

Wenn die Satyre die Laster der Menschen straf
so vertritt sie die Stelle der Wahrheit. Gleichwie ab
die

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, 2 T
S. 525.

diese keine Vorstellung noch einiges Ansehen der Person leidet: also könnte es auch scheinen, daß die Satyre keines Menschen schonen dürfe. Wenn ich dieses behauptete, so würden sonder Zweifel sehr viele, und vielleicht die meisten jungen Leute, auf meine Seite treten. Ich bin aber ganz andrer Meynung. So verhaßt mir die Lügen ist, so unbesonnen scheint es zu seyn, wenn ich allemal die Wahrheit reden wollte. Kann ich durch ein vernünftiges Stillschweigen so wohl meinen Pflichten, als der geselligen Klugheit, Genüge thun; so thue ich am besten, wenn ich schweige. Ich bin verbunden, eher mein Leben zu lassen, als meinen Glauben zu verläugnen: Würden Sie aber denjenigen nicht für unsinnig halten, welcher seinen Glauben ohne Noth nur darum bekennte, damit er sterben möchte? Die Pflichten gegen uns sind stärker, als die Pflichten, welche wir andern schuldig sind; und der Schade, welchen wir durch eine unüberlegte Freymüthigkeit uns selbst augenscheinlich zuziehen, ist wichtiger, als der ungewisse Nutzen, den wir durch eine unbedachtsame Satyre zu schaffen suchen. Ich mag hier nicht untersuchen, ob wir auch allemal die vernünftige Absicht haben, zu nutzen. Vielleicht ist es eine Begierde, bekannt zu werden; vielleicht ist es nur ein Muthwille, der uns die Feder in die Hände giebt. Wie unvermerkt kann man sich selbst betrügen! Es giebt Personen, welche ihre Gewalt gefährlich und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müssen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laster an sich; aber hüten Sie sich, dieses Laster anzugreifen. Es bleiben noch tausend andre Fehler übrig, womit sich Ihre Satyre beschäfftigen kann. Wer wollte die Trunkenheit nicht für strafenswerth achten? Stellen Sie sich aber zween Söhne vor, welche ihren trunknen Vater auf der Erde

und

und entblößt liegen sehen. Der eine lacht darüber; er ruft die Nachbarschaft herzu; er zeigt ihr an seinem Vater, wie schändlich die Trunkenheit sey, er weist ihr dessen Blöße. Der andre wendet sein Gesicht ab, er bedeckt den entblößten Vater. Welcher von diesen beyden Söhnen ist wohl der vernünftigste?

Von der Schreibart, deren man sich in der Satyre zu bedienen hat, will ich nur noch ein Paar Worte sagen. Mein Vortrag muß ordentlich seyn; denn ich will andre überzeugen. Er muß nicht ausschweifend seyn, und meine Ueberlegung muß mehr Antheil daran haben, als meine Einbildungskraft. Aber dunkel darf er auch nicht seyn; denn ich will den Verstand meiner Leser nicht ermüden, sondern belustigen. Alle niederträchtige, alle unflätige Schreibart muß ich sorgfältig vermeiden; sonst werde ich mehr schaden, als erbauen. Viele glauben, recht beissend zu schreiben, wenn sie schmähen und schimpfen. Allein, dieses schickt sich für einen Sittenlehrer nicht, welcher die Laster und Fehler der Menschen lächerlich machen will. Vielmehr könnte man sie unter die muthwilligen Jungen zählen, welche die Vorübergehenden mit Koth werfen.

Ich muß noch etwas erwähnen, welches besonders Ihnen nützlich seyn kann. Sie haben eine Lebensart erwählt, worinnen Sie, wie ich hoffe, künftighin Gelegenheit haben werden, öffentlich und an heiliger Stäte zu reden. An diesem Orte müssen Sie die Laster strafen; aber hüten Sie sich, daß Sie sie nicht alsdann lächerlich zu machen suchen. Sie werden mir diese Warnung zu gute halten. Ich weis Ihre Neigung, und kenne große Männer, welche ihre Lebhaftigkeit in diesen Fehler gebracht hat. Oftmals vergeht man sich wohl gar so weit, daß man auf der Kanzel über solche Sachen eifert, welche

nicht

nicht einmal wider die Wohlanſtändigkeit ſind, geſchweige wider das Chriſtenthum laufen. Ich habe in meiner Jugend einen um die Kirche ſehr verdienten Lehrer gekannt, welcher dem Volke die Pracht der Großen lächerlich machen wollte, und mit dem Poeten ſagte, ſie hätten

. . . ſechs Viehe vor dem Wagen
und ſechſe hinten drauf.

Redete er aber von den Feinden unſers Glaubens, ſo wußte ich vielmals nicht, ob ich über die Ketzerey weinen oder lachen ſollte. Dergleichen Vortrag iſt allenfalls annehmlich, aber gewiß nicht erbaulich. Ich will Ihnen ein andres Muſter geben, da ich wohl wünſchen wollte, daß Sie es, wie in andern Sachen, alſo auch darinnen nachzuahmen ſich bemühen möchten. Die Religionsſpötter ſind Leute, welche wegen ihrer abgeſchmackten Meynungen wohl verdienten, nicht überführet, ſondern lächerlich gemacht zu werden; aber wie ernſthaft, wie beweglich, wie nachdrücklich weis nicht der berühmte Mosheim ihnen ihre Thorheiten in ſeinen heiligen Reden vorzuhalten? Dieſes iſt die wahre Sprache eines geiſtlichen Redners. Wenn er von eben dieſer Sache an einen vornehmen Mann ſchreibt, oder in andern Schriften handelt, ſo iſt ſein Ausdruck ſchon aufgeweckter, und in vielen Stellen ſatyriſch.

Ich will die weitere Ausführung dieſes Satzes bis zu einer andern Zeit verſparen, und ich werde alsdann Gelegenheit nehmen, meine Gedanken von den Stachelſchriften überhaupt, und inſonderheit von der Kanzelſatyre, durch neuere Exempel zu erläutern.

Von Unterweiſung der Jugend. *)

Ich habe unſern geſtrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Hermann. Wir bemühten uns, ausfindig zu machen, warum es ſo ſchwer ſey, eine gründliche Gelehrſamkeit zu erlangen? Und woher es komme, daß ſo wenige unter den Gelehrten den anſehnlichen Titel verdienen, mit welchem ſie ihre Blöße ſorgfältig zu bedecken wiſſen?

Die von dir angeführten Urſachen ſind wichtig genug. Die blinde Liebe der meiſten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu anſehnlichen Mitgliedern des gemeinen Weſens zu machen. Der Sohn muß ſtudiren, damit er Doctor werden kann. Er hat weder die Fähigkeit, noch den Willen, etwas Rechtſchaffnes zu lernen. Er lebt alſo ſich zur Laſt, und dem Vaterlande zum Schimpfe. Wäre dieſer ein Schneider geworden; ſo würde er gewiß ſein Brodt verdienen, da er anitzt von der Sparſamkeit ſeiner Vorfahren, oder dem Einbringen ſeiner Frau leben muß.

Du haſt recht, mein Freund; vielleicht aber giebſt du mir auch Beyfall, wenn ich eine Urſache anführe, welche noch allgemeiner iſt.

Erwäge nur einmal, wie die Anführung unſrer Jugend zu der Gelehrſamkeit beſchaffen iſt. Bis in das zehnte Jahr überläßt man uns der Aufſicht der Frauenzimmer,

*) S. Beluſt. des Verſtandes und Witzes. Weinmonat. 1742.

Zimmer, welche glauben, ſie haben genug gethan, wenn ſie uns reinlich halten, wenn ſie uns leſen lehren, und allenfalls einige Fragen aus dem Katechiſmus ins Gedächtniß bringen. Nunmehr iſt es Zeit, daß man uns der Aufſicht eines Hofmeiſters übergiebt. Ob er von guten Sitten, ob er fleißig, ob er gelehrt iſt; darnach fragt man eben nicht. Aber: wie viel verlangt der Herr für ſeine Mühe? Das iſt unſre erſte Sorge. Der Wohlfeilſte bleibt allemal der Beſte. Dieſer führt uns eben den Weg, welchen er ſelbſt unter ſo vielen Seufzern und Thränen gegangen iſt. Ein Gelehrter muß die lateiniſche Sprache verſtehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählt alſo eine Grammatik, welche die beſte zu ſeyn ſcheint. Durch eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweiſung faſſen wir eine Menge dunkler Kunſtwörter und weitläuftiger Regeln, welche wir gewiß auch weniger verſtehen, als die Sprache ſelbſt, die wir daraus erlernen ſollen. Endlich überwinden wir dieſe Schwierigkeit. Man giebt uns des Cicero Schriften, nebſt andern Büchern, zu leſen, und unſre Väter weinen vor Freuden, wenn ſie ſehen, daß ihre Kinder im zwanzigſten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten, in Rom, ein Junge von fünf Jahren verſtund. Nunmehro zieht der gelehrte, oder beſſer zu ſagen, der lateiniſche Sohn, auf hohe Schulen. Du darfſt von ihm nicht verlangen, daß er in der alten und neuern Geſchichte, in der Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wapenkunſt, und dergleichen erfahren ſey, und einen Vorſchmack von der Mathematik, Weltweisheit, und andern Wiſſenſchaften erlangt haben ſollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt: er hat müſſen Latein lernen. Es würde lächerlich ſeyn, wenn du ihn fragen wollteſt, ob er deutſch verſtünde? Ob er einen guten Brief ſchrei-

ben könnte? Er iſt ja ein Deutſcher, er iſt in Me
geboren; ſollte er nicht deutſch verſtehen? Von der
chiſchen Sprache hat er noch zur Noth ſo viel begri
hals er auf der hohen Schule binnen drey Jahren zu
ernen gedenkt. Wie geſchwind verlaufen dieſe! Er
eiligſt nach Hauſe. Sein Vater verlangt es, weil
Amt und eine reiche Frau auf ihn warten. Nun
iſt unſer Gelehrter fertig!

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieſes di
wöhnlichſte Art ſey, unſre Jugend zu unterweiſen?
wirſt es nicht läugnen können; du wirſt aber auch
gleich geſtehen müſſen, daß ſolches die wahrhafte Ur
ſey, warum nur ſo wenige ſich eine rechtſchaffne Ge
ſamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruht meines
achtens darinnen, daß wir glauben, wer die latein
Sprache verſtehe, der ſey ein Gelehrter; und daß
durch eine weitläuftige Erlernung derſelben diejenige
verſäumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sa
wenden ſollten.

Aber ſoll ein Gelehrter kein Latein verſtehen? S
ſes iſt meine Meynung keinesweges. Ich behaupte
mehr, daß er in dieſer Sprache eben ſo ſtark ſeyn m
als in ſeiner Mutterſprache. Nur das kann ich nich
greifen, warum wir der Jugend die Erlernung derſe
ſo ſchwer machen?

Der alte Richard, welcher geſtern in unſrer Ge
ſchaft war, ſoll mir zum Beweiſe meines Satzes dien
Du kennſt ſeinen Sohn, der anitzt durch wirkliche V
dienſte unter den Gelehrten eine anſehnliche Stelle
kleidet. Kaum hatte dieſer das ſechſte Jahr erreicht,
ihn ſein ſorgfältiger Vater der Aufſicht eines jun
Menſchen anvertraute, welcher ihm die nöthigſten Gr
be unſers Glaubens beybringen, und ihn zu einer v
anſt

anſtändigen Aufführung angewöhnen ſollte. Alles, was er mit dem Knaben redete, was ihn dieſer fragte, das mußte, ſo viel es möglich ſeyn wollte, in lateiniſcher Sprache geſchehen. Jede Sache, die im Hauſe, auf der Gaſſe, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeinſten Geſchäffte, welche täglich vorfielen, wurden auf lateiniſch benannt. Dieſe Bemühung gieng glücklich von ſtatten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der junge Richard ſchon vermögend, ſich in der lateiniſchen Sprache ordentlich und deutlich auszudrücken, und regelmäßig zu reden, ohne zu wiſſen, warum er ſeine Worte eben ſo, und nicht anders ſetzen müſſe. Nunmehr glaubte man, daß es Zeit wäre, ihn die vornehmſten Regeln der Grammatik zu lehren, und weil er die Sprache ſchon verſtund, ſo faßte er dieſe in wenigen Monaten. Die griechiſche Sprache war ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wiſſen unentbehrlich. Weil aber ſein Vater meynte, es ſey eine gelehrte Eitelkeit, griechiſch zu reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen; ſo ſchien es genug zu ſeyn, ihn nach den ordentlichen Regeln ſo weit zu bringen, daß er alles verſtünde, was griechiſch abgefaßt wäre. Er erlangte auch ſolche Geſchicklichkeit wirklich in wenigen Jahren. Weil man dieſes nicht zu einem Hauptwerke machte; ſo blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künſten und Wiſſenſchaften Unterweiſung zu geben. Nach unſrer heutigen Einrichtung iſt es eine bekannte Sache, daß die franzöſiſche Sprache vielmals weit unentbehrlicher iſt, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm alſo einen Franzoſen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleißigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm ſein Hofmeiſter, ſchon in den erſten Jahren, bloß durch Geſpräche, wo nicht eine Kenntniß

von der Hiſtorie, dennoch eine Luſt dazu beygebracht
war es nachher um ſo viel leichter, auch darinnen n
zu gehen. Die ältere Geſchichte wurde nicht verge
die neuere aber, und beſonders die Geſchichte ſeines
terlandes, blieb allemal der Hauptzweck. Die gr
Schriften der lateiniſchen Redner und Poeten w
zugleich ſorgfältig durchgegangen, nicht ſo wohl di
densarten daraus zu erlernen, als vielmehr ihren g
Bau, und die Bündigkeit des Vortrags einzuſ
Hierdurch lernte unſer Richard die Zärtlichkeit einer
die Stärke eines Heldengedichts, und diejenigen Urſ
kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemach
ben. Was konnte ihm auf eine ſolche Art wohl le
fallen, als auch in ſeiner Mutterſprache die Geſchi
keit zu erlangen, die einem Gelehrten ſo wohlanſt
iſt? Man brachte ihm einen Begriff von der Welt
heit bey, ſo weit er nämlich bey ſeinem damaligen
dazu vermögend war; und man brauchte zugleic
Vorſicht, die Kräfte ſeines Verſtandes und Nachde
durch die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu ſchärfe
in Ordnung zu bringen. Zu ſeiner Gemüthsberge
ward ihm ein Tanzmeiſter und ein Zeichenmeiſter
andern Künſtlern gehalten, und Richard iſt dennoc
Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewoh
gelernt hat, wie man leſerlich und zierlich ſchreiben n
Wenn ich davon noch nichts geſagt habe, wie ſorg
man ihn von Zeit zu Zeit in ſeinem Chriſtenthume
terwieſen; ſo darf man darum nicht denken, als ob
ſes verabſäumt worden wäre. Du kennſt ſeinen
künftigen Vater, das iſt ſchon genug. Auf ſolche A
ward der Grund zu derjenigen Gelehrſamkeit gelegt,
che Richard nunmehr beſitzt. Nur dieſes muß ich
erinnern, daß man ihn erſt im neunzehnten Jahre au

hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beyspiel dieses gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweisung unsrer Jugend in den ersten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelst du aber, ob diese Art, die Jugend zu unterweisen, auch allgemein, und bey andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden sey? Ich getraue mir, solches zu behaupten.

Ist es wohl schwerer, die lateinische Sprache zu erlernen, als die französische, oder die deutsche? Das kannst du nicht sagen. Wie alt bist du gewesen, als du deutsch reden konntest, und entsinnest du dich wohl, daß du schon im achten Jahre mit deiner Französinn zu plaudern vermögend warst? Der Umgang, eine fleißige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und elhafter Regeln, brachten dich so zeitlich zu dieser Geschicklichkeit. Eben das verlange ich bey der lateinischen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geschickt sind, die Jugend auf solche Art zu unterweisen? Wie viele giebt es nicht, die zwar wissen, wie sie auf der Katheder, aber nicht, wie sie in der Küche lateinisch reden sollen? Wir beyde haben studirt; wir lassen uns beyde Gelehrte nennen, und dennoch sollte es uns schwer fallen, die gemeinsten Handlungen der Menschen auszudrücken. Ich gebe dieses zu, mein werther Hermann; ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meynung nicht widerlegt, sondern nur noch mehr bekräftigt. Wären wir, wären andre in ihrer Jugend besser angeführt worden; so würde es uns und andern an der Geschicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bey wenigen antrifft. Unterdessen will ich dir doch ver-

ſchiedne aufweiſen, welche dieſe Geſchicklichkeit wirklich beſitzen, noch mehrere aber, welche gar wohl fähig wären, ſolche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurück, welche die Art, ihre Kinder zu unterweiſen, entweder ſelbſt nicht verſtehen, oder aus Geiz die nothigen Koſten ſcheuen. Du kenneſt jenen Vater, welcher mehr auf ſeine Pferde wendet, als auf ſeinen Sohn. Er ſcheuet keine Koſten, ſeinen Budel recht abrichten zu laſſen; wenn er aber dem Lehrmeiſter ſeines Sohnes ein Quartal bezahlen ſoll, ſo geſchiehet es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unſrer Kinder, daß unſre eigne Ehre auf eine vernünftige Unterweiſung derſelben ankäme; ſo würden wir hierinnen eher verſchwenderiſch, als karg ſeyn, und ich weis gewiß, es würden ſich viele finden, welche vermögend wären, alles dasjenige zu leiſten, was ich von einem Lehrmeiſter gefodert habe. Bedächten wir aber auch, daß ſich von unſern Kindern nur diejenigen den Studien widmen ſollten, denen die Natur die Fähigkeit dazu verliehen hat; ſo würden wir ſehen, daß es ſehr leicht ſey, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweiſen, welche mir die vernünftigſte zu ſeyn geſchienen hat.

Jrus.

Irus.

Eine lucianiſche Erzählung. *)

Irus, der verlaßne Irus, deſſen Nahrung in Brode und Waſſer, die Kleidung in einem zerrißnen Mantel, und das Lager in einer Hand voll Stroh beſtund; dieſer ward auf einmal der glücklichſte Menſch unter der Sonne.

Die Vorſicht riß ihn aus dem Staube, und ſetzte ihn den Fürſten an die Seite. Er ſah ſich in dem Beſitze unermeßlicher Schätze. Sein Auge erſtarrte vor dem ungewöhnlichen Glanze des Goldes. Sein Pallaſt war weit prächtiger ausgeputzt, als die Tempel der Götter. Purpur und Gold waren ſeine ſchlechteſte Kleidung, und ſeine Tafel konnte man billig einen Inbegriff alles deſſen nennen, was die wohllüſtige Sorgfalt der Menſchen zur Unterhaltung des Geſchmacks erſonnen hatte. Eine unzählbare Menge ſchmeichelhafter Verehrer folgte ihm auf allen Schritten. Würdigte er jemanden eines geneigten Blickes; ſo hielt man denſelben ſchon für glückſelig, und wer ſeine Hand küſſen durfte, der ſchien allen beneidenswürdig zu ſeyn. Er glaubte, der Name Irus ſey ihm ein beſtändiger Vorwurf ſeiner vormaligen Armuth; er nannte ſich alſo Ceraunius oder den Blitzenden, und das ganze Volk frohlockte über dieſe edelmüthige Veränderung. Ein Dichter, welcher ihn vormals nur

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Mintermonat 1744.

zum Spotte den armen Irus genennt hatte, dieſer hungrige Dichter entdeckte eine Wahrheit, die bisher jedermann unbekannt geweſen, itzt aber von allen mit einem ſchmeichleriſchen Beyfalle angenommen wurde: Jupiter hätte ſich in des Ceraunius Mutter verliebt, und in einen Ochſen verwandelt gehabt, um ihrer Liebe zu genießen. Nunmehr baute man ihm Altäre; man ſchwur bey ſeinem Namen, und die Prieſter waren beſchäfftigt, in dem Eingeweide des Opferviehes zu finden, daß der große Ceraunius, dieſer ehrwürdige Sohn des Jupiters, die einzige Stütze von ganz Ithaka ſey. Toxaris, ſein ehemaliger Nachbar, ein Mann, welchen das Glück, ein unermüdeter Fleiß, und eine vernünftige Sparſamkeit zu einem reichen Bürger gemacht hatten, war das erſte Opfer ſeiner ungezähmten Begierde. Er hatte ihn ſchon damals beneidet, als er noch Irus hieß; und nunmehr war es Zeit, daß er ihn empfinden ließ, was derjenige vermöge, deſſen Vater den Donnerkeil in Händen trage. Es traten Zeugen auf, welche behaupteten, Toxaris habe die Götter geläugnet, die Tempel beraubt, die Prieſter verſpottet, und durch ungerechtes Gut ſeine Schätze vermehrt. Er ward ins Gefängniß geſchmiſſen, und zu einem ſchmählichen Tode verdammt. Seine geängſtete Frau, ſeine unſchuldigen Kinder warfen ſich mit Thränen zu den Füßen unſers unempfindlichen Tyrannen; aber umſonſt. Toxaris mußte ſterben, und alle, die ihm angehörten, mußten ins Elend gehen. Irus blieb ſein einziger Erbe. Noch etwas fehlte ihm an ſeiner Glückſeligkeit. Er wollte ſich vermählen. Die Vornehmſten des Landes waren bemüht, in ſeine Verwandtſchaft zu kommen. Menippus war allein ſo glücklich, daß Irus auf ſeine Tochter Euforbia die Augen warf. Er hoffte durch eine nähere Verbindung mit dem angeſehenen und reichen

Menip-

Menippus sein eignes Glück noch mehr zu befestigen; und Euforbia war schon genug, sein Herz einzunehmen. Ihr lockichtes Haar, ihre erhabne Stirn, ihre feurigen Augen, ihr reizender Mund, ihre bezaubernde Brust, ihr majestätischer Gang, kurz, ihre ganze Gestalt, hatten den hochmüthigen Irus gefesselt, und alle Dichter in Ithaka schwuren, daß Venus mehr als einmal über diese Schöne eifersüchtig geworden wäre. Die Vermählung geschah. Der große Sohn des Jupiters eilte; seine Geliebte zu küssen. O! sprach er, indem er sie umarmen wollte, o, wie vergnügt . . . . . .

Hier erwachte Irus; seine Glückseligkeit war nur ein Traum gewesen. Er lag noch auf eben dem Stroße, worauf er sich gestern gelegt, noch unter eben dem zerrißnen Mantel, womit er sich den Abend zuvor bedeckt hatte. Ceraunius war verschwunden, und der unschuldige Paris lebte noch.

Eine

Eine Todtenliſte,

von

Nicolaus Klimen,

Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen *).

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufſatz gefunden, welchen ich itzt meinen Leſern mittheile. Unſer berühmter Klim hat ihn geſchrieben; ich kenne ſeine Hand genau, und es wird wohl niemand zweifeln, daß es ſeine eigne Arbeit ſey, wenn man mir dieſes bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf ſeinen unterirdiſchen Reiſen die Gemüther der Menſchen vollkommen einſehen gelernt hatte. Als Küſter beſaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er ſich als Kaiſer in Quama anſehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf ſeine unterirdiſche Reiſebeſchreibung, in welcher man die deutlichſten Spuren finden wird, daß er als ein Philoſoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufſatz iſt ein Verzeichniß unterſchiedner Perſonen, welche Zeit ſeines Küſteramts in Bergen geſtorben ſind. Er ſagt von einer jeden ſeine Meynung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in ſeinen Charakteren unparteyiſch geweſen ſeyn. Es wäre zu wün-

ſchen,

*) S. Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, im Hornung 1743.

ſehen, daß in allen Städten dergleichen Todtenliſten gehalten, und beym Schluſſe des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele ſeiner Mitbürger nach ihrem Tode beſſer kennen zu lernen, als man ſie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als Hochedle, Hochgelahrte, Hochweiſe, Ehrſame und Tugendbelobte abgekündigt, welche bey ihrer Unwiſſenheit, bey ihrer niederträchtigen und lächerlichen Aufführung, keinen von dieſen Titeln verdient haben. Es iſt unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher ſich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliſte von der Art, wie gegenwärtige iſt, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daß unſre Bürger dadurch wenigſtens eben ſo ſehr erbauet werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten geweſen, oder unehliche Kinder geboren worden. Ich will es dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ob meine Hoffnung gegründet ſey. Vielleicht bedauern ſie mit mir, daß gegenwärtige Liſte nicht vollſtändig, ſondern durch die Unachtſamkeit der klimiſchen Erben der Anfang, und vermuthlich ein großes Stück davon verloren gegangen iſt.

Bergen in Norwegen,
am $\frac{1}{12}$ des Wintermonats 1742.

B. Abelinſen.

* * * * * * * * *
* * * * * * * hochmüthig,
* * * * * * * geizig;

er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Anſehen ſeines

Lam-

lungen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an andern würden unerträglich geweſen ſeyn.

Guſtav Trolle. Durch den Tod dieſes Mannes verlor unſre Stadt mehr, als ſie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke oder Unglücke ſeiner Mitbürger vielen Antheil, und wünſchte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur ſpöttweiſe den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmaale ſeiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuſer ſeiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überſchatten; und wenn der Himmel ſeine chriſtlichen Wünſche erhört hätte, ſo würden alle Rathmänner in Bergen, vom Bürgermeiſter an bis auf den Stadtſchreiber, wenigſtens Neſtors Jahre erreicht haben. Bey jedem Todesfalle tauchte er ſeinen Kiel in bittre Salzen und herben Wermuth ein. Er ſchien ganz untröſtbar über den Tod des Kapellans, welcher drey Vornamen hatte, und alſo dem Berufe unſers Dichters ſehr einträglich war. Die Muſen unterhielt er in beſtändiger Bewegung. So bald er die Feder eintunkte, ſo bald ſtunden ſie alle neun auf ſeinem Zeddel. Sie hatten auch Urſache, gehorſam zu ſeyn; denn es war ein ſehr hitziger Mann. Wenn ſie nicht gleich kamen, und ihm bey ſeiner ſauren Arbeit vorſpannten; ſo ſchimpfte er ſo lange auf ſie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küſter an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigſtens acht Groſchen werth; und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchleſen können. Bey Hochzeitgedichten war er ſehr ſcherzhaft. Der Name des

Bräu-

tigams oder der Braut mochte noch so verwirrt klin-
d wußte er ihn doch so lange herum zu zerren, bis
demſelben einen Gedanken fand, der ſich zur Wiege
. Die Deutſchen haben ihm die Erfindung der
eime zu danken, welche er, zum erſtenmale an des
ſchulzens Geburtstage, aus dem Stegreiſe machte,
ſo trunken war, daß er von ſeinem Verſtande nichts
. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für
n Groſchen ſchüttete er ſein ganzes Herz aus. Er
uch in großer Armuth, und hinterließ nichts, als
orbeerkranz, und einen zerrißnen Mantel.

Juante Struve, verwaltete das Stadtſchulzenamt
ig Jahre lang; ſeine Frau aber hatte das Directo-
actorum. Dieſe machte auch die Abſchiede, und
rteyen mußten in ihrer Küche gegen einander ver-
. Wer daſelbſt nicht erſchien, der war ſachfällig;
ber den größten Braten ſchickte, der hatte das größte
. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu ſeyn,
ßten die Parteyen würfeln; derjenige gewann den
ß, der die meiſten Augen warf. Der Stadtſchrei-
ar ſein Schwiegerſohn, und hatte bey ihm freyen

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der
den Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles
frühzeitig an unſerm Brahe. Schon im ſiebenten
e war er klüger, als ſeine Aeltern und Lehrmeiſter;
erzehnten verwickelte er ſich in gelehrte Streitigkei-
und ſchrieb kritiſche Anmerkungen über die philoſo-
en Bücher ſeiner Zeit, welches in Norwegen einen
n Lärmen machte. Er war heftig in ſeinen Mey-
en, in ſeiner Schreibart ſpöttiſch, und wenn ihn

ſein

ſagen Gedanken auf ſeinem Herzen und Gewiſſen
ten wollen. Er ſchrieb einen zierlich gedruckten
welcher aber dem geneigten Leſer ſchwerer zu ver
war, als ihm zu machen. Die Proſodie war ſein
ſtudium nicht, und die Grammatik für ſeine hohe G
ſamkeit zu niedrig. Im zwanzigſten Jahre ſpü
eine merkliche Abnahme ſeines Verſtandes, und w
kindiſch, als ein Greis von neunzig Jahren.
glaubt, er habe ſich damals ſelbſt gefühlt, und ſein
annahendes Ende vermuthet; dieſes will man a
ner Ode ſchließen, welche er unter dem Titel
Schwanengeſangs der Nachwelt hinterlaſſen, und
innen er von ſeiner muthwilligen Leyer Abſchied ge
men hat. Er ſtarb auch wirklich kurz darauf, und
verließ eine große Anzahl Titel zu Büchern, die e
ſchreiben wollen.

Guſtav Gripp, ein Rathmann, und eine gu
zige Seele; er hat in ſeinem Leben nicht widerſpro
und ſagte zu allem, ja. Nirgends ſchlief er ſanfter,
auf der Rathsſtube, beſonders wenn die Rechtshä
vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn,
Gutachten zu ſagen; ſo weckte ihn ſein Nachbar
und alsdann votirte er allemal, wie der regierende A
germeiſter.

ſeiner Studierſtube zwey und ſiebenzig Jahre, und ard nach ſeinem Tode nicht vermißt, weil er in ſeinem ehen der Welt mit nichts genutzt hat. Unter ſeinen apieren hat man einen Aufſatz gefunden, welcher den itel führet: Unumſtößlicher Beweis, daß ein gründlich elehrter nicht für andre Leute, ſondern nur für ſich er haffen ſey.

Jugo Alricus, ein geſchickter Arzt. Wer unter inen Händen ſtarb, der ſtarb dogmatiſch. Er konnte us dem Uringlaſe beſſer wahrſagen, als ein Zigeuner us der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte; war dieſes ein ſichres Zeichen eines herannahenden To- es. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte eizige Wittwen, oder ſolche Weiber hatten, die ſich nicht ieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete in Amt redlich. Alle ſeine Patienten curirte er auf ürchiſch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen reyen Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates eſtorben ſind. Man kann leicht glauben, daß die Geiſt- ichkeit, ich, der Küſter, und andre Todtengräber, dieſem leißigen Manne viel zu danken haben.

Chriſtian Tywede hatte auf der hohen Schule u Abo ſeine Wiſſenſchaften erlernet, war von einem merſättlichen Hochmuthe, und doch dabey geizig, in ſei- er Freundſchaft unbeſtändig, gegen Vornehme nieder- rächtig, gegen Geringe tyranniſch, in allen Arten wohl- üſtig, in ſeiner Religion leichtſinnig, im Uebrigen aber in Philoſoph.

Claeß Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horns, und ein Enkel des berühmten gelehrten Erich

Horns. Ich nenne ſeine Vorfahren um deswillen, weil ſein eigner Name nicht gar zu bekannt iſt. Er hatte einen natürlichen Abſcheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden beſtunden in zehntauſend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weiſe Vorſehung nicht mit dieſem Vorzuge begabet; ſo würde er ſeinem Vaterlande zur Laſt gereicht haben. Seine Berufsarbeit war dieſe, daß er aus dem Bette aufſtund, und ſich wieder niederlegte. Er lebte neun und funfzig Jahr; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er ſchlief, ſo hat er ſein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre, gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er einſah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hätte, welches nicht er, ſondern ſeine Vorältern durch ihren Fleiß verdient. Um deswillen betrachtete er ſich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu ſeiner höchſten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch ſein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen ſollen; ſo würde er dieſes für einen Eingriff in fremde Güter angeſehen haben. Endlich ſtarb er, und hinterließ ſeine Schätze einem Vetter, welcher unſerm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu folge mußte ihm ein Leichenſtein geſetzt werden, auf den dasjenige kommen ſollte, was er in ſeinem Leben Rühmliches gethan hatte. Es ſteht alſo weiter nichts darauf, als dieſes, daß er geſtorben ſey.

Nilſon Scribbens. Dieſer gelehrte Mann hatte eine ganz beſondre Natur. Unter andern war es merkwürdig, daß bey ihm ſeine Gelehrſamkeit den Sitz im Magen hatte. So bald ihn hungerte, ſo bald fieng er auch an, Bücher zu ſchreiben. Aus der Größe ſeiner

Schrif-

schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefastet hatte. Ein Tractätchen von zwey oder drey Bogen war ein untrügliches Merkmaal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu essen gehabt, und wenn er Hunger recht nagend war, so schrieb er auch Werke ganzen Alphabeten. In der großen Theurung im Jahre 1689 schrieb er die Universalchronike aller Nordscheine, welche sich seit dem Tode Knuts hatten sehen lassen, in zwölf Bänden, groß Quart, mit Figuren, bloß einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheisten. Dieses gelehrte Werk fängt schon an, rar zu werden, weil es gleich in den ersten Jahren stark verbraucht worden ist.

Johann Kyle, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle casus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern ansehen, ob sie gerechte Sache hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er sehr ernstlich zum Frieden, und schlug ihnen allen Beystand schlechterdings ab; denn sie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Wessen er sich aber einmal annahm, den verließ er nicht, so lange derselbe noch einen Groschen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil bestund im Schwören. Er war auch selbst vermögend, einem Athem drey falsche Eide zu thun. Er verstund sehr wohl auf die Kunst, Zeugen zu machen. Der Witwen und Diebe nahm er sich recht väterlich an, in welcher Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renomist. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht so dachten als er. Kein Gelehrter durfte sich blicken lassen, wenn er nicht mit der Feder in der Faust anfiel. Eigent-

liſch hatte er ſich auf nichts gelegt; aber eben um
willen glaubte er, er ſey geſchickt, alles zu beurth
es möchte ſeyn, aus welcher Diſciplin es wolle. Er
aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen
Idioten, welche nicht aus Northolm waren. Beſo
in Druckfehlern hatte er eine ſtarke Einſicht, wo
er ſich oftmals ſehr luſtig machte. In ſeiner Schre
war er ſo ſpöttiſch, wie ein Bootsknecht, und k
ſchimpfen, wie ein Kunſtrichter. Hätten ihn die
irdiſchen Einwohner der Stadt Keba gehabt; ſo
er auf ihrem gelehrten Kampfſaale der beſte Mad
geweſen, und wenigſtens für dreyßigtauſend Ricatu
kauft worden ſeyn.

Urſel Sigrid. Wollte künftig jemand di
wuchsbeſchaffenheit dieſer Frau beſchreiben, der wür
einer Perſon ſo viel verwirrte und einander entgege
ſende Charaktere finden, daß es unmöglich ſcheint,
ben aus einander zu wickeln, wofern man nicht in
Lebenslaufe beſonders drey Zeitpunkte feſtſetzt.

Der erſte geht bis in ihr dreyßigſtes Jahr.
die Ausländer galant, und wir nach unſrer einfa
Mutterſprache verbuhlt nennen, das fand man da
in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus
melte von jungen Herren, die daſelbſt zuſammen k
ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in eine
ſtrengen Abgötterey beſtund. Sie ließ ſich anbeten
ſchien doch unempfindlich dabey zu ſeyn. Man n
ſie einen Tieger, oder einen Engel, ihre Augen S
oder donnerſchwangre Wolken heißen, ihre Bru
hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergle
bey allem that ſie gleichgültig. Die Seufzer ihre

e bewegten ſie nicht; ſie ſah dieſelben als einen Tri-
an, welchen ihr ihre Sklaven ſchuldig wären, und
hielten es ſchon für ein großes Glück, wenn ſie nur
hrer Gegenwart ſeufzen konnten. Viele brachte dieſe
enommene Sprödigkeit beynahe zur Verzweiflung.
ſchwuren, daß ſie nicht länger leben wollten, rede-
von Gift und Dolch; ſie leben aber noch alle, dem
imel ſey Dank, bis auf dieſe Stunde friſch und ge-
d. Man wird an dieſer Erzählung keinen Zweifel
gen, wenn ich verſichre, daß ich in meiner Jugend
ſt einer von denen geweſen bin, welche unter dieſen
iebten Feſſeln geſchmachtet haben. Ich will glauben,
mir dieſes Geſtändniß eben nicht zur Ehre gereicht;
leicht aber wird man mich entſchuldigen, wenn man
rkt, daß ich damals noch nicht Küſter an der Kreuz-
e, ſondern nur ein junger Menſch und Baccalaureus
Philoſophie war. Der Umgang, den ich auf Schu-
mit griechiſchen und lateiniſchen Frauenzimmern ge-
t hatte, wirkte in mir die gewiſſe Zuverſicht, die nor-
iſchen Schönen würden eben ſo wohl mit ſich reden
n, als jene. Ich wählte bey meiner erſten Anrede
dieſelbe die zärtlichſte Stelle aus dem Anakreon; es
n aber nicht, als würde ſie dadurch ſehr gerührt. Ich
h meine Verdienſte heraus, und erzählte ihr, daß ich
Diſputationen von den Pantoffeln der alten euro-
ſchen Völker gehalten hätte; dennoch blieb ſie gleich-
ig. Ich wies ihr die Zeugniſſe, welche ich zu Ko-
agen, meines Fleißes und meiner Gelehrſamkeit we-
, von der philoſophiſchen und theologiſchen Facultät
nnen hatte; allein ich glaube, ich würde den Greif,
her mich auf den Planeten Nazar riß, eher dadurch
gt haben, als die Unempfindliche. Ich beſchwur
en dem Rocken der Parcen, ſie möchte mit mir Er-

harmung haben; aber umſonſt. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieſer Name war mir ſo unerträglich, daß ich halb raſend von ihr gieng. Kurz darauf geſchah es, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaßen zu den unterirdiſchen Einwohnern brachte. Dieſen Umſtand führe ich um deswillen hier an, weil er die wahre Urſache meiner damaligen Tiefſinnigkeit iſt, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin, und meinem guten Freunde, Magiſter Eduarden, vertraute; denn ich ſchämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateiniſchen Donatſchnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unſre Sigridinn. Dieſe bezeigte Grauſamkeit war ihrer Natur ſo ſehr zuwider, als der Abſchied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben ſo wohl von Fleiſch, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen, und Diſputationen von Pantoffeln, waren freylich die Mittel nicht, durch welche man dieſelbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte dieſe Spröde ſo zahm machen, als ein Lamm. Ich verſchweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unſerm Kirchenbuche gefunden habe. Der hollſteiniſche Edelmann iſt noch vielen bekannt; er hätte freylich ſein Wort halten ſollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küſter, ſo dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldinn bis in ihr dreyßigſtes Jahr aus. Nunmehr kömmt der andre Aufzug, und die Rolle, welche ſie darinnen bis in ihr vierzigſtes Jahr geſpielt hat, iſt nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das

und dreyßigste Jahr sey bey der Schönheit dasjenige, was im menschlichen Leben das große Stufenjahr heißt. Man wird wenig Schönen finden, welche dasselbe überleben; ich beweise dieses mit dem Exempel unsrer Sigridinn. Um diese Zeit verlor sich das Feuer ihrer Blicke, welches so viele Herzen in Flammen gesetzt hatte. Ihre Anbeter verschwanden mit ihren Reizungen; man konnte sie ansehen, ohne den Verstand zu verlieren, und wenn sie gleich unempfindlich that, so wollte doch niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu seufzen an sie. Im öffentlichen Gesellschaften war sie bemüht, den Rest ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigstens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleyen vorsagte, deren sie seit langen Jahren gewohnt war; aber umsonst. Man rechnete sie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht ansehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Diese bezeigte Kaltsinnigkeit machte sie unruhig; sie suchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ihre verstellte Sittsamkeit verlor sich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverschämt; sie suchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was sie nicht mit List hatte erlangen können. Nunmehr fieng sie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren alle Gestirne und Mineralien in seinen Versen verschwendet hatte; dieser leichtsinnige Dichter war so boshaft, daß er sie die Chronike von Bergen nennte, und ihre ungezähmte Aufführung dergestalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf sie zeigte, und sie nur die verliebte Alte hieß.

Die allgemeine Verspottung brachte sie in diejenigen Umstände, in welchen sie bis an ihren Tod geblieben

iſt. Sie ſah ſich in ihren Abſichten betrogen, und hatte alle fleiſchliche Hoffnung verloren; deswegen gerieth ſie in Verzweiflung, und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige Welt, ſchien ihr ein Abſcheu und eine Mördergrube zu ſeyn; ſie ſeufzte, wenn ſie ein ſchönes Frauenzimmer ſah, ſie eiferte wider die unſchuldigſten Gefälligkeiten, die man artigen Perſonen erzeigte; denn dieſes, ſagte ſie, ſey der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt ſie für Eitelkeit, und Lockungen des Satans. Die Haare ſtunden ihr zu Berge, wenn ſie tanzen ſah. Schwefel und Pech würde das Geringſte geweſen ſeyn, das ſie auf dieſe verſtockte Rotte würde haben herabfallen laſſen, wenn ſie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meynung war der jüngſte Tag vor der Thüre, als um ſelbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfiengen, die ſündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Menſchen redete ſie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, beſonders aber das Frauenzimmer bey lebendigem Leibe. Wiederfuhr jemanden ein Unglück an ſeinem Körper oder an ſeiner Nahrung; ſo waren dieſes allemal augenſcheinliche Zorngerichte, welche über das böſe Geſchlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmſte Urſache war, ſah ſie ſchon in der Hölle brennen, und der ſollte ſchlechterdings nirgends anders, als auf dem Miſthaufen, ſterben; denn er war ein Gräuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte niemand mehr auf ſie ſehen; darum ſah ſie beſtändig gen Himmel. In Geſellſchaften mochte ſie niemand haben; darum gieng ſie einſam, und verſchloß ſich in ihr Kämmerlein, und beſeufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie ſtarb endlich alt und lebensſatt, und hinterließ in den Naſen ihrer Miteſchweſtern

einen

einen starken Geruch der Heiligkeit. Ohne ich ihr durch diese Erzählungen zu viel, so bin ich gewissermaßen zu entschuldigen; denn sie hat mir es in meiner Jugend auch sauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateinischer Mann, und geschworner Feind seiner Muttersprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegische Sprache in Aufnahme bringen, und gewisse Regeln der Schreibart festsetzen wollten. Ihm war es einerley, ob er Duyter, oder Tiver schriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das erste sey recht, den hielt er wenigstens für einen Grillenfänger. Wenn er aber sah, daß jemand im Lateinischen ein D für ein T setzte; so schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, und vergoß die bittersten Thränen über den Verfall der schönen Wissenschaften. Keinen Gedanken hielt er für gut, den man nicht aus dem Cicero beweisen konnte. Niemand verdiente, nach seiner Meynung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigsten einen auctorem classicum edirt hatte. Er schrieb eine kritische Untersuchung der Frage: Ob Horaz die triefichten Augen von dem Rauche seiner Oellampe, oder von den gesalzenen Fischen bekommen habe, die er in der Jugend bey seinem Vater gegessen. Er behauptete die erste Meynung; und weil sein College, der ehrliche Conrector, der letzten Meynung zugethan war, so warf er einen so tödtlichen Haß auf ihn, daß er sich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demselben versöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer wider die Grammatik konnte er sich ärgern, daß er das Podagra bekam; und als sein College, der Conrector, ein Programma

in ſeiner Mutterſprache ſchrieb, ſo eraiſerte er ſich dergeſtalt darüber, daß ihn das Podagra in den Leib trat, woran er auch ſtarb.

Sephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen ſeiner Mutter als ein gehorſamer Sohn gewandelt hat, bis an ſeinen Tod. Er wünſchte für ſein Vaterland zu ſterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat Zeit ſeiner Kriegsdienſte vielen Belagerungen und Schlachten beygewohnt, aber nur von Haus aus. Etlichemal geſchah es, daß er mit ins Feld rücken ſollte; ſo bald er aber Ordre bekam, ſo überfiel ihn eine ſtarke Engbrüſtigkeit, und er überſchickte an ſeiner Stelle ein Atteſtat vom Stadtphyſikus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und von dieſer Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen aber war er zu Hauſe nicht müßig; denn er trank alle Tage die Geſundheit des commandirenden Generals und ſeiner übrigen Kameraden, die im Felde ſtunden, deren Wohlſeyn er dergeſtalt zu Herzen nahm, daß er vielmals von ſeinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu ſonderbarem Troſte, daß er ſeine Hände niemals mit Blute befleckt hatte. Im übrigen war er kühn und unerſchrocken, und machte ſich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals ſeinen kriegeriſchen Beruf empfinden ließ. Es iſt eine bloße Verläumdung, daß ihm unſer Pfarrer Schuld gab, er ſey ein rechter Atheiſt, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geſchiehe ihm zu viel; denn ich habe es ſelbſt gehört, daß er allemal über das andre Wort ſagte: Hol mich der Teufel! und daß er zu jeder Lügen ſchwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabey nicht ekel. Er

gerieth

gerieth einmal beym Spielen mit einem schwedischen Offizier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unser sanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrlost, daß ihm allemal Hören und Sehen verging, wenn er einen bloßen Degen erblickte; deswegen schlug er die Ausforderung vorsichtig ab, unter dem Vorwande: Er sey der einzige Sohn seiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatischen Geschlechts; wenn ein Unglück geschähe, so könnte die Nachwelt um seine Kinder kommen, worüber er sich ein Gewissen machte, und mit einer Hand voll Blut sey ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahre bekam er Befehl, sich schlechterdings marschfertig zu halten, und weder seine Engbrüstigkeit, noch andre natürliche Fehler vorzuschützen. Dieses war ein Donnerschlag in seinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergestalt in alle Glieder, daß er bis an sein seliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen seiner gebeugten Mutter starb, und in Frieden zu seinen Vätern versammelt ward.

Curt Stemhill. Dieser Mann hatte in seiner Jugend hohe Absichten, und eine vornehme Einbildung von seinem künftigen Glücke. Als er noch auf der Stadtschule zu Bergen studirte, dachte er wenigstens regierender Bürgermeister in seinem Vaterlande zu werden. In diesen schmeichelhaften Gedanken bestärkte ihn der Aberglaube seiner Mutter, welcher damals, als sie mit diesem Sohne schwanger gegangen war, geträumt hatte, sie brächte einen Knaben mit einer ernsthaften Miene und einem sehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Kopenhagen lernte er mehr Menschen kennen, als er in seiner Vaterstadt jemals gesehen hatte. Dieses verringerte seine Hochachtung gegen sich selbst, und er erklärte

erklärte ſich bey ſeiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtſchreiberdienſte vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieſer Hoffnung ſah er ſich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glück rechnen, daß er bey zunehmenden Jahren als Mägdleinſchulmeiſter an der Barfüßerkirche ſein Brodt verdienen konnte; welchem Amte er auch bis an ſein Ende mit der gröſten Ernſthaftigkeit und unermüdeten Fäuſten vorgeſtanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum ſeiner Mutter ſey erfüllt: denn ein regierender Bürgermeiſter habe höchſtens nur über Hals und Hand die Gewalt; ein Schulmeiſter hingegen herrſche mit unumſchränkter Macht über den ganzen Körper ſeiner Schulkinder.

Veit Segherſell, war aus einem adelichen Geſchlechte, und ein Todfeind aller Haſen und Füchſe. Die Hunden und Pferden gieng er um, als mit ſeines gleichen, und liebte ihre Geſellſchaft am meiſten, weil er unter ihnen die vernünftigſte Kreatur war. Aus dem Umgange mit Menſchen machte er ſich nicht viel; denn ſie redeten allemal von Sachen, die er nicht verſtand. Mit der Bibel konnte er ſich gar nicht behelfen, deſto beſſer aber mit dem Erbregiſter, welches ſeine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er große Stücken, weil ihm ſein Pfarrer geſagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte ſich es auch nicht ausreden laſſen, daß dieſer Nimrod ein Landedelmann in Aſſyrien geweſen wäre. Um die Geſchichte auswärtiger Völker und ſeines Vaterlandes bekümmerte er ſich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf ſeine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen

ſeis

ſeiner Tapferkeit, wegen ſeiner Staatserfahrenheit, oder wegen andrer Verdienſte, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelſtand erhoben ward; denn er ſagte, wenn ſolche Verdienſte einen Edelmann machten, ſo wäre ihm und ſeines gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippſchaft nichts nütze. Seine Wirthſchaft ward ſehr unordentlich beſtellt. War er nicht auf der Jagd, ſo ſaß er bey Tiſche, und alsdann war er vermögend, ſeine ganze hochadeliche Nachbarſchaft zu Boden zu ſaufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte ſie durch Prodeſſe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber ſelbſt bald nach, weil er, wegen Schulden, ſeinem Verwalter das Gut überlaſſen, und den Reſt ſeines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nicolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fiſchen, und war zugleich ein Wechsler. Dieſe Lebensart ſtund ihm aber nicht länger an; er bemühte ſich alſo, Kapellan in der fauenſiſchen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienſt er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Menſch konnte begreifen, wie es zugienge. Er ſagte aber: wer in Bergen einen Dienſt haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakey, oder ein Hahnrey ſeyn; folglich habe er einen dreyfachen Beruf zu ſeinem Amte. Wer nur einen ſolchen Dienſt ſuche, zu dem er ſich ſchicke, der würde ſeinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutſcher könnte ein Amtmann, ein Amtmann ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieſer gar leicht ein Kapellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne ſchmäken, und mit ſeinem Willen ſolle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin ſähe er nicht, was man an ihm ausſetzen wolle.

Uffo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er ſollte ſein Handwerk lernen; er ſtellte ſich aber ſo dumm dabey an, daß man gar bald ſah, er habe weder Witz noch Verſtand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte dieſe große Blödigkeit des Sohnes einigen ſeiner Collegen, welche alle der Meynung waren, er ſchickte ſich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieſer Entſchluß ward ins Werk gerichtet. Der dumme Sohn mußte ſtudiren; er lebte auch wirklich ſechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drey Jahre auf der Univerſität zu Kopenhagen; ſodann abſolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte ſein Vater ſo wenig, als andre Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen ſey. Er behielt ihn bey ſich, und war zufrieden, daß er ihn wenigſtens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufſicht über ſeine Hühner an, welche er in der That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich ſtarb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten ſich über unſern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umſtände änderten ſich auf einmal. Ein lübeckiſcher Kaufmann, welcher ſein Vetter war, ſtarb unvermuthet, und hinterließ ihm ein anſehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Beſitze deſſelben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in ſeinem Kopfe vermißte, das fand er in dem Geldkaſten ſeines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit beſitze, jährlich dreytauſend Thaler Renten zu heben, und ein ſammtnes Kleid zu tragen, der habe Geſchicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deswillen fand

er

in Bedenken, ſich dieſen Titel zu kaufen. Die Laſt,
he nunmehr ſeine Excellenz, der Herr Strandrath,
ſeinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu ſehr, als
er länger vermögend geweſen wäre, ſich auf den
en zu erhalten. Er ſetzte ſich alſo in einen Wagen,
zwey muntre Pferde ſchienen recht ſtolz zu ſeyn; daß
n die Ehre gegonnt ward, dieſen theuren Mann, die
de des Vaterlandes, durch die Gaſſen zu ſchleppen.
hatte ſich eine ernſthafte und tiefſinnige Geſichtsbil-
g zugelegt; in ſeinem Umgange that er ſehr geſchaf-
er hatte aber in der That itzt viel weniger zu thun,
ehedem in ſeines Vaters Hauſe, weil er damals eine
e Heerde Hühner fütterte, nunmehr aber nur ſeinen
ps abrichten mußte, an dem er einen guten natürli-
Verſtand zu verſpüren glaubte, welchen er niemals,
eine kleine Eiferſucht zu empfinden, bewunderte.
Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedan-

Er verſicherte, daß er niemals an den Wiſſenſchaf-
einen Geſchmack gefunden, und gleich anfangs bey
gemerkt habe, daß er zu etwas größerm, als zu ei-
Schulfuchſe, geboren ſey. Durch die Berufsarbeit,
er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß der-
alt geſchwächt, daß er ſich derjenigen Freunde gar
t mehr erinnern konnte, bey denen er ehedem, nach
s Vaters Tode, das Gnadenbrodt gegeſſen hatte.
s konnte er ſich gar nicht einbilden, daß ſein Vater
Schneider geweſen wäre; Adler zeugten nur Adler;
kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte
frühzeitige Abſterben ſeiner Mutter, welche ihm in
er Sache ein großes Licht würde gegeben haben. Die
ten mochte er gern leiden; er las aber von denen
chern, die ihm in Demuth, zur Bezeugung unter-
nigſter Devotion, überreicht wurden, weiter nichts,

als

als den Titel. War dieſer recht anſehnlich und weitläuftig; ſo ſagte er, es ſey ein Carmen von einem guten Geſchmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod iſt auch niemanden ſo nahe gegangen, als den bergiſchen Muſen. Wäre alles dasjenige wahr geweſen, was in den Leichenverſen ſtund; ſo würde der Verluſt unerſetzlich ſeyn, welchen das Vaterland durch das Abſterben dieſes Mäcenaten erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch ſeinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegiſchen Reiche vorgegangen wäre.

Karl Hunding. Dieſer Mann hatte durch das Glück und durch ſeinen unermüdeten Fleiß ein anſehnliches Vermögen erworben; gleichwohl ſeufzte er beſtändig über die nahrloſen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit ſeinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Menſch würde viel erſparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte ſich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine geſtickte Weſte hielt er für eine Todſünde. Seiner Meynung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daß ſie uns an den kläglichen Fall der erſten Aeltern, und an den Verluſt derjenigen Glückſeligkeit erinnern ſollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er ſich weder Strümpfe noch Hoſen; und je mehr dieſe zerlöchert waren, deſto näher glaubte er dem Stande der Unſchuld zu kommen. Alle ſeine Ausgaben rechnete er nach Procenten, und betete nicht einmal ein Vater Unſer umſonſt; denn die Gottſeligkeit, ſagte er, ſey zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal aufs Aeußerſte gebracht,

bracht, und genöthigt, Ehrenhalber einen Thaler Geld zu verthun; ſo brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder ſeinem Geſinde am Lohne wieder ab. Die Haut ſchauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Biſſen Brodt anſprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche dieſe nichtswürdigen Müßiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm ſeine Frau ein Kind zur Welt brachte, ſo oft klagte er, daß er in ſeiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären freſſende Kapitalien. Als ſie zum fünftenmale in die Wochen kam, ſo ſchien er ganz untröſtbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, ſo gerieth er in eine ſolche Verzweiflung, daß er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und ſie nach der Mode erziehen ſollte, der müſſe bankerot werden, er ſey auch ſo ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, ſo war er allemal ſo vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewiſſe Schuld eingegangen. Seine Frau gewohnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und ſie würde ſich haben ſehr elend behelfen müſſen, wenn ſie nicht ſchön ausgeſehen hätte; auf ſolche Weiſe aber fanden ſich verſchiedne Liebhaber ihrer Waare, und ſie verſtand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieſes; er ſchien aber nicht eiferſüchtig zu ſeyn; denn er meynte, es müſſe jedermann mit ſeinem Pfunde wuchern, ſo gut er könne; ſeine Frau thue nichts umſonſt, und was ihm dadurch an der Ehre abgienge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute; er gewinne alſo mehr dabey, als er verliere. Er war mit ſeiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That ſeine Betrübniß darüber nicht bergen; doch zog er ſich nicht ſo wohl die Schande, als die Vermehrung ſeiner Familie, zu Gemüthe. Er wollte dieſe ungerathne Tochter enterben, als er hörte, daß ſie blaß aus Neigung gegen ihren Liebhaber

dieſen Fehltritt begangen hatte. Da aber dieſer ſich erklärte, ſie zu heurathen, und zwar ohne Mitgift; ſo kam er auf einmal wieder zu ſich ſelbſt, und hielt dieſe Begebenheit für die glücklichſte in ſeinem Leben. Sein älteſter Sohn war ſehr liederlich, und verſchwendete mehr Geld, als der Vater erſparen konnte. Weil ihm dieſer keines gab, ſo borgte er bey andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger, als funfzehn pro Cent nahm, ſo mußte auch der Sohn allemal ſo viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und ſtarb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verſtand noch verwirrter machte, als er bey geſunden Tagen geweſen war. Er redete von nichts, als Intereſſen, von böſen Schuldnern, und ſeinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdiſchen abzuziehen, und ihm Todesgedanken beyzubringen; er wies ihn auf das theure Löſegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen; es thut nach itzigem Cours nicht mehr, als ein und drey Quart! Dieſes waren ſeine letzten Worte, und er verſchied.

Seine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte ſehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieſer Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungeſunden Geblüte zuſchreiben wollten. Wenn ſie betete, ſo betete ſie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern ſehen; wie ſie denn über die Unbußfertigkeit der verſtockten Welt ſich dergeſtalt betrübte, daß ſie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelſten Worte, und ſolche Formeln, welche etwas Verwirrtes in ſich faßten, waren ihre Kern- und Troſtſeufzer; ſie hielt dasjenige für die Sprache des Geiſtes, was die ſich ſelbſt gelaßne Vernunft

nicht

nicht verſtand. Die Liebe des Nächſten rechnete ſie zwar mit unter das Ceremonialgeſetz, gleichwohl that ſie den Armen im Urſulinerkloſter viel Gutes; weil es allemal von der Kanzel abgekündigt, und dem chriſtlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann mußte ſehr viel bey ihr ausſtehen; denn wenn ſie betete, ſo zankte ſie, und es iſt mehr, als einmal geſchehen, daß ſie ihm ſo gar mitten in der Andacht ein Bund Schlüſſel an den Kopf geſchmiſſen hat. Ihr Ehrgeiz war unerſättlich; wenn ſie auch bey dem Gottesdienſte auf die Knie niederfiel, ſo mußte es doch nach der Rangordnung geſchehen. Sie hatte die Gabe zu wahrſagen, und Geſichter zu ſehen. Das Geſchrey einer Krähe war ihr ſo verſtändlich, daß ſie allemal wußte, wer davon ſterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenſter, ſo ward ſie dadurch mehr gerührt, als wenn unſer Kapellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn ſich ein Stern ſchneuzte, ſo fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eyern träumte, erſchrack ſie dergeſtalt darüber, daß ſie das Teſtament machte, und ſich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieſer Einbildung ſtärkte ſie ihr Mann, auf alle erſinnliche Weiſe, und war dabey ſo glücklich, daß ſie einige Wochen darauf ſtarb.

Friedley Frohton. Dieſes hoffnungsvolle Kind hat ſein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drey Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen, kann ſich über den frühzeitigen Verluſt dieſes tugendhaften Söhnleins noch itzt nicht tröſten. Er fand einen recht männlichen Verſtand an demſelben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich ſein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieſes Kindes verriethen, ſeiner Meynung nach, eine große Seele. Wenn es auf ſeinem Stühlchen ſaß, ſo machte es eine

ernſthafte Miene, als ein Arzt, welcher bey dem S
kenbette ſitzt, und zweifelhaft iſt, ob er den Patient
Pulvern oder an Tropfen ſterben laſſen will. Eben
ernſthafte Miene hielt der aufmerkſame Vater für
untrüglichen Beruf, daß ſein Sohn in Doctorem M
cinae promoviren müßte; nur war er noch zweife
ob es zu Upſal oder zu Kopenhagen geſchehen ſollte, n
Ungewißheit ihm viele ſchlafloſe Nächte machte. E
im Geiſte ſtellte er ſich vor, wie anſehnlich der junge
Doctor Frohron in einer ſammtnen Weſte einher tr
und den Glanz ſeines väterlichen Hauſes empor bri
würde. Aber auf einmal verſchwand dieſe ſüße Einbil
durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und de
glückliche Vater hatte weiter keinen Troſt, als dieſen,
er unter ſeinen Händen ſtarb; denn er war eben im
griffe, ihm das letzte Klyſtier zu ſetzen, als er verſ
Sein Vaterland bedauerte er ſo ſehr, als ſich ſelbſt.
noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen; ſo waren
vielen Exempel kluger Kinder, welche eben dieſe frühz
Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophez
ſich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze E
glaubt es, daß er über hundert Jahr leben kann, w
der Verſtand der Geſundheit ſchädlich iſt.

Sivart Stärcoter, ein Aſtronomus, welcher
Tage die Sonne, und des Nachts den Mond mit ſo
müdetem Fleiße beſchauete, daß er zu nichts weiter geſ
war, als an die Geſtirne zu ſehen. Bey den unau
lichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Ze
habt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde, und in
Umgange mit Menſchen, zu wiſſen nöthig iſt. Er
dadurch ſo tiefſinnig geworden, daß er ſeiner ſelbſt ver
Mehr als einmal geſchah es, daß er des Morgens
Schlafpelze und ohne Hoſen ausgieng. Wer ihm be

nete, dem ſah er ſtarr in die Augen, ſchüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem dieſen wußte ſeine Seele nichts; denn der Körper bewegte ſich nur mechaniſch. Kurz vor ſeinem Tode ſah er mich in der Kirche; er gieng auf mich los, packte mich bey der Halskrauſe an, und ſagte mit einer zerſtreuten und mathematiſchen Miene zu mir: »Die eccentriſche Anomalie »iſt der Bogen des eccentriſchen Zirkels zwiſchen der Linie »Apſidum; das ſollte Er lange wiſſen, und ich ſchäme »mich, daß ich es Ihm erſt itzt ſagen muß.« Darauf gieng er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken ſtehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigſten erwürgen wollen. Er hat ſich vielmals des Nachts aus den Armen ſeiner Frau geriſſen, wenn ihm eine aſtronomiſche Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieſes ſehr unerträglich vor, und ſie hat zu gewiſſen Zeiten mehr über die Sterne geſeufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand ſie Gelegenheit, die Abweſenheit ihres Mannes durch den Zuſpruch ſolcher Leute zu erſetzen, welche irdiſcher geſinnt waren, als jener. Je geſtirnter der Himmel war, deſto ungeſtörter blieb ſie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondenfinſterniß zu beſorgen hatte, ſo konnte ſie gewiß glauben, daß er an ſie nicht denken würde.

Schreiben
eines
Gratulanten an den Autor;
nebſt den
Gedanken des Autors
darüber *).

Mein Herr,

Ich muß es Ihnen ohne Schmeicheley geſtehen, daß ich mich niemals des Lachens enthalten kann, ſo oft Sie mir auf der Gaſſe begegnen, Sie ſind ein Autor, und da ich mit Ihnen, wie ich bald erweiſen will, gleiches Recht zu dieſem prächtigen Titel habe, ſo glaube ich, ein Autor kann den andern ſo wenig, als vormals beden alten Römern ein Vogeldeuter den andern, ohne Lachen anſehen. Sie ſchreiben aus Liebe zum Vaterlande, und ſo oft ich die Feder anſetze, ſo oft iſt dieſes meine Sorgfalt, daß ich meine geneigten Leſer mit einer patriotiſchen Miene verſichere, bloß die Liebe gegen meine Mitbürger, und die zärtlichſte Neigung gegen das menſchlich

G

*) Unter dem Namen, der Autor, ſind verſchiedene Stücke in die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes eingerückt worden. Gegenwärtiges ſind ſich daſelbſt im Hornung 1744.

cht überhaupt, habe mich auf den rühmlichen Ein-
bracht, ihre Glückſeligkeit durch meine Schriften
rdern. Sie, mein Herr, haben alle gebührende
htung gegen ſich ſelbſt, und ich laſſe mir in dieſem
: alle Gerechtigkeit wiederfahren; denn das Wohl-
, welches ich gegen mich hege, iſt ſo ſtark, daß ich
ür die vollkommenſte Kreatur unter der Sonnen
meine Schriften niemals ohne Bewunderung an-
nd ihnen den billigen Vorzug einräume, welchen
allen andern haben. Ja ich beobachte die Pflich-
ines Berufs ſo genau, daß ich niemals ohne Ver-
g an diejenigen Werke gedenken kann, welche künf-
Preſſe verlaſſen werden. Sie ſchreiben, ohne zu
, (wenigſtens ſuchen Sie uns dieſes zu bereden,)
) muß Ihnen zugeſtehen, daß Sie, nach meiner
r, dieſen Charakter mit vieler Wahrſcheinlichkeit
upten wiſſen. Mir aber läßt dieſes, ohne Ruhm
den, noch weit natürlicher, als Ihnen. Wer mich
und es kennen mich viel Leute, der giebt mir das
ß, daß man gleich bey dem erſten Anblicke, bey
ten Worten, die ich rede, auf die ſinnlichſte Art
rt werde, daß mich die Natur recht dazu erſchaffen
n ſcheint, ein Autor, nach Ihrer Erklärung, zu
denn ich bin im Stande, viel Stunden hinter ein-
ine ganze Geſellſchaft zu unterhalten, ohne daß
e geringſte Spur eines Nachdenkens in mir ent-
Ich glaube, dieſes würde genug ſeyn, Ihre Hoch-
z zu verdienen; allein Sie wiſſen wohl, mein
daß ein Autor am liebſten von ſich ſelbſt redet, und
swillen werden Sie es nicht ungütig nehmen,
ch Ihnen noch ein kleines Verzeichniß meiner an-
igen Fähigkeiten mittheile. Ich finde, wo ich
icht ſehr irre, daß Sie der Himmel mit aller der-

jenigen Herzhaftigkeit ausgerüſtet hat, welche Ihnen und Ihren Herren Collegen, in dieſem ſtreitbaren Jahrhunderte, ſo unentbehrlich iſt. Aber ſollten Sie nur die Ehre haben, mich genauer zu kennen; ſo würden Sie an mir einen deutſchen Burmann, einen kritiſchen Panduren, mit einem Worte, einen ſolchen Kunſtrichter finden, der an Dreiſtigkeit, und, wenn ichs ſagen darf, an Unverſchämtheit alle diejenigen übertrifft, welche bisher unſerm Vaterlande ſo manche vergnügte Stunde gemacht haben. Bey Ihren Schriften, mein Herr, haben Sie keine andre Abſicht weiter, als daß Ihr Name unſterblich, und die Bewunderung der ſpäteſten Nachwelt ſeyn möge. Dieſes iſt der einzige Umſtand, in welchem ich von Ihrer Sittenlehre abgehe. Ich ſchreibe zwar auch für die Nachwelt; deswegen aber mag ich nicht für die Nachwelt hungern, und wenigſtens ſcheint mir derjenige eine ſehr betrübte Figur zu machen, welcher mit dem Lorbeer auf dem Haupte und einem leeren Magen der Unſterblichkeit entgegen ſehen muß. Ich bin für das Vaterland geboren, und mein Vaterland iſt für mich da. Die Pflichten gegen mich ſelbſt bleiben mir allezeit die ſtärkſten, und ich empfinde den innerlichen Beruf, ein Autor zu werden, niemals überzeugender, als wenn mich hungert. Ich will nicht hoffen, daß mir dieſes freye Bekenntniß bey Ihnen zum Nachtheil gereichen wird; denn ich kenne meine Herren Collegen gar zu genau, und weis es aus der Erfahrung, daß ſie niemals großmüthiger thun, als wenn ſie die Freygebigkeit des Verlegers zur Unſterblichkeit aufgemuntert hat. Es war nöthig, Ihnen dieſes alles im Voraus zu ſagen; denn nunmehr werden Sie wohl einſehen, daß ich zwar ein Autor, aber ein ſolcher Autor bin, dem ſein Leben ſo lieb iſt, als ſein Nachruhm. Wollten Sie daran nur im geringſten

zwei-

meiſſeln, ſo darf ich Ihnen nur ein Wort ſagen. Ich bin ein Poet, und eigentlich ein glückwünſchender Poet; denn es darf es kein Mäcenat oder keine Mäcenatinn wagen, einen Namens- oder Geburtstag, oder ein anderes Feſt zu begehen, denen ich nicht auf einem großen Regalbogen mit vieler Lebhaftigkeit erzähle, daß ich mit der tiefſten Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Urſache, verharre, der unterthänigſt gehorſamſte Autor. Ich würde mich gegen Sie, mein Herr, nicht ſo aufrichtig erklären, wenn Sie nicht ſelbſt ein Bekenntniß von Ihrem guten Geſchmacke in der Poeſie abgelegt hätten. Ich weis wohl, was für Poeten auf Ihre Hochachtung einen Anſpruch machen dürfen. Leute, welche die Poeſie zu andern Dingen, als zum Gratuliren und Condoliren, anwenden; Leute, denen die Fundgruben der edlen Reimkunſt ſo wenig entdeckt ſind, daß ſie ihnen nicht, ſtatt aller Wiſſenſchaften, dienen können; Leute, welche das Amt, zu wünſchen, für ſo geringe halten, daß ſie dabey noch Zeit haben, etwas zu lernen; ſolche Leute, ſage ich, verdienen Ihre und meine Betrachtung eben ſo wenig, als alle Autoren überhaupt, welche noch unter dem Zwange der Vernunft ſtehen. Da ich aber hiervon völlig frey bin; ſo würden Sie gegen Ihren Mitbruder ſehr barbariſch ſeyn, wenn Sie mir bey meinen Umſtänden, die ich Ihnen gleich entdecken will, Ihr Mitleiden verſagen wollten. Ich finde nämlich an meinem eignen Exempel, daß der Geſchmack an den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften leider in großen Verfall gerathen iſt. Es verlohnt ſich beynahe nicht mehr der Mühe, daß man den Leuten alles erſprießliche Wohlergehen anwünſcht. Ich erinnere mich der glückſeligen Zeiten noch wohl, da Braut und Bräutigam noch nicht das Herz hatten, ſich ohne unſre poetiſche Einſegnung zu Bette zu legen. Kein Magiſter

durfte ſich unterſtehen, mit gutem Gewiſſen den Ring zu tragen, wenn er nicht wenigſtens ein Dutzend gedruckte Zeugniſſe von dem Beſitze der ſieben freyen Künſte aufzuweiſen hatte. Wir Poeten, (die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich daran gedenke,) wir göttliche Poeten, hatten an der Geburt und an dem Abſterben unſrer Nebenmenſchen eben ſo viel Antheil, als die Hebammen und Aerzte. So bald ein Kind auf die Welt kam, ſo ſchwuren wir, ſo lange wir noch Athem und Reime hatten, daß es des theuren Vaters Ebenbild, und die Hoffnung des hohen Hauſes, ſo wie des ganzen Vaterlandes wäre. Starb aber jemand, ſo war keine Muſe auf dem Parnaſſe, welche nicht mit zu Grabe gehen mußte; denn es fehlte oftmals dem Wohlſeligen an betrübten Erben, und dem Dichter an Geld. Bartholus und Baldus hatten keine ruhige Stunde; denn ſo bald ein gelehrter Herr Candidat, durch die weiſe Vorſehung ſeiner Mama, zum Prieſter der Gerechtigkeit eingeweihet wurde; ſo zog ich dieſe graubärtigen Rechtsgelehrten aus ihrer Gruft hervor, und ließ ſie die Weisheit des jungen Herrn Doctors bewundern. Vergeben Sie mir, mein Herr, daß ich Sie mit Erzählung ſolcher Sachen aufhalte, die Ihnen nicht fremde ſind, aber doch noch bekannter ſeyn würden, wenn Sie ſo, wie ich, unter Reimen und Wünſchen, grau geworden wären. Ich bin niemals weitläuftiger, als wenn ich auf die Glückſeligkeit der vergangenen Zeiten zu reden komme, in welchen kein Handwerksmann lebte, der nicht auch zugleich ein Mäcenat war. Es geht mir, wie den alten Schönen, welche ſich derjenigen Jahre mit Wolluſt erinnern, da ſie der Gegenſtand verliebter Seufzer und zärtlicher Blicke geweſen, aber eben um deswillen ein gerechtes Mißfallen empfinden, da ſie nunmehr ihre Schönheit ver-

verſchwunden, und ſich von der Menge ihrer Anbeter verlaſſen ſehen. Wenn es ſo fortgeht, ſo muß ich der unglücklichſte Menſch auf der Welt werden. Niemand verlangt etwas von meiner Waare. Man freyet, man ſtirbt, man wird geboren, und alles dieſes ohne mich. Nichts Böſes ſoll man den Leuten wünſchen; wünſchet man ihnen aber etwas Gutes, ſo wird es nicht bezahlt. Wo will hernach der Segen herkommen? Und ſind unſer verſtockten Mitbürger nicht ſelbſt Schuld daran, wenn ſie weder Stern noch Glück haben? Gewiß, mein Herr Autor, ich fürchte, es ſind itzt die letzten Zeiten, und die Atheiſterey, die Philoſophie, der Undank . . . . O mein Herr, die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran gedenke. Halten Sie mir meinen Eifer zu gute: Ich eifre nicht für mich, ich eifre für das Vaterland, für mein undankbares Vaterland, welches ſich um tauſend gute Wünſche, und mich um manchen Gulden bringt. Ich habe vielmals den Einfall gehabt, ob es nicht billig wäre, daß die Obrigkeit für die alten Poeten meiner Art eben die Sorgfalt trüge, welche ſie für abgedankte Soldaten, oder für abgelebte Männer und Weiber hat. Sollte es nicht dem gemeinen Weſen ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn ſie ein Gratulantenſpital errichtete? Wenigſtens ſollte es mir ein beſondres Vergnügen ſeyn, wenn ich den vorüberreiſenden Fremden die Armenbüchſe vorhalten, und ihnen, für ihre Gaben, Gottes reichen Segen anwünſchen ſollte. Denn ich bin das Wünſchen gewohnt, und um deswillen ſollte mir dieſe Arbeit nicht ſchwer fallen. Ich werde es aber wohl nicht erleben, daß dieſer gute Vorſchlag jemals zu Stande kömmt, und um deswillen wird es nöthig ſeyn, daß ich auf andere Mittel ſinne, welche zu meiner Erhaltung dienen können. Es hat mir ein vornehmer Gönner den Vorſchlag gethan, daß

daß ich mir die Stapelgerechtigkeit ausbitten ſollte, vermöge welcher nur ich allein, und ſonſt niemand, binnen zwanzig Meilen um meinen Aufenthalt herum, die Freyheit haben ſollte, meinem Nächſten etwas Gutes zu wünſchen. Allein zu geſchweigen, daß mir dieſer Vorſchlag ein wenig zu weitläuftig ausſieht; ſo fürchte ich mich auch der Sünde, da ich manche Seufzer und Thränen auf mich bringen, und die Menge meiner glückwünſchenden Mitbruder in die erbärmlichſten Umſtände ſetzen würde. Ich habe noch einen andern Einfall. Sie ſind berühmt, mein Herr Autor. Sie ſind in den witzigſten Geſellſchaften bekannt, und ich höre, daß Ihre Worte nicht ohne Nachdruck ſind. Thun Sie das Werk der Barmherzigkeit an einem unglücklichen Collegen, an einem Autor, an einem Poeten, der vor guten Wünſchen berſten möchte! Empfehlen Sie mich Ihren Leſern zu freygebigem Wohlwollen! Sagen Sie ihnen, daß ich einen natürlichen Trieb zu ſingen habe; ſo werden ſich Gönner genug finden, welche eine natürliche Begierde beſitzen, beſungen zu werden. Umſonſt können ſie es freylich von mir nicht verlangen; aber ich will es doch gewiß billig machen. Ich will ſie alle loben, ich gebe Ihnen mein Wort; und ob ich gleich die Verdienſte meiner Helden noch nicht weis, ſo gehört dieſes doch nicht zur Hauptſache. Ich bin verſichert, ſie werden nicht unerkenntlich ſeyn, und ſchon dieſes iſt lobenswürdig genug. Damit Sie aber auch wiſſen mögen, wie viel Sie ſich von meiner Fähigkeit zu verſprechen haben; ſo will ich Ihnen einige Proben davon bekannt machen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath ſchöner Gedanken, wovon die meiſten bereits ausgearbeitet ſind, und nur auf den Titel warten. Wollte aber jemand das Carmen auf ſeine beſondern Umſtände eingerichtet haben, oder wäre er etwan

gar ſo glücklich, einen Namen zu führen, welcher zu ſinnreichen und tröſtlichen Einfällen Anlaß giebe; ſo bitte ich, mir ſolches nur zu melden. Man darf nur nach dem Gratulanten fragen; es kennen mich alle Kinder. Ich werde nicht undankbar ſeyn, Sie können ſich darauf verlaſſen; und ich wollte nichts mehr wünſchen, als daß ich Ihren Vornamen wüſte, ſo ſollte ein ganz Dutzend Götter zu Ihrem Befehle ſtehen. Hier haben Sie ein kleines Verzeichniß meiner Gedichte! Die Taxe ſteht gleich dabey, und Sie werden finden, daß ſie billig iſt. Uebrigens verharre ich,

Mein Herr,

Ihr bedrängter Freund und Diener,

der Gratulant.

Liſte

einiger bis auf den Titel fertigen Gedichte.

1) Der gedrückte, aber erquickte Apollo. 1 Thlr. 8 gl.

2) Der jauchzende Pindus über die höchſtunvermuthete Ankunft des ꝛc. ꝛc. Dieſes iſt um den gewöhnlichen Marktpreis zu haben.

3) Hiſtoriſch-genealogiſche Nachrichten, wie viele aus Verſehen den Gradum angenommen. Erſter Theil. Der zweyte Theil ſoll künftiges Jahr fertig werden, weil das Werk ſehr weitläuftig wird. 2 Thlr.

4) Le jour ſans pareil, oder die Sonne in Galla, bey dem höchſterwünſchten Geburts- und Namensfeſte

feste ꝛc. ꝛc. koſtet wegen des franzöſiſchen
4 gr. mehr, als gewöhnlich.

5) Die träumende Clio. 1 Thlr. NB. Dieſe
ſpitzige Satyre, und muß ohne Cenſur
werden. Ich habe mich niemals in dieſes
wagt; aber zu itziger Zeit braucht man nic
Muth dazu.

6) Der Eſelskopf, noch eine Satyre, nach de
tigen Geſchmacke, in der ironiſchen Schreib
gefaßt. Iſt nur für Leute, welche ſich
Geſchicklichkeit bey Streitſchriften bedienen
1 Thlr.

7) Zwey Dutzend Sonnette von verſchiedene
halte, in welchen der letzte Vers allemal der
iſt, weil der geneigte Leſer daſelbſt aufhöre
Das Stück 8 gr.

8) Ein Dutzend dergleichen etwas feiner, weil
Pointen unterſtrichen habe. Das Stück
Es kann aber auch in Batzen gezahlt werd

9) Wohlgemeynter Himmelsſturm bey dem g
erlebten neuen Jahre.

10) Die erbärmliche Verzweiflung der Götte
dem Grabe u. ſ. w. Bey der Bezahlung
ich mich nach der Leiche, nachdem ich ihr vi
wenig Tugenden andichten muß.

11) Hitziger Streit zwiſchen der Tugend uni
reichen Weſte, entſchieden von der liebens
gen N. N. bey ihrer Verbindung mit u. ſ.
Schäfergedicht, iſt unter Brüdern 2 Thlr.
6 pf. werth. Die 6 pf. gehen ab, wenn e
bezahlt wird.

12) Hymen und die Reue, bey der im Himmel geschloßnen Ehe ꝛc. ꝛc. Dieses Stück will ich um 12 gr. lassen, weil es mir schon lange auf dem Halse liegt.

13) Trauer- und Leichenrede über den gewaltsamen Tod der Wahrheit, oder wohlgemeynter Wunsch, als der Wohledle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr, Herr ⁘ von ⁘ der ⁘ eifrigst Beflißner, auf der hohen Schule zu ⁘ die schon längst verdiente höchste Würde der Weltweisheit, nach aller Gelehrten sehnlichen Wünschen, rühmlichst erhielt ꝛc. Dieses Stück wird umsonst ausgegeben.

14) Ungefärbtes Zeugniß von den Verdiensten des ꝛc. ausgestellt vom Alethophilo, kaiserlichen geschwornen Notario. Es darf sich niemand durch den Titel abschrecken lassen, denn es ist poetisch ausgeführt. 1 Thlr.

15) Die Blindheit des Schicksals, ein Leichengedicht. Ist durch und durch philosophisch, weil ich es selbst nicht verstehe, und wider die Anhänger der besten Welt. Wird nach Belieben bezahlt.

Anmerkung.

Die Herren Ausländer müssen die Preiße doppelt bezahlen, denn ich schreibe bloß aus Liebe zum Vaterlande.

Gedan-

Gedanken des Autors
über
das Schreiben des Gratulanten.

Der rechtſchaffne Mann! Wie ſehr würde ich dem guten Geſchmack aufhelfen, wenn ich ihn bey der Welt in einiges Anſehen ſetzen könnte! Es iſt ohnedem aus mit meiner Poeſie; es iſt ganz aus damit, denn man hat andre Begriffe von ihren Regeln und Schönheiten, als ich davon habe. Die Vorſchläge, die er indeſſen von mir erwarten kann, ſind leicht vorauszuſehen. Ich bin der Autor; ich rathe alſo zum Drucke. Vielleicht thut die undankbare Welt die Augen auf, wenn ſie ſeine Wünſche beyſammen ſieht! Wenigſtens können doch die Einkünfte davon auf einige Zeit ſeine Seufzer hemmen. Sollte ſich aber, weil der Geſchmack ſehr böſe iſt, kein Verleger finden; ſo will ich ihm eine Heurath vorſchlagen, die ich vielleicht ſelbſt ſuchen würde, wenn keine Phillippine wäre. Folgende Liebeserklärung, welche ſchon vergangene Michaelmeſſe bey meinem Verleger eingelaufen, aus Verſehen aber liegen geblieben iſt, wird ihm mehr Licht geben.

Allerſchönſter Herr Autor,

Als ich geſtern meiner Gewohnheit nach, um die Zeit, wenn die jungen Herren und die Schriftſteller ſich in der Allee ſehen laſſen, auch daſelbſt ſpatzierte, um aus der Geſichtsbildung die Gemüther der Menſchen zu unterſuchen;

then; ſo begegnete mir eine ungemein artige Perſon, welche ſich vor den andern allen unterſchied. Der Herr hatte den linken Arm in die Seite geſtemmt, und ſah ſehr ernſthaft aus. Zuweilen lachte er auch, und ſchien ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt zu ſeyn. Er redete mit dem Munde und den Händen, ob er gleich ganz allein war; er drehte den Hut in die Runde, und als er bey mir vorbey gieng, wäre er aus Tiefſinnigkeit beynahe hingeſtolpert. Ich bin von Stund an in ihn verliebt geworden. Waren Sie es, allerliebſter Herr Autor? Ich bin eben nicht häßlich, und habe ein ziemliches Vermögen, daß ich Sie daher mit Dinte, Feder und Papier wohl verſorgen wollte. Ich ſterbe vor Ungeduld, ehe ich Nachricht erhalte. Ich bin,

Allerſchönſter Herr Autor,

Ihre demüthige Dienerinn,

Eliſabeth Contuſch.

N. S. Da ich unter meiner eignen Gewalt und Aufſicht ſtehe, ſo mag ich, ob ich gleich ſchon Doctorinn und Licentiatinn heißen könnte, doch keinen andern, als den Autor, heurathen. Ich laſſe mir alle Morgen, bey dem Nachttiſche, wenn ich mir die Haare und das Geſicht zurichte, ein Stück von Ihren Schriften vorleſen, welche ordentlich hinter dem Spiegel liegen. Es iſt, als wenn ich mir noch einmal ſo gut gefiele, wenn ich Sie ableſen höre. Wo ich mich erinnere, ſo hatte der Herr ein rund Geſicht, mit einer breiten Stirne.

Stand, auch da zu schreiben. Unfehlbar hat ih
ein Poet begegnet. Und wie glücklich wäre der
wenn es mein Herr Client gewesen wäre! Ich wei
guter Hand, daß das artige Kind noch nicht vor
duld gestorben ist. Ich werde mir also ein beso
Vergnügen machen, zwo Personen zu vereinigen
für einander geboren zu seyn scheinen. Wie artig
es nicht lassen, wenn er ihr zu der Zeit, da sie si
Gesicht zurichtet, seine Gedichte vorliest! Ich sin
nedem in der Liste seiner Werke nichts Verliebtes
es wäre Schade, wenn er der Welt sein poetisch
lent, von einer so gefälligen Seite verbergen
Vielleicht stillt er mein Verlangen, wenn er weg
nes Magens in Sicherheit ist. Weil aber ein g
berühmter Schriftsteller sagt, daß man seit Ersch
der Welt schon einige Beyspiele von dem Eigensin
schönen Geschlechts aufzuweisen hätte; so könnte e
kommen, daß die Jungfer Contusch ihr Glück ni
kennen, und eine Heurath ausschlagen wollte, w
sie alle Züge ihres Gesichts verewigen könnte.
sem Falle ersuche ich meinen Herrn Clienten, nu
zu verzagen. Ich will für ihn sorgen. Nach
Entwurfe, den ich mir von meiner künftigen Hoh
macht habe, ist es nunmehr Zeit. Streitschrift

Schande weg zu ſeyn, und ſolche Leute ſind zu brauchen. Man frage mich nicht, wo meine Feinde ſind, und womit mich ich beleidigt habe? Vielleicht weil ich böſe, daß mich niemand böſe machen will. Ich weis freylich noch nicht recht, was ich für eine Urſache, den Frieden zu brechen, ergreifen werde. Es iſt aber mein Troſt, daß es nur Kleinigkeiten ſeyn dürfen, weswegen wir Autoren das Recht haben, uns unſinnig anzuſtellen. Crede mihi, leuia ſunt, propter quae non leuiter excandeſcimus, qualia quae pueros in rixam et iurgia concitant. Nihil ex his, quae tam triſtes agimus, ſerium eſt, nihil magnum. *Seneca.*

Beweis,
daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind,

bey einer gewissen Gelegenheit im Jahre 1747 verfertigt *).

Nein! Länger schweig ich nicht! Mein Zorn bricht endlich los.
Der Frevel wird zu kühn, der Uebermuth zu groß,
Womit die blinde Welt der edlen Dichtkunst spottet,
Ihr mit dem Falle droht, und sich zusammen rottet.
Drey ganzer Jahr hab ich geduldig zugesehn,
Wie ihre Feinde sich verschworen, sie zu schmähn,
Wie weit die Barbarey in ihrer Wut gestiegen;
Und dennoch hab ich stets vor Furcht und Grain geschwiegen.

Vor diesem, wenn Lucil von Versen übel sprach,
So schlich ihm unvermerkt mein junger Satyr nach,
Und riß, durch Zorn beherzt, dem Spötter der Gedichte,
Mit ungestrafter Hand, die Larve vom Gesichte.
Das aber wagt ich nur, als ich ein Jüngling war:
Mein reifender Verstand bemerkte die Gefahr.

Mein

*) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Weinmonat. 1748.

Mein ſchwarz Gemälde Rhydons klägliche Geſchicke,
Das Wahr und Wahrheit traf; beſtürzt wich er zurücke,
Warf ſeine Geißel hin, und fluchte ſeiner Kunſt.
Die Muſe winkte mir, und hielt mir ihre Gunſt
Und meiſt Verſprechen vor; ſie drohte, mich zu haſſen,
Verhieß, und bat. Umſonſt! Ich ſchwur, ſie zu verlaſſen;
Ich ſchwur, und halt es auch. Doch endlich ſiegt die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und ſchweige länger nicht;
Die größten Fehler ſucht, durch freches Splitterrichten,
Der ſchönſten Poeſie der Tadler anzudichten.

Will ein erhabner Geiſt, ein zweyter Lohenſtein,
Des Phöbus Hofpoet und erſter Günſtling ſeyn,
Und der genannten Zahl, mit reingewaſchner Lippe,
Im gläſerhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch ſtreun; bricht ſein erhitzter Muth,
Beſchwängert von der Kunſt, durch Flammen, Blitz und Glut;
Luft er der Schwefelbrunſt der donnerharten Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft den Styx zuſammen;
Angt er auf Stelzen her, wenn er Gewitter wälzt,
Und keine Feuersbrunſt des Herzens Marmor ſchmelzt;
Ißt er rund um ſich her des Unglücks Nordlicht glänzen;
Ächzt er in Gleichniſſen, ſeufzt Cyrien, weint Genezen:
Nennt ihn Phöbus, und ruft: »Der Dichter ſchwillt!
»Sein ganzes Herz iſt Rauch, ſein Kopf mit Dunſt er»füllt.

»Seht, wie er die Vernunft in Dornaikation phrast,
»Im Paroxysmus singt, und Oden phantasirt.«

Wenn unser Seladon so süß und lieblich singt,
Und seiner Lalage Zimmt, Mosch und Bisam bringt,
Krystall und Perlen weint, den Kiel in Nektar tauchet,
Zibeth und Kalmus kaut, und Ambra von sich hauchet,
Auf Nelken, Klee, Jesmin und Anemonen geht,
Verzweifelt, wenn kein West sein Schwanen mehr,
Beklagt, daß seine Pein kein Thau, kein Balsam lindert,
Die neue Welt erschöpft, und die Levante plündert,
Zu sagen, daß sein Kind vor andern ihn entzückt,
Das ganze Firmament in ihrem Aug erblickt,
Und in ihr Angesicht, das wie die Venus strahlet,
Von Blumen aller Art, ein ganzes Chaos malet:
Was meynt ihr? Was vergilt die Müh des Seladon,
Wenn er so kostbar reimt? Was ist sein ganzer Lohn
Man lachet über ihn. Der Neid, statt ihn zu prüfen
Eilt gleich, ihm seinen Platz im Tollhaus anzuweisen.

Rächt, Musen, euch und uns! Seht, wie die dreiste Welt
Von Bürgern eures Reichs ein schnödes Urtheil fällt!
Strafet sie . . . Doch haltet noch mit eurem Zorn zurücke!
Es giebt der Spötter mehr! Kommt! Werfet einen Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Tücke schnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm und Lorber raubt;

Ja, gar, o Frevelthat! . . . ja gar, ach, ſoll ichs ſagen! . .
Den Reim, den edlen Reim, will aus den Verſen jagen.
Eilt, Muſen! Reißt den Blitz aus eures Vaters Hand!
Der Schwarm wird mächtig. Eilt, eh er uns übermannt!
Und kommt, und kämpft, und ſiegt, und ſchlagt die Feinde nieder,
Und ſchützt den werthen Reim, das Hauptwerk deutſcher Lieder!

Denkt, Freunde, die ihr noch die Muſen redlich liebt!
Ihr, denen bloß der Reim die ganze Größe giebt!
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutſchlands heißet,
Und euch vor Hunger ſchützt! Denkt, was man euch entreißet,
So bald man euch den Reim, den Witz der Verſe, nimmt!
Daß unſer großer Bav noch ſeine Saite ſtimmt,
So manchen Namenstag in Demuth feſtlich feyert,
Und mit geſchickter Hand die Mahlzeit ſich erleyert;
Daß Mäv, der unſre Stadt durch ſeinen Ruhm erhebt,
Er, ſeiner Brüder Schmuck, im Ueberfluſſe lebt;
Daß Clelia nicht ſtolz den Dorimen verachtet,
Und er nicht ganz umſonſt nach ihren Küſſen ſchmachtet;
Daß Stentor ſich mit Luſt im Kupferſtich erblickt,
Und ſich die halbe Welt vor ſeinem Lorbeer bückt;
Daß itzt mein Pegaſus nicht darf ſo ängſtlich ſchäumen:
Dies alles macht allein die Kunſt, geſchickt zu reimen.

Die Wahrheit ſchützt den Satz. Nehmt einen Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das ſchönſte Liederbuch,
Das zierlichſte Sonnet, das längſte Hochzeitcarmen;
Und ſtreicht die Reime weg. Was bleibt? Nicht ohn Erbarmen
Hört ihr, ſo lieblich es erſt in die Ohren fiel,
Nur Scherze, ſonder Kraft, ein froſtigs Wörterſpiel,
Ein abgenutztes Nichts, das immer wiederkehret,
Und ein Geſchwätz, das man beym Pöbel beſſer höret.

Bewundert ehrfurchtsvoll des Reimes Zauberkraft,
Der Bücher voller Schall aus einem Nichts erſchafft!
»Der Reim? Wie? Dieſer Zwang, der das Gedicht »entſeelet?«
So wirft ein Tadler ein. »Der Henker, der uns quä»let,
»Der Ordnung und Verſtand auf ſeine Folter ſtreckt,
»Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angſt erweckt,
»Selbſt den geduldigſten der Leſer oft ermüdet,
»Der Wahrheit und Natur in ſchwere Feſſeln ſchmiedet.
»Das Feuer . . .« Frevler, ſchweig! Des Zwanges Mühſamkeit
Bringt gegen ihn dich auf, und was du ſprichſt, iſt Neid.
Wie ſollte wohl der Reim Verſtand und Ordnung hindern,
Der Wahrheit Abbruch thun, und Geiſt und Feuer mindern?
Geh! Zähle ſelber nach! Sieh! viele reimen nicht,
Von denen alle Welt aus einem Munde ſpricht,
Daß ſie den größten Schmuck aus alten Dichtern ſtehlen,
Daß ihnen Feuer, Geiſt, Verſtand und Ordnung fehlen;

Sie

Die reichen gleichwohl nicht. Daß zwar ſo manche ſitze;
Und voll Verzweifelung bey ſeinem Hübner ſchwitzt,
Ein Dutzend Federn kaut, die Hände kläglich ringet,
Und doch, nach langer Quaal, kein glückliches Wort erzwinget,
Das hinten reimen muß; das alles glaub ich dir,
Das alles geb ich zu: ich ſeh es wohl an mir.
Was iſt es aber mehr? Ein innliges Ergetzen,
Wenn man den Reim erhaſcht, weis alles zu ſetzen.

Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims gehoffte Macht
Den ſchönſten Einfall her, an den man nie gedacht!
Geſetzt, es ſchlöſſe ſich der erſte Vers mit Wonne:
So ſtillt ein kluger Kopf gleich auf die hohe Sonne.
Er denket weiter nach; er folgt der edlen Spur,
Beſchreibt den ganzen Bau der wirkenden Natur,
Erwäget den groſſen Bär, beſinnt ſich auf Callſten,
Verflucht die Eiferſucht, beſeufzet, daß die Chriſten,
(Weich beachte mich der Reim auf unſer Chriſtenthum,)
Beſeufzet, daß die Welt ſo wenig nach dem Ruhme
Vergnügter Ehe ſtrebt, und ſaget uns zur Lehre,
Daß ſich ein Mädchen leicht in einen Bär verkehre.

Ihr Feinde dieſer Kunſt, geſteht es, daß ihr irrt?
Hört ſelbſt, wie ſchlecht ein Vers dem Ohre ſchmeicheln wird,
Dem es an Reimen fehlt! Wagt es, bloß zu ſcandiren!
Verſuchts! Wen werdet ihr durch euer Lied wohl rühren?
»Tartüff, der alte Schalk, betrügt die ganze Welt;
»Sevil iſt liederlich; Criſpin ein dummer Kerl;

»Otax macht gelehrten Mund; Nevan verdient die
»Rechte;
»Florinde lebt verhurt; und Harpax ist ein Knicker;
»Elisander « « » Doch genug! Ihr gähnt und schlum-
mert ein;
Ich schlummre selber mit. Was könnte trockner seyn?
Ein angehängter Reim kann alle Schönen heilen.
Versucht es nur einmal! verändert diese Zeilen,
Und sprecht: »Tartüffe bleibt ganz unverbesserlich;
»Sevil lebt mit der Welt; Crispinus lebt vor sich;
»Otax ist ein weiser Mann; Nevan ein Advocate;
»Florindchen lebt galant, und Harpax hält zu Rathe.»
Sagt selbst, nimmt dieß das Ohr nicht schmeichelhafter
ein?
Man liest, man lobet euch. Gesteht es, daß allein
Der Reim den Dichter macht! fangt an, euch zu bekeh-
ren!
Versöhnt der Musen Zorn, und lernt den Reim verehren!

Es lebe, was sich reimt! Schon stimmt mit
Deutschland bey,
Daß ein geschickter Reim der Dichtkunst Kleinod sey.
Ich kann zu meinem Ruhm die Schutzschrift nun voll-
enden;
Denn, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg in
Händen.

Ein

Ein Traum

von den

Beſchäfftigungen der abgeſchiedenen Seelen *).

Locus eſt et pluribus umbris.

Die Seelen beſchäfftigen ſich nach der Trennung von ihren Körpern am liebſten mit denen Sachen, an welchen ſie im Leben auf dieſer Welt ihr gröſtes Vergnügen gefunden haben. Dieſer philoſophiſche Lehrſatz, welcher noch etwas älter iſt, als ich und Leibnitz, fängt wieder von neuem an, Mode zu werden; und weil ich eine ziemlich dauerhafte Natur habe, ſo hoffe ich, es noch zu erleben, daß er die beſte Welt und den zureichenden Grund verdrängen ſoll. Nur will ich wünſchen, daß es nicht dem Grunde des Widerſpruchs eben ſo gehen möge. Denn wenn dieſe drey Stücke alle auf einmal abkommen ſollten; ſo dürften unſre philoſophiſchen Stutzer in dreyßig Jahren eine ſehr altväteriſche Miene machen, und ihre tiefſinnigſten Schriften, welche ſie und ihre

*) Dieſer Traum ward zum erſtenmale durch den Druck bekannt gemacht in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 1ſter Band, 2tes Stück, 1744.

ihre Verleger ist bewundern, eben dem Schicksale unterworfen seyn, welches diejenigen Familiengemälde trifft, die man, wenn es hoch kömmt, bloß der alten Tracht wegen als eine Raritat noch aufhebt, gemeiniglich aber in die dunkelsten Winkel des Hauses stellt, um andern zu ärgern. Dem sey, wie ihm wolle; eine jede Sache ist der Mode unterworfen, und die Philosophie am meisten *). Wenigstens ich werde mich über den Verlust dieser drey philosophischen Universalrecepte trösten lassen, wenn ich nur erfahre, daß meine abgeschiednen Seelen ihren Werth behalten. An der Betrachtung dieses Grundsatzes finde ich mehr Vergnügen, als an allen elektrischen Experimenten. Ich habe demselben oftmals viele Stunden lang nachgedacht, und allemal bin ich darüber in eine solche Entzückung gerathen, in welcher kaum ein Poet seyn kann, der im Namen eines andern für Geld und gute Worte die Augen einer Phyllis besingt.

Eben dieses ist Ursache, daß ich heute meinen Lesern einen Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiedenen Seelen nach der Trennung von ihren Körpern vorlege. Im voraus aber muß ich einen

*) Der geneigte Leser wird dieses mit mehrerm angeführt finden, in meiner Vorrede zur neuen Auflage des vermehrten und verbesserten Brackens, welche künftige Messe zu Cölln ans Licht treten soll, und worinnen ich unter andern durch Zeugen und Documente bewiesen habe, daß der Ruhm des leibhaften Newtons unsers Vaterlandes, des philosophischen Herrn *** die großen Manschetten nicht überleben werde.

nes und das andre erinnern, welches die Einrichtung meines Traums, und verſchiedne Freyheiten betrifft, ſo ich mir darinnen genommen habe.

Ich will es niemanden im Ernſte zumuthen, daß er glauben ſoll, ich habe wirklich alſo geträumet, ungeachtet es eben nicht unwahrſcheinlich iſt. Ich kann es zwar nicht läugnen, der Traum iſt ziemlich lang gerathen; aber in der Stadt, wo ich mich aufhalte, ſchlafen die Leute viel länger, als an andern Orten, und alſo träumen ſie auch länger. Wer wollte mir es wehren, wenn ich ihn in Archangel geträumt hätte, wo man zu gewiſſen Zeiten lauter Nacht, und faſt gar keinen Tag hat? Allein, ich habe nicht Urſache, ſo viel Umſtände zu machen. Ich will es nur frey bekennen, ich habe geträumt, damit ich ſchreiben wollte. Dieſes kann genug ſeyn, mein Verfahren zu rechtfertigen, und wer Beweis fodert, der muß von dem gelehrten Herkommen gar nichts verſtehen. Ohne Ruhm zu melden, weis ich alles, was zu einem orthodoxen Traume gehört. Man denkt nach; man ſchläft über dieſem Nachſinnen unvermerkt ein; man ſagt im Traume etwas, das man vielmals nicht ſagen würde, wenn man wachend und ſeiner Sinne mächtig wäre; man erwacht unvermuthet. Kein einziges von dieſen Stücken habe ich in meinem Traume ſo beobachtet, wie es nach den Regeln eigentlich hätte ſeyn ſollen. Ich habe nicht nachgedacht, denn ich bin ein Autor nach der neueſten Mode; ich bin nicht unvermerkt darüber eingeſchlafen; und was meinen Leſern etwan wiederfahren ſollte, dafür kann ich nichts. Ich habe von allem dem, was hier ſteht, nicht ein Wort im Traume gehört und geredet; ja, da ich ein Advokat bin, ſo kann ich bey meinem zarten Gewiſſen bezeugen, daß mich dieſer Traum um manche Stunde Schlaf gebracht hat. Ich

bin

bin nicht unvermerkt aufgewacht; dieſes brauche ich
Beweiſes, man darf nur bis zum Ende leſen. Mit e
Worte, alles dieſes wird man in gegenwärtiger Sc
nicht finden, und dennoch muß ſie, Trotz allen Kunſt
trern, ein Traum ſeyn, eben ſo gut, als Herrn
Träume, nach ſeiner Meynung, mathematiſche Wa
ſeyn ſollen.

Von den Freyheiten muß ich noch etwas ſa
welche ich mir in meinem Traume genommen habe.
habe meine abgeſchiednen Seelen niemals ohne Kl
und dergleichen Geräthe, erſcheinen laſſen. Ich
eben nicht ſagen, daß dieſes aus einer beſondern Sch
haftigkeit geſchehen wäre, und ich muß zur Beruhi
unſrer jungen Herren und einiger meiner Leſerinnen
anmerken, daß meine Frauenzimmerſeelen keine Ha
cher, ſondern, wenn es hoch kömmt, nur flüchtige
latine tragen. Ich habe wichtige Urſachen, warum
will, daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleid
beybehalten ſollen. Wie viele derſelben würde ich
unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen
der nähme! Und wäre ich ſo unbarmherzig, einigen
reichen Weſten zu rauben, wie viel hochwohlgebo
Seelen würde ich nicht unter den Pöbel verſtoßen, w
doch in ihrem Leben zum unſterblichen Ruhme ihres
terlandes und ihrer Ahnen beym pyrmontiſchen B
nen geſchimmert haben! Das iſt noch lange nich
nug. Wenn ich meiner Nachbarinn, dem wohlg
Frauenzimmer unſrer Gaſſe, ihre Bänder, Spi
Schminkfleckchen, und andre weſentliche Stücke i
Verſtandes contrebund gemacht hätte: was würde ſi
dieſer philoſophiſchen Ewigkeit für lange Weile hab
Celinde würde einen noch einmal ſo ſchwarzen Todesta
ausſehen, wenn ſie befürchten müßte, daß ſie im je

ihren ohne Reifrock und Fächer erſcheinen ſollte. Wie füglich würde es um die Seelen unſrer galanten Stutzer ſtehen, wenn ich ihnen nicht erlauben wollte, Ferngläſer zu brauchen, oder wenn ich ſo pedantiſch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern und zu pfeifen! Nein, das ſey fern! Sie ſollen trällern! Sie ſollen pfeifen! und Celinde kann freudig ſterben, ſo bald es ihr gefällt, denn ſie ſoll auch ihren Mops mitnehmen!

Nunmehr wäre der erſte Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geräumt. Es wird mich bey weitem ſo viel Mühe nicht koſten, die andern Freyheiten zu entſchuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unſre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr iſt, daß die Seelen nach ihrem Abſchiede aus dieſem Leben dasjenige am liebſten thun, womit ſie ſich in der Welt am meiſten beſchäfftigt haben; ſo muß folgen, daß die deutſchen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unſer Land kommen. Unſer gelehrter Herr Profeſſor Quintus Calpurnius, deſſen gründliche Noten und edirte Schriftſteller ihn wenigſtens auf drey Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutſchem Pöbel; aber man merkt es ihm an den Augen, an ſeinen Geſprächen, und an ſeiner ganzen Aufführung an, daß ſeine Seele weit von hier iſt, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht ſogleich nach ihrer Auflöſung vom Körper unter die verfallnen Gemäuer des alten Latiens ſich verkriechen, oder vielleicht gar in dem gelehrten Schutte Griechenlands wühlen ſollte, um ihren edlen Hunger nach Antiquitäten zu ſtillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Abſätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird nun gewiß nirgends anders

ders antreffen, als in den Thuillerien zu Paris; e
te denn seyn, daß ihn der Wohlstand nöthigte, na
Tailles zu eilen, um dem Könige früh Morgens
Aufstehen das Hemde zu reichen; denn eben di
dasjenige, was er sich itzt am meisten wünscht, un
er, nach dem Urtheile der vernünftigsten Leute,
besten schickt. Sollten also die Seelen der Au
bey uns nicht eben so wohl etwas finden, welches
gierig machte, hieher zu kommen? Ich zweifle ge
dran. Burmanns Seele, die Seele des Bentle
peckepernde Seele des Jurieu werden in Deutschl
mehr als an einem Orte die angenehmste Beschäff
und hundert theure Mitglieder der gelehrten W
den, welche ihnen den Rang streitig zu machen sc
Vielleicht ist Addison mehr als einmal auf meine
hierstube gewesen, um zu sehen, wie sich ein De
geberdet, wenn er ein Chronostichon macht. So
wohl mit den abgeschiedenen Seelen der Franzos
ders beschaffen seyn? Sie mögen uns gleich h
mal Verstand und Witz absprechen; darinnen st
doch einig, daß unser Brodt nahrhaft ist, und je
sie auf uns lästern, desto dienstfertiger sind wir,
ernähren, so, wie ein Papagey bloß dadurch das
verdient, daß er seinen Herrn einen Hahnrey, u
gnädige Frau eine Hure heißt. Was ist wohl n
cher, als daß sie auch nach ihrem Absterben in das
Land kommen, wo keiner ein Narr ist, der fran
reden kann? Vielleicht flattert itzt, indem ich
schreibe, mancher hungrige Marquis über unsrer S
und schimpft uns, damit er eine Ritterzehrung ge
möge.

Dieser Vorbericht war nöthig. Ich komme
mehr zum Hauptwerke.

Mir träumte, ich ſey geſtorben. Ich ſah den Körper, von dem ſich meine Seele getrennt hatte, auf dem Bette mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redutenmaske, oder Koch ſeine theatraliſche Kleidung anſieht, in welcher er nach Gelegenheit entweder als Prinz befohlen, oder als Kammerdiener Befehle angenommen hat. Ich werde nicht gern ſehen, wenn mir jemand hierinnen widerſprechen, oder mich gleich anfangs in meiner Abhandlung ſtören, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper ſo gleichgültig anſehen könnte. Bey mir iſt dieſes gar nicht unwahrſcheinlich. Ich bin in einer kleinen Stadt geboren und erzogen, in welcher kein junges Herrchen war, als des Amtmanns Sohn, und der Stadtſchreiber. Ich habe um deswillen niemals Exempel genug gehabt, welche meine Seele verleitet hätten, ſich mit ihrem Körper am meiſten zu beſchäfftigen; zu geſchweigen, daß mein Körper eben nicht ſo gebaut geweſen, daß er mich in dieſem Stücke zu einer merklichen Eigenliebe, oder zu beſonders ſorgfältigen Beſchäfftigungen bewogen hätte. Ich berufe mich hierinnen auf den guten Geſchmack meiner verſtorbnen Frau, welche in ihrem Leben viel Körper gekannt hat, in deren Umgange ſie weit mehr Annehmliches und Artiges zu finden vermeynte, als bey mir. Ich verlange alſo, daß man wenigſtens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig ſeyn ſollte. In Sachen, welche die Körper und Menſchengeſichter angehen, kann man dem Ausſpruche ſolcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, ſicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verſtand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweiſe fordere. Dieſe kleine Ausſchweifung iſt um ſo viel nöthiger geweſen, je mehr einem Geſchichtſchreiber daran liegt,

daß man gegen seine Erzählungen nicht mißtrauisch sey, oder seine Nachrichten für verdächtig halte. Ich erwarte also von meinen Lesern ohne weitere Complimente, daß sie in diese Gleichgültigkeit meiner Seele gegen ihren Körper weiter keinen Zweifel setzen. Der einzigen Chloris will ich nicht zumuthen, solches zu glauben; denn diese beschäfftigt sich mit nichts, als mit ihrem Gesichte, und einigen seufzenden Schäfern, denen nichts, als ihr Körper, und sehr wenig von der Seele bekannt ist, es müßte denn eine zärtliche Seele, eine holde Seele, eine grausame Seele, eine verzweifelnde Seele, oder andre dergleichen Seelen seyn, welche die arkadischen Dichter mit verliebten Händen alle Stunden schaffen und wieder zernichten können. Chloris mag es also immer nicht glauben; ich bin es zufrieden. Sie soll mir es aber auch nicht verwehren, zu behaupten, daß ihre Seele nach dem Tode beständig um ihren Nachttisch, vor ihrem Spiegel, und um ihren Körper herum flattern, und vielleicht selbst beschäfftigt seyn wird, diesen noch im Sarge zu putzen. Ich komme wieder auf mich.

So bald ich meinen erblaßten Körper vor mir sah, so eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen, das habe ich gleich gedacht! Die mürrischen Gelehrten werfen uns beständig den Nachttisch vor, und vielmals begehen sie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unserm Nachttische kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben sie mehr Eitelkeiten, als wir mit unsrer Schminke und mit dem Brenneisen. In ihren Schriften bewundern sie vielmals ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit wenigerer

Gewiß-

Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, andern zu gefallen, ihre Eiferſucht . . . . Es iſt alles wahr, Chloris; aber itzt will ich weiter erzählen! Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welchen ich noch den Abend vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten ſo natürlich iſt, der Feder bemächtigen, um zum Troſte meiner kritiſchen Mitbrüder dieſe wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war nicht mein Entſetzen, da meine abgeſchiedne Seele, als ein Geiſt, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber, zu ſchreiben! Ich bin nicht im Stande, das Schrecken auszudrücken, welches mich deswegen überfiel, und dergleichen Angſt empfindet wohl niemand, als ein Poet, welcher einen Reim ſucht, und ihn nicht erhaſchen kann. Siebenmal, und noch ſiebenmal bemühte ich mich, zu ſchreiben; aber allemal umſonſt. Ich wollte ein gewiſſes Regiſter aufſchlagen, welches mir ſo oft in meinen gelehrten Wehen geholfen hatte; aber auch dieſes zu thun war ich nicht im Stande. Ich ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und bedauerte, wegen dieſes unerſetzlichen Verluſts meiner entworfenen Schrift, den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde ſagen, daß ich mich ſelbſt bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in dieſem Punkte ſo offenherzig zu ſeyn. Genug, ich ſah, daß es mit meiner ganzen Gelehrſamkeit aus war, weil ich nicht mehr ſchreiben konnte. Das Einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war dieſes, daß ich zum Bücherſchranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher überſah, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daſeyn erhalten hatten. Hier fand ich ſo ver-

gnügt, und entzückt, wie Aeltern, welche zwar selb
Kinder mehr zeugen können, aber doch an denen,
ſie bereits aus Licht der Welt gebracht haben
ſchmeichleriſcher Eigenliebe ſo viel Verſtand und G
lichkeit bewundern, als außer ihnen ſonſt niemand
nehmen kann.

Vielleicht würde ich in dieſer Stellung noch
geblieben ſeyn, wenn ich nicht im Traume das ſt
Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine
duldigen Erben überfiel. Sie eilten ſo hungrig z
nem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre
er todt? Iſt er auch gewiß todt? ſchrien ſie.
Endlich einmal iſt er im Ernſte todt! Geſchwind
nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde br
antwortete ein Vetter von mir; und eine Muhme,
durch mein Abſterben alle diejenigen Tugenden zu
hoffte, welche gewiſſe gründliche Liebhaber bey ihr
vergebens geſucht, und ihr um deswillen die Frey
ihrem großen Verdruſſe nicht geraubt hätten;
Muhme vergoß viel Thränen, und würde mich,
ihrer unvermutheten Bekümmetniß, in großer Un
heit gelaſſen haben, wenn ſie nicht alsbald, und
licher Aufhebung ihrer Hände, mit lauter Stim
ſeufzet hätte: Der ehrliche Vetter! Tröſte ihn
Es iſt ihm recht wohl! Wir wollen ihm ſeine Ru
nen! Dieſes war die Loſung zum Plündern. A
ſten Sturm hatte meine Geldkaſſe auszuſtehen. N
Kleidern und meinem Geräthe gieng es eben ſo.
thaten alles in eine Kammer, welche ſie, wie ich
wollten verſiegeln laſſen, und zwar von einem g
Manne, deſſen Name mir entfallen iſt, welcher a
ehrlicher und glaubwürdiger Mann ſeyn ſollte,

ein groſſes Verſchaft und zween Zeugen hatte. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelaſſen zugeſehen: als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen ſollte, ſo fieng ich an zu zittern. Alles ward aufs ſorgfältigſte durchgeſucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte ſtunden: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe! hatten ſie eine ſo andächtige Ehrfurcht, daß ſie dieſelben ſorgfältig aufhoben: aber über ein Paar Laus Deo ſchüttelten ſie die Köpfe gewaltig, denn dergleichen Kateln konnten ſie gar nicht leiden. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wütend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, ſie zu vertheidigen; vielleicht aber würde ich dennoch unvermögend geweſen ſeyn, wenn nicht meiner Schweſter Sohn, ein Meiſter von ſieben freyen Künſten, wider ſeinen Willen mir beygeſtanden, und das ganze Packet unter den Tiſch geworfen hätte, mit der Verſicherung: Es ſey nur Makulatur. Der Ignorant! Als meine Erben noch mit dieſer Hausſuchung beſchäfftigt waren, merkte ich einen Haufen Bediente, welche im Namen ihrer Herrſchaft ein gewiſſes Compliment herſagen mußten, das ſie das herzliche Beyleid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich ſtark und allgemein ſeyn, denn ihre Formulare endigten ſich alle mit den Worten: Daß der Himmel den betrübten Hinterlaſſenen dieſen empfindlichen Verluſt durch anderweitige Glücksfälle reichlich erſetzen möchte! Allein der kräftigſte Troſt lag ſchon in der Kammer, und meine Muhme war ſo boshaft, einer gewiſſen Nachbarinn, welche ihr den Sohn eines reichen Kaufmanns abſpänſtig gemacht hatte, anwünſchen zu laſſen, daß der Himmel dieſelbe vor dergleichen Trauerfällen jederzeit bewahren ſollte.

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung anſtaltet, man eilte damit ganz ungewöhnlich, un bald der Schneider alles gekauft und zurechte ge hatte, was zu einer ſchmerzlich gebeugten Miene g ſo gab man Geld über Geld, mich aus dem Ha beingen. Dieſes geſchah endlich unter einer anſehn Begleitung. Man brachte meinen Körper in die K mit Beobachtung aller derer kläglichen Gebräuch diejenigen verdienen, welche ein rühmliches Ende nel und Mittel hinterlaſſen. Zuletzt trat noch ein M auf, welchem meine Erben in einem verſiegelten S chen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemach ten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Lebe mir ſelber geweſen bin, ſo zweifelhaft war ich doch dieſer Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirkli welchen er meyne. Ich ſah mich in der ganzen S um, in der Meynung, vielleicht noch eine andre zu finden, auf welche alle dieſe Lobeserhebungen ſollten; ich fand aber dergleichen nirgends, und mehr merkte ich, daß ich es ſelbſt im ganzen Ernſt müßte. Er nennte mich einen großen, berüh gründlichgelehrten Mann, eine Stütze der Wiſſen ten, ſeinen Mäcenaten. Und das mochte noch g für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. E ſchwendete mehr als zwanzig Figuren, die Bekümm abzuſchildern, welche meine Erben über das früh Abſterben ihres Herrn Vetters empfunden, und waren aus Dankbarkeit ſo beſcheiden, daß ſie ſich dem Flore verſteckten, um ihn nicht öffentlich zu t legen. Er ſchrieb ihnen verſchiedne andächtige R vor, welche bey Stillung der Thränen ſehr proba ſollten: das hätte der ehrliche Mann wohl erſparen nen! Ich hörte ihm aber dennoch mit vieler Geduld

Endlich machte er es gar zu arg. Er ſchwur, und er ſchwur mit einer ſolchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Geſichte ward; er ſchwur, ſage ich, daß ich zwar ein großer Gelehrter, aber noch ein größrer Menſchenfreund, ein ſtarker Beförderer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, aber noch ein weit ſtärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waiſen geweſen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe ſey eine ſichtbare Vergeltung dieſer ſeinen Tugenden geweſen. „Brechet hervor,“ rief er, „brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland hochedelgebornen Frauen, Frauen ** „ Himmel! wie erſchrack ich, als ich hörte, daß er meine verſtorbene Frau citirte! ich floh, ohne mich umzuſehen. Ich floh vor Angſt zur Kirche hinaus.

Aus Furcht, die hochedelgebornen Gebeine möchten mir nachkommen, ſchwang ich mich in die Höhe, und erblickte daſelbſt eine große Menge abgeſchiedner Seelen, welche mir theils fremd, theils bekannt waren. Dieſer unvermuthete Anblick ſetzte mich in Erſtaunen. Ich machte vor Verwunderung ein Paar ſo große Augen, wie ein Würzkrämer in Ritzebüttel, wenn er in ſeinem Leben zum erſtenmale auf die Börſe nach Hamburg kömmt. Eine ſo zahlreiche Verſammlung von Geiſtern hätte ich mir an dieſem Orte nimmermehr vermuthet. Alle ihre Beſchäfftigungen kamen mir fremd und ungewöhnlich vor. Ich war neugierig, und doch unentſchloſſen. Ich wußte nicht, wo ich mich zuerſt hinwenden ſollte, und gleichwohl war ich noch nicht beherzt genug, mich zu einer von den abgeſchiedenen Seelen zu nahen, und ſie um dasjenige zu befragen, was mir zweifelhaft war.

Eine ſehr lebhafte Seele, wie etwan die Seelen der jungen Herren ſeyn mögen, merkte dieſe meine Beſtem-

dung am erſten. Wir kannten beyde einander nicht aber ſie war ſo gefällig, daß ſie auf mich zuflog, mi tauſendmal auf das vertrauteſte umarmte, und ſagte »Ganz unterthäniger Diener, mein allerliebſter Her »Bruder! Ich bin erfreut, daß ich die Ehre haben ſol »Sie hier zu finden. Kann ich Ihnen in etwas diene »ſo bitte ich ganz gehorſamſt, befehlen Sie nur. Nicht »auf der Welt ſoll mir angenehmer ſeyn, als wenn i »im Stande bin, Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeige »Sie können ſich ſicher auf meine Verſchwiegenheit un »Bereitwilligkeit verlaſſen. Nehmen Sie es nicht fü »ein bloßes Compliment an! Es iſt, hol mich der Te »fel! mein Ernſt; ich ſteh allemal zu Dero Befehl. Er umhalste mich von neuem, und ich war eben im B griffe, ein ſo liebreiches Anerbieten mit vielem Dan anzunehmen, als er ſich auf dem Abſatze herumdreht mit dem Munde pfiff, mich allein ließ, und im Fortgehe mit einer heiſchern Stimme einige Verſe ſang, von dene ich weiter nichts, als dieſe Worte verſtehen konnte:

Je quitterai le jour
Plutôt, que mon amour,
Quand j'aime, quand j'aime.

Ich ſah, daß er einige Schritte von mir eine gleic Dienſtfertigkeit einer andern Seele, unter vielen Küſſe und Umarmungen, zuſchwur, welche er vielleicht eben wenig kannte, als mich, wenigſtens verließ er ſie ebe ſo geſchwind wieder, und ich konnte daraus ſchließen, da ſeine ganze Beſchäfftigung nur in Freundſchaftsverſich rungen beſtünde.

Dieſer Vorfall hatte mich noch zweifelhafter g macht, als ich anfangs geweſen war. Ich hatte de

Herz nicht, mich nach demjenigen, was ich ſah, zu erkundigen; aus Furcht, ich möchte noch einmal in die dienſtfertigen Hände eines jungen Herrn fallen. In dieſer Ungewißheit erblickte ich, nicht weit von mir, eine Seele, welche auf alles dasjenige aufmerkſam zu ſeyn ſchien, was in dieſer Gegend vorgieng. Ich merkte deutlich an ihr, daß ſie noch etwas wichtigers, als eine bloße Neugierigkeit, aufmerkſam machte. Zuweilen ſchienen ihre Mienen ernſthaft zu ſeyn, zuweilen aber verriethen ihre Blicke etwas Spottendes, und, wenn ſie auch lachte, ſo geſchah dieſes doch mit einer ſo edlen Art, daß man die deutlichſten Spuren von Mitleid und Liebe dabey wahrnahm. Ich würde ſie um deswillen für niemand anders, als für die abgeſchiedne Seele des engliſchen Zuſchauers gehalten haben, wenn ſie nur ein kurzes und breites Geſicht gehabt hätte. Weil ich es alſo nicht ſelbſt errathen konnte, ſo faßte ich das Herz, mich ihr zu nähern. Ich eröffnete ihr mein Anliegen, und ich merkte, daß ſie über meine Fragen vergnügt war. Sie reichte mir die Hand, und ſagte: »Ich will dein »Verlangen erfüllen. Seitdem ich von meinem Körper »getrennt worden, ſeitdem iſt dieſes mein einziges Ver»gnügen, daß ich auf die Handlungen der abgeſchiednen »Seelen Acht habe. Eben dieſes war vormals meine »Beſchäfftigung, daß ich auf meine Mitbürger Achtung »gab. Ich zeigte ihnen in Schriften, worinnen ſie fehl»ten, und wodurch ſie ihre Glückſeligkeit befördern könn»ten. Folge mir! Du wirſt alles erfahren, was dir »nützlich ſeyn kann.« Ich bat ſie, mir ihren Namen zu ſagen. Sie that es, nachdem ich ihr vorher in dieſem Stücke alle Verſchwiegenheit verſprechen müſſen. Meine Leſer werden mir verzeihen, daß ich hierinnen mein Verſprechen halten muß. Die abgeſchiednen See-

len ſind noch etwas gewiſſenhafter, als die Seelen der Liebhaber.

Nicht weit von uns ſah ich einen groſſen Zulauf von Seelen, und das Getümmel, welches ſie verurſachten, machte mir Luſt, näher hinzugehen. Mein Führer warnte mich anfänglich, mit der Verſicherung, daß man in dieſem Gedränge gar leicht Schläge bekäme. Ich wagte es aber dennoch, und bat ihn, mich zu begleiten. »Ich will es endlich thun,« ſagte derſelbe; »allein, ent»decke mir vor allen Dingen, ob du ein Poet biſt?« Dieſer Zweifel gieng mir durch die Seele, und in meinem Leben hätte ich es niemanden rathen wollen, eine ſo unbehutſame Frage an mich zu thun. Ich empfand den ſchmerzlichen Verluſt meiner zurückgelaßnen Schriften auf einmal wieder. Ich war ſo thöricht, daß ich umkehren, und einige gedruckte Beweiſe holen wollte. Ich gab ſolches meinem Führer zu verſtehen; allein, er machte mir eine ſo ernſthafte Miene, daß ich mich über meine Autorſchaft zum erſtenmale ſchämte. Ich verſicherte ihn alſo nur mit furchtſamen Geberden, daß ich in meinem Leben kein Feind der Dichtkunſt geweſen wäre. »Das »iſt gut,« ſagte er; »ich habe dieſe Frage deswegen an »dich gethan, weil man ſich in dieſer Gegend, welche du »betrachten willſt, ohne eine Kenntniß der Gemüthsar»ten und Ausſchweifungen der Poeten in gar nichts fin»den kann. Du wirſt wunderliche Gegenſtände ſehen. »Es ſcheint, als ob ſich die Natur an dieſem Orte verlo»ren hätte, und du wirſt finden, daß daſelbſt alle Hand»lungen nicht ſo ſind, wie ſie natürlicher Weiſe zu ſeyn »pflegen, weil dergleichen Poeten nicht ſo denken, wie ſie »natürlich denken ſollten. — Die ganze Gegend, fuhr er»fort, »wird beſonders von einer Seele in Bewegung ge»ſetzt, welche ſich in ihrem Leben durch poſſierliche Hand»lungen

»lungen von andern unterſchieden hat. Ihr ganzer Auf»zug ſieht einem Traume ähnlicher, als einer wirklichen »Begebenheit, welches eben daher kömmt, daß dieſe Seele »mit dergleichen Träumereyen ſich in ihrem Leben am »meiſten beſchäfftigte. Sie hat in jener Welt die edlen »Bemühungen vernünftiger Männer um den guten Ge»ſchmack ſehr übel verſtanden. Was jene durch Wiſſen»ſchaft und Beſcheidenheit erhielten, das ſuchte ſie durch »Geſchrey und Ungeſtüm vergebens zu erhalten.«

Mein Führer wollte weiter reden; allein, ich war aus Neubegierde ſo ungeduldig, daß ich ihn bey der Hand faßte, und mich durch den Pöbel drängte. Ich ſah auf einem hohen Gerüſte eine Seele in der gewöhnlichen Pracht eines Marktſchreyers, für welchen ich ihn gewiß gehalten haben würde, wenn nicht, wie gedacht, mein Führer mir vorher geſagt hätte, daß es ein Charlatan des guten Geſchmacks ſey. Er hatte ſich auf einem erhabnen Orte, wo er alles überſehen, und ein jeder auch ihn wahrnehmen konnte, das Gerüſte erbaut. Jedoch war die Architektur daran ſehr gothiſch und abgeſchmackt, und die Verzierungen waren ganz ungleich. Einige Stücke davon beſtunden in Schnitzwerke, welche ſehr prächtig, und mit vieler Kunſt ausgearbeitet zu ſeyn ſchienen. Mein Führer verſicherte mich, daß dieſer Charlatan ſolche aus alten Tempeln entwendet, in welchen man ſie als merkwürdige Ueberreſte der griechiſchen und römiſchen Architektur aufgehoben, verſchiedne aber durch einige ſeiner Bande, ſo er zu London und Paris deswegen unterhalten, erbeutet hätte, und nunmehr ſo unverſchämt ſey, ſolches für ſeiner eignen Hände Arbeit auszugeben, ungeachtet man ihn mehr als einmal ſeiner Dieberey zu überführen gewußt, und ihm ſo gar die Oerter genannt, wo

er ſie herbekommen habe. Dieſe Nachricht ſch
ſehr glaublich, denn ich ſah, daß dieſe gekaperten
then kaum den vierten Theil ſeines Theaters a
ten, die übrigen drey Theile aber aus Klötzern
gehobelten Bretern, zum Theile aber aus Pupp
und ſolchem Geräthe beſtunden, welches man d
dern zum Spielen giebt. Alles dieſes war ſeh
deutlich zuſammengenagelt, und es ſchien ſo bauf
ſeyn, daß es alle Augenblicke einzufallen droh
würde vermuthlich auch geſchehen ſeyn, wenn ni
ſchiedne Perſonen, welche ſeine Liverey trugen,
mit vieler Sorgfalt unterſtützt hätten. Gleichwo
bey dieſen mißlichen Umſtänden ihr Principal g
beſorgt zu ſeyn. Er gieng mit ſtarken Schritt
dieſem Gerüſte hin und wieder, und ſo oft er ſei
dicamente anpries, ſo redete er mit einer ſolcher
ſichtlichen Stimme, daß das ganze Gebäude da
ſchütterte. Niemals habe ich etwas Uebermüthig
ſehen, als dieſen Charlatan. In ſeinem Geſichte
ſehr häßlich und ungeſtalt; gleichwohl konnte
ihm von weitem anſehen, daß er ſich geſchminkt
und dem ungeachtet war er ſo eitel, zu glauben,
der ſchönſte Charlatan ſeiner Zeit ſey. Man hat
mir mein Führer erzählte, vielmals verſucht, ih
ſeinem Irrthume zu helfen, und ihm um deswillen
gel vorgehalten; allein, dadurch iſt er jedesmal ſt
tert geworden, daß er nicht allein die Augen feſt
drückt, ſondern auch den Spiegel ſelbſt mit einem
tel, den er gemeiniglich ſeinen Beweis zu nennen
zerſchlagen, und auf diejenigen losgeprügelt, we
mit ihm ſo redlich gemeynt, und ihm ſeine Häß
zeigen wollen. Seine Kleidung ſah natürlich ſ
wie das fürſtliche Gewand eines von denen theatra

Prinzen, welche in kleinen Städten die Jahrmärkte beſuchen, und ihre ganze Monarchie auf dem Schubkarren herumführen. Sie war an verſchiedenen Orten dergeſtalt zerriſſen, daß ſie nicht einmal ſeine Blöße völlig bedeckte, welchem Uebel er dadurch abzuhelfen ſuchte, daß er über die Löcher verſchiedne Sinngedichte und Heldenden klebte, welche ſeine Anhänger ihm zu Ehren verfertigt hatten. Bey den gemeinen Marktſchreyern habe ich gefunden, daß ſie ihr Theater durch Ankklebung verſchiedner Zeddel anſehnlich machen, welche dem Pöbel von ihren verrichteten Wunderwerken Nachricht geben, und daß ſie ihre Geſchicklichkeit durch die erdichteten Privilegien von Allerunüberwindlichſten, Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Häuptern glaubwürdig machen wollen. In dieſem Stücke war es hier ganz anders beſchaffen. Sein Theater war über und über mit Dedicationen und Vorreden beklebt, und an denen Orten, welche am meiſten in die Augen fielen, war ſein Bildniß unter vielerley Geſtalten zu ſehen, welche jedoch wenigſtens darinnen einander ähnlich ſahen, daß ſie allerſeits entweder mit Lorbeerzweigen, oder mit einem gewiſſen Glanze ausgezieret waren, der die Unſterblichkeit vorſtellen ſollte. Anſtatt der Privilegien aber führte er einen großen Blaſebalg in der Hand, welchen er allemal zuſammendrückte, ſo oft er von der Liebe zum Vaterlande redete.

Einen Umſtand kann ich nicht unberührt laſſen, weil er mir einige Nachricht von der Religion unſers Charlatans gab. Auf der erſten Seite des Theaters ſtund das Götzenbild eines Frauenzimmers. Dieſes trug eine Krone von Federſpulen, welche nach Art der Amerikaner in einer Rundung aufgeſteift waren. An derſelben hiengen die Namen verſchiedner alter und neuer

Schrift-

Scheiterhaufen, welche sie als Ketzer zum Tode verdammt hatte, weil sie sich geweigert, sie als eine Gottheit anzubeten. Ihr Kopf, welcher keine Augen hatte, war ungeheuer, noch größer aber ihr Bauch, und hierinnen habe ich nichts ähnlicher gesehen, als den Abgott der alten Deutschen, welchen sie den dicken Püster nannten, und dessen sich die Betrügerey der heidnischen Priester zum Schrecken des Volks zu bedienen wußte, wenn sie ihn durch ein geheimes Triebwerk Feuer speyen ließen; ungeachtet er nur ein Klotz war. Ihre Hände waren sehr stark und plump. In der linken hielt sie ein Fernglas, welches sie aber nicht brauchen konnte, weil sie blind war; gleichwohl merkte ich, daß sie es für ihr Gesicht hielt, um den Mangel der Augen zu verbergen. In der rechten Hand hatte sie ein Gefäß voll Dinte, das sie denen in die Augen zu schütten drohte, welche sich nicht entschließen konnten, sie für eine Gottheit zu erkennen. Sie saß auf einem sehr erhabnen Throne, welcher aber nur aus einem aufgeblasenen Schlauche bestund, so, wie etwan diejenigen gewesen sind, in denen die Götter der Heiden ihre Winde verwahrten. Unter ihren Füßen lag ein nacktes Frauenzimmer, dessen Name mir unbekannt blieb, welches aber vermuthlich ihre ärgste Feindinn seyn mochte. Diesem Götzenbilde nahte sich unser Charlatan, so oft er merkte, daß seine Hitze und sein Eifer für das allgemeine Wohl einigermaßen nachließ. Er betete sie mit eben der Niederträchtigkeit an, mit welcher er selbst verehrt seyn wollte, und opferte ihr jedesmal auf einem kleinen Altare einige gelehrte Blätter, welche bloß dadurch das Feuer verdient hatten, weil nicht er, sondern ein andrer, sie geschrieben. Das sicherste Zeichen einer gnädigen Erhörung war dieses, wenn ihm unter seiner andächtigen Beschäfftigung der Schaum vor den Mund

trat,

at, und er ein gelehrtes Zucken in ſeinen Händen em
fand, ſo wie es etwa bey den heftigſten Paroxyſmis
idiſcher und zänkiſcher Schriftſteller ſeyn mag. Die
s Augenblicks bediente er ſich mit großem Nutzen, und
sdann war er am geſchäfftigſten, ſeine gelehrten Re
camente unter die Zuſchauer auszutheilen, ihnen die
robateſten Recepte des guten Geſchmacks vorzuſchreiben,
nd von denen Wundern zu erzählen, welche dieſe Uni
rſalarzneyen bey verſchiednen ſeiner kindlichgehorſam
en Patienten gewirkt, die ſie mit offnem Munde ver
ſchlungen hatten.

Sein größtes Geheimniß beſtund in einer gewiſſen
rt Pillen. Eine jede Doſe davon wickelte er in eine
n den Lobſchriften, welche man ihm zu Ehren, und
r Nachwelt zur Erbauung, verfertigt hatte, und da
rch erlangte er einen doppelten Nutzen, weil er auf
che Art den Leuten ſeine Pillen und ſeinen Ruhm zu
ich beybrachte. In der That hatten dieſe Pillen eine
ſtaunende Wirkung. Kaum hatte ſie der Patient ein
genommen, als er ein heftiges Grimmen im Gehirne
npfand, das ſo lange anhielt, bis ſich die Natur half,
elches aber nicht nach dem ordentlichen Laufe der Na
r geſchah; ſondern alle Unreinigkeiten giengen durch
e Finger weg; und was mir dabey am ſeltſamſten vor
m, ſo fiengen die meiſten der Patienten dieſe Unreinig
ten mit einem Papiere auf, welches ſie ſodann mit
ner demüthigen Verbeugung ihrem Arzte ſelbſt widme
n, und zu fernerer Beförderung des guten Geſchmacks
erreichten. Sodann erhielten ſie von ihm die Gewalt,
ter ſeiner Aufſicht andre zu kuriren. Ich habe ge
rkt, daß ſie in ihrer Kur oftmals viel heftiger waren,
s ihr Oberhaupt, und ich habe es mit meinen Augen
geſehen,

gesehen, daß einer derselben nur einige Schritte
mir einem der Zuschauer eine ziemliche Anzahl
in den Hals steckte, um ihn auch wider seinen
von dem übeln Geschmacke zu kuriren. Ich habe
gessen, zu erinnern, daß der Anführer dieser kleinen
lutane erschreckliche Abentheuer von seinen Kuren
zählen wußte. Das war ihm viel zu wenig, zu
Diesen oder jenen gebrechlichen Mann habe ich
meine herrlichen Elixire, durch meine vortrefflichen
curirt! Nein! zum wenigsten sein ganzes Vater
war es, dem er geholfen hatte, und so oft seine
bey einem Patienten so, wie ich oben erzählt habe,
schlugen, so oft gratulirte er auch dem ganzen gem
Wesen. Beynahe hätte ich den wichtigsten Um
ganz mit Stillschweigen übergangen. Ordentlicher
haben unsre Marktschreyer etliche Schnuren angen
Zähne an dem Halse hängen, welche sie presthaften
tienten ausgerissen haben, und nunmehr als Sieg
chen herumtragen. Meine Leser können wohl gl
daß unser Arzt dergleichen redende Zeugen seiner Ge
lichkeit und Erfahrung eben so wohl an sich hängen
te. Zwar waren es keine Zähne, an deren Stelle
eine große Schnur zusammengerichter und äuserl
Donatschnitzer, welche er aus den Schriften gele
Männer herausgehoben hatte. Ich konnte mich
dem Anblicke dieser kostbaren Pracht unmöglich de
chens enthalten: zu meinem größten Unglücke aber
ich von einem dieser witzigen Adeyten darüber ent
welcher sich durch die andern Geister drängte, und
er auf mich zueilte, einmal über das andre rief:
auf! Halt auf! Ich suchte mich unter dem Vol
verbergen; er fand mich aber dennoch, und als er
eingepackt hatte, sagte er: »Lasse sich der Herr kur

„Der Herr hat den Staar, einen gefährlichen Staar! „Er kommt nicht aus meinen Händen, bis ich Ihm den„ſelben geſtochen habe! Halte der Herr im Guten, oder „ich brauche Gewalt!“ Hier half weder Bitten noch Drohen; er fiel über mich her, warf mich zu Boden, und ich würde gewiß die erſchrecklichſten Experimente haben ausſtehen müſſen, wenn nicht mein Begleiter, ich weis nicht mehr, was für ein Mittel, ausfindig gemacht hätte, mich den Klauen meines barbariſchen Wohlthaters zu entreißen.

Indem ich noch vor Schrecken außer mir war, ſo kam ein Schatten, welcher dieſe Gewaltthätigkeiten von fern wahrgenommen haben mochte, in vollem Laufe auf mich zu. „Proteſtiren Sie, mein Herr,“ rief er, als er wohl noch zehn Schritte von mir war, „proteſtiren „Sie! Ergreifen Sie das heilſame beneficium appel„lationis! Sie können es bezahlen, ich ſehe es Ihnen „an, Sie haben die gerechteſte Sache von der Welt. Ich „diene Ihnen mit Vergnügen, und ich will es billig „machen. Sie ſollen es erfahren. Wir wollen unſern „Gegner ermüden, bis er ſelbſt kommen und einen Ver„gleich anbieten ſoll. Ich will Ihnen für ein weniges „Geld Zeugen ſchaffen, ſo viel Sie verlangen. Befeh„len Sie etwa alte Documente? Ich will gleich welche „machen. Wir wollen die Sache durch alle „Inſtantien durchſetzen, und verlangen Sie es, ſo müßte „ich meine Praxin ſchlecht verſtehen, wenn ich es nicht „in möglichſter Kürze dahin bringen wollte, daß Ihr „Rechtshandel in dreyßig Jahren noch eben ſo verwirrt „ausſehen ſollte, als er itzt iſt. Ich bin recht dazu ge„boren, meinen bedrängten Clienten beyzuſtehen. Feige „werde ich, dem Himmel ſey Dank, auch durch nichts, „und im Schreiben bin ich unermüdet, ſo lange ich noch

»einen Finger rühren kann. Aber Geld müſſ
»freylich haben; denn ich und Ihr Richter könn
»Geld die Sache nicht recht einſehen. Was h
»denn Ihre Streitigkeiten? Machen Sie mir nu
»kleinen ſtatum cauſſae! einen ganz kleinen
»cauſſae! Aber ja kurz, ſo kurz als immer m
»denn ich bin kein Liebhaber von Weitläuftigk
Ich erſtaunte über die boshafte Dienſtfertigkeit
kleinen geſchwätzigen Seele, die ſo voll Begier
meiner gerechten Sache um mich herum ſprang,
nicht ein Auge von meinem Schubſacke verwandt
fieng ſchon an, zu zweifeln, ob ich den praktiſche
den meines rechtlichen Beyſtandes entgehen, un
Proceß von ihm loskommen würde, als ich mich
ihn zu bitten, daß er mir ſein Wort halten, un
der ſehr wichtigen, meine Ehre und ganze Glück
betreffenden Sache, die ich ihm gleich entdecken
treulich beyſtehen, vor allen Dingen aber bey
Richter es dahin bringen ſollte, daß ich das Arm
erlangen möchte. »Das Armenrecht!« rief er
ner kleinmüthigen Stimme. »Ich wollte Ihne
»dienen; aber ich mache mir ein Gewiſſen daraus
»Sache anzunehmen, welche ich gleich beym erſt
»blicke unbillig finde. Streiten Sie ja nicht,
»ben das größte Unrecht von der Welt! Ver
»Sie ſich in der Güte, ich rathe es Ihnen wo
»mend. Zum wenigſten werde ich mich wohl hüt
»Ihrem boshaften Vorhaben Theil zu nehmen.
»ſollten ſich ſchämen, einem ehrliebenden und ge
»haften Advokaten, wie ich bin, dergleichen An
»thun! Leben Sie wohl!«

Ich freute mich, daß ich ein Mittel gefunde
mich auf eine ſolche Art von dieſem verdrüßlichen

ezuroſehen. Doch, dieſe Freude war nur von kurzer
auer. Denn eh ich mich es verſah, ſprang eine Seele
it einem großen Körper hinter einem Buſche hervor,
nd auf mich los. Ich erſchrack, wie leicht zu glauben
t, da ich mir an dieſem einſamen Orte von einem ſo un-
rmutheten Ueberfalle nichts Gutes verſprechen konnte.
ch floh, ohne mich umzuſehen, und war vor Angſt außer
ir, als ich fühlte, daß man mich bey den Haaren hielt.
ch wandte mich um, in der Abſicht, meinem Verfolger
ſagen, daß ich kein Geld hätte. Aber wie groß war
ein Erſtaunen, als dieſer ſich mit einer demüthigen Ge-
rde, jedoch ohne meine Haare loszulaſſen, vor mir bückte,
nd zu mir ſagte:

Der Ehrfurcht gieb es Schuld, geprieſner Mä-
cenat,
Daß ich aus reger Glut, mit demuthsvollen Hän-
den,
Den Wunſch . . . . .

ch habe nicht einen Dreyer in meinem ganzen Ver-
mögen; war meine Antwort. Darauf ließ er mich,
it einer verächtlichen Miene los, und ich ſah ihn zu ei-
em großen Schwarme kleiner Geiſter eilen, welche ei-
er dicken Seele nachliefen, aus deren prächtigen An-
ge man ihre großen Verdienſte und Gaben einiger-
aßen wahrnehmen konnte. Ihr Geſchrey war ſo ver-
irrt, daß ich anfangs nicht zu errathen vermochte, was
ſie bedeuten ſollte.

Ich wagte es aber, näher hinzuzugehen, und hörte
on Miſchmaſch von Altären, von Zierde des Vaterlan-
es, von Wundern ſeiner Zeit, von Nachtwey, von Un-
ſterblichkeit, und von hundert ſchönen Sachen, deren

unermüdet dieſe kleinen Geiſter ihrem beſtimmten Z
nachliefen, welcher, wie man deutlich merken k
von dem vielen Weihrauche mehr und mehr ſauſch
und durch ſeine hohen Blicke zu verſtehen gab, d
ſich dieſes Ruhms allerdings nicht unwürdig erk
Endlich erbarmte er ſich ſeiner Clienten, kehrte ſich
und blieb ſtehen. Dieſes vermehrte den Lärm.
kleinen Seelen ſtolperten über einander weg, und b
ten ſich, weil eine jede die nächſte ſeyn wollte. Sie
ten die offnen Hände empor, und ſahen alle mit ſe
chen Blicken auf den patriotiſchen Geldbeutel ihres
ren Gönners, welcher auch in der That großmüthi
nug war, und durch eine reiche Spende ihre ehrfur
vollen Magen befriedigte. Ich fragte eine davon, w
ſich vor andern hervorgethan, und ganz aus dem Ä
vergöttert hatte: wer denn dieſer berühmte und th
hafte Mann ſey? wie er heiße? wodurch er ſich um
Vaterland ſo verdient, und eines ſo ausnehmenden
des würdig gemacht hätte? »Das weis ich alles n
antwortete ſie mir kaltſinnig; »aber heute iſt ſein
»burtstag!«

Zwo Seelen, die ich anfangs für Bierſchenk
ſah, welche aber, wie ich von meinem Begleiter er

ſich bewundern laſſen. Sie hatten einander auf die
mmigſte Art bey den Haaren angefaßt, und ein jeder
nühte ſich, den andern zu überwältigen. Dieſer Kampf
r merkwürdig, aber auch ungewiß, weil ſie einander
he gewachſen waren. Ich war nicht im Stande, ei-
e Nachrichten von den Urſachen ihrer Verbitterung
erfahren; denn alles, was ich noch hören konnte, wa-
l ſolche Schimpfwörter, welche vielmals der witzigſte
ſcher nicht gelernt hat, wenn er auch in ſeiner Mut-
ſprache noch ſo ſtark iſt. Endlich fiel der eine mit
ßer Heftigkeit zu Boden. Sein Ueberwinder mochte
muthlich gerechte Sache haben, denn er ſchlug, aus
he zum Vaterlande und zu den ſchönen Wiſſenſchaften,
ıg unbarmherzig mit geballter Fauſt auf ihn zu. Sie
ndelten ſich beyde, und erregten einen ſolchen Staub,
ich nicht vermögend war, weiter etwas von ihnen
ſehen.

Ich richtete alſo meine Aufmerkſamkeit auf die Um-
enden, welche auf verſchiedne Art an dieſem Aben-
er Antheil zu nehmen ſchienen. Einige waren ſo
hwillig, daß ſie durch ein unaufhörliches Huß! Huß!
e erhitzten Vertheidiger der Wahrheit in ihren krit-
n Unterſuchungen noch mehr anfeuerten, und ſo oft
Schlag geſchah, ſo oft bezeigten ſie durch ein leicht-
niges Händeklopfen ihren Beyfall; ja, ich ſah ſo gar,
einige unter ihnen den Kämpfern Geld zuwarfen,
durch ſie dieſelben ganz wütend zu machen wußten.
ige der Zuſchauer lachten, und dieſe ſchienen mir am
ſten unparteyiſch zu ſeyn, weil ſie beyde für unſinnig
ten. Andre waren bemüht, die Streitenden aus ein-
er zu reiſſen; aber ſie bemühten ſich nur vergebens,
) verſchiedne waren ſo unglücklich, daß ſie von ihnen,
dieſer Ungedenkung für ihre guten Abſichten empfind-

liche Stöße bekamen. Die meisten nahmen Anth dieser Zerrüttung, und es schien beynahe ein allge Krieg zu werden. Ein jeder schlug seinen Nach die Augen, ohne ihn zu kennen, oder zu wissen, wi Verschiedne, welche man vorher gar nicht gesehe gekannt hatte, und welche ganz ruhig hätten bleibe nen, verließen ihren Ort, eilten hinzu, und holt Schläge, nur in der Absicht, damit man sie kenn nen möchte, und sie schienen recht vergnügt zu seyn, sie sahen, daß man auch über sie lachte.

Endlich wurden unsre beyden Fechter, welch diese Unruhe veranlaßt hatten, ihres Streits müde. giengen von einander, und ich war so vermögen Ueberwinder, welcher den andern von seinem gut schmacke so handgreiflich überführet hatte, zu fragen die Ursache ihres hitzigen Kampfs gewesen sey. »muthlich,« sagte ich zu ihm, »haben Sie, mein »sich des wahren Wohls Ihres Vaterlandes ang »men. Vermuthlich haben Sie eine Wahrheit z »theidigen gewußt, ohne welche viel tausend Me »unglücklich hätten werden müssen. Ist es nich »wenige, so wird es doch wenigstens das zeitliche »Ihrer Mitbürger seyn, welches Sie mit Hintans »Ihres Ruhms und Ihrer Ehre vertheidige ha »Ach! noch viel mehr!« war seine Antwort; »n »was viel Wichtigers! Solche Kleinigkeiten gehen »nichts an! Bedenken Sie nur einmal, mein »bedenken Sie nur einmal den Rasenden, den U »gen, das Scheusal der gelehrten Welt, den . . O Weiter konnte er vor Zorn nichts sprechen. »A »denn aber das Erschreckliche, das dieser Rasende, »Unsinnige begangen hat?« »Die ganze Nacht

»ſich entſetzen!« antwortete er mir. »Abſcheulicher iſt »es niemals erhört worden! Turnus! Die Haare ſte»hen mir zu Berge, wenn ich dran gedenke! Ueberle»gen Sie es nur ſelbſt! Turnus, ſpricht der verſtockte »Böſewicht, habe blaue Augen gehabt. Und ich, mein »Herr, als ein ſo berühmter Scholiaſt, der ſchon vor »zweyhundert Jahren ein großer Mann geweſen iſt, ich »habe es ihm aus einer Stelle des Virgils bewieſen, daß »Turnus ſchwarze Augen hatte, und gleichwohl hat er »mir öffentlich widerſprochen, da er doch mein Schüler »geweſen iſt? Iſt das wohl erhört?«

Wer war froher, als ich! Nunmehr ſah ich, daß die Welt wohl nicht untergegangen ſeyn würde, wenn mein Held auch nicht Recht behalten hätte, und ich freute mich, da ich hörte, daß ſich ein Paar Kunſtrichter aus den vorigen Jahrhunderten lächerlich gemacht hatten. Denn, dem Himmel ſey Dank! unſre Kunſtrichter machen es gar nicht ſo. Dieſe unterſuchen die gelehrten Wahrheiten ohne die geringſte Heftigkeit, ohne Eigenliebe, ohne Vorurtheil. Mitten in ihren Streitigkeiten ſind ſie beſcheiden. Sie geben mit Vergnügen nach, ſo bald ſie überführt werden, daß ihre Meynung irrig iſt, und freuen ſich, wenn man ſie davon überführt. So machen es unſre heutigen Kunſtrichter in dieſen geſitteten und aufgeklärten Zeiten. Aber vor Alters war es freylich ganz anders!

Dieſes waren ungefähr meine Betrachtungen, welche ich damals bey mir anſtellte, und ich hieng ihnen mit ſolchem Vergnügen nach, daß ich meinen Führer nicht vermißte, welcher ſich indeſſen in die Höhe begeben hatte, und mir, als ich ihm nachſah, winkte, daß ich

Hause eines Kaufmanns hielt, dessen Name mir
bekannt war, sehr vielen aber in der Stadt noch b
ter, als mir, ist, weil sie seinen Staat durch ihre
schuß unterhalten müssen. Anfänglich war ich
haft, was die Absicht dieser unruhigen Seele seyn
und beynahe hätte mich die zerrißne und übelgeflick
dung auf die argwöhnischen Gedanken gebracht,
eine von denen Seelen, welche in der Welt eine d
Berufsarbeit haben, und die Reisenden entweder
Almosen ansprechen, oder bestehlen. Allein ich
meinen Irrthum, als ich näher kam, und sah,
die wirthschaftliche Segle des Vaters von diesem
Kaufmanne war. Ich erinnerte mich, ihn in
Leben gekannt zu haben. Er war der Reichste
Stadt, und darum merkwürdig, weil er sich, m
nomischen Händen, die Schuhe und Strümpfe s
flickt, und es von allen seinen Mitbürgern in der
zu hungern, am weitsten gebracht hatte. Woh
mermehr hätte er geglaubt, daß sein landübliche
cher und seine exemplarische Sparsamkeit dem
Gelegenheit geben sollte, sich mit lachendem Mut
vollen Händen desjenigen zu entschütten, was er
Sorgen und Kummer einzeln zusammengescharrt
Und eben dieses war die beständige Marter, welch
abgeschiedne Seele seit ihrer Trennung vom Leibe

Eben itzt hatte ſich der Kaufmann eine Kutſche machen laſſen, welche gleich ſo viel koſtete, als ſein Vater durch eine vorſichtige Abſchwörung eines eigenhändig ausgeſtellten Wechſels ſich und ſeinen Nachkommen zum Beſten verdient hatte. Hätte wohl unſrer Seele irgend etwas empfindlicher ſeyn können, als dieſes? Wohl hundertmal verſuchte ſie, den Kutſcher vom Sitze zu werfen, aber vergebens. Dieſer war zu körperlich, und die Seele zu ätheriſch. Sie fiel den Pferden in den Zügel, ſie krauſten; weiter konnte ſie nichts thun.

Sie verließ alſo dieſen unglückſeligen Wagen unter vielen Vermaledeyungen, und ſchwang ſich auf einmal in die Zimmer ihres Sohnes. Ich folgte ihr aus Neugierde nach, und ſah Wunder. Was konnte ihr entſetzlicher ſeyn, als der Anblick des koſtbaren Porcellans, der prächtige Aufſatz von Gläſern, und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allen leider ein todtes Kapital von vielen tauſend Thalern lag? Dreymal ſtampfte ſie auf das ſündliche Kanapee. Fünf und achtzig Thaler! rief ſie, und ſeufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr eine neue Beängſtigung. Sie fiel auf das Gold zu, ſie ſuchte es abzukratzen; aber freylich vergebens. Hundert Vorwürfe zeigten ſich ihr, aber auch hundert Höllenmalern. Endlich erblickte ſie ein Contobuch. Dieſes ſchien ihr einige Erquickung zu geben. Sie las, ſie ward ruhig; aber dieſe Ruhe war nur von kleiner Dauer. Denn in dem Augenblicke trat ihr Sohn in das Zimmer, hielt ein ſaubergeſchriebnes Pergament in der Hand, auf welchem ich das Wort Von deutlich ſehen konnte. Er gieng zur Kaſſe, vermuthlich in der Abſicht, ſeine ritterlichen Verdienſte geltend zu machen. Welcher entſetzlicher Anblick für unſre Seele! So gar das Contobuch war

nigſtens ſo wichtig war, als ſiebzehn Ahnen, uni
im Triumphe davon. Nimmermehr werde ich d
zweiflung vergeſſen, welche unſre Seele von ſich
ließ. Sie blieb ganz troſtlos auf der Kaſſe liegen
umarmte dieſelbe, und rief mit wimmernder S
zumal über das andre: »O Levi! O Mary!«
Angſt gieng mir nahe. Ich wollte ſie tröſten.
wollte mir von der Urſache ihres Kummers nähere
nicht geben laſſen. Ich nahm ſie freundlich b
Hand, und ſagte: »Geben Sie mir doch . . .
»Was! Geben!« rief ſie; »ich bin ſelber ein
»unglücklicher Mann! Helf euch Gott! So ein
»Bengel kann arbeiten! Geht ins Almoſen!«
Antwort verdroß mich; ich eilte davon.

Ich bezeigte gegen meinen Führer, wegen ver
rer Urſachen, ein Verlangen, aus der Stadt, uni
bar an dem Orte zu ſeyn, wo wir uns vorher beſt
hatten. Er war ſo gefällig, mich ohne Weigerun
hin zu begleiten. Wir ſtunden ſtill, und ſahen un
ob wir irgendwo eine Seele in einer Beſchäfftigu
blicken möchten, welche unſre Aufmerkſamkeit verd
Indem rief jemand hinter mir mit einer gebieter
Stimme: Vorgeſehn! Ich ſprang auf die Seite, i

deſſen Kleidung dauchte, daß ich, nach der Gewohnheit unſrer Stadt, den Hut vor ihm abzog. Er dankte mir mit einer ſtolzen Miene, welche mich bewog, ihm näher in die Augen zu ſehen, und ich fand in ſeiner Geſichtsbildung eine lächerliche Vermiſchung von Scheinh . . . . . chmü . . . . . jüdiſchen und niederträchtigen . . . . . uſuraria . . . . . und Waiſen . . . . . dennoch eifern . . . . . kurz . . . . . ärger . . . . . küſſens *). Unter ſeinem Arme hielt

*) In dem eingeſandten Manuſcripte findet ſich hier eine groſe Stelle, welche, man weis nicht, durch was für einen unglücklichen Zufall, vermuthlich aber auf der Poſt, dergeſtalt zerrieben und unleſerlich gemacht worden, daß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande geweſen iſt, den eigentlichen Inhalt zu errathen, und die Lücken auszufüllen. Dieſer Verluſt iſt höchlich zu bedauern, weil dadurch die ganze Erzählung ſo dunkel und unverſtändlich gemacht worden iſt, daß man gar nicht errathen kann, wer eigentlich dieſer Schatten geweſen ſeyn müſſe, welchen der Herr Verfaſſer im Traume geſehen hat. Die Kürze der Zeit hat es nicht erlauben wollen, ihn um eine Erläuterung darüber zu bitten, zumal da es demſelben gefallen hat, den eigentlichen Ort ſeines Aufenthalts zu verſchweigen. Inzwiſchen erſucht man denſelben um eine vollſtändige Abſchrift ſeines Charakters. Man hat es ohne ſein Vorwiſſen

„Der Ketzer hatte mir gar wohl acht Procent ge-
nen!“ Ich fragte meinen Begleiter, ob er dies
kappten Wucherer kenne? Er legte mir aber die
auf den Mund, und warnte mich, nicht ein Wort
von ihm zu reden.

nicht wagen wollen, solchen gänzlich heraus
sten, und der Eingriff würde zwar vielleicht g
aber dennoch strafbar gewesen seyn, wenn m
chen selbst hätte ergänzen, und unsre Arb
das Original desselben hätte ausgeben wollen.
beste Rath hat dieser zu seyn geschienen, wen
die ganze Stelle aufs sorgfältigste so drucken
wie sie in dem Manuscripte noch zu erkenn
wesen. Vielleicht erlangt man dadurch be
jenigen Gelehrten einen großen Beyfall, wel
dergleichen Art von verstümmelten Schrifte
denen kein Verstand ist, die größte Weisheit
chen, und ihren Namen durch deren mühsam
wichtige Ergänzungen zu verewigen gede
Man erwartet von den deutschen Grutern und
noven alle billige Erkenntlichkeit für die kri

„Die Nachricht, daß ſich die Seele des Tiberius in Geſellſchaft verſchiedener Griechen und Römer in dem Lande eines nicht weit von hier gelegnen Landguts habe blicken laſſen, machte unter allen Geiſtern eine große Bewegung. Ein jeder eilte aus Neugier dahin, und ich ſelbſt war unter dieſer Zahl. Der Anblick vergnügte mich, und ſeine Mienen, welche etwas Großes zeigten, zogten mir alle diejenige Ehrfurcht ein, welche man dieſer patriotiſchen Seele ſchuldig iſt. Ich bemerkte inzwiſchen dennoch etwas Niedergeſchlagenes an ihr, welches von einer Schaam herrührte, die ich nicht errathen konnte. Um deswillen nahm ich Gelegenheit, mich bey einem Schatten, welcher dem Cicero folgte, und ſein Freygelaßner geweſen ſeyn mochte, darnach zu erkundigen. „Er hat wohl Urſache,“ antwortete mir dieſer, „niedergeſchlagen und beſchämt zu ſeyn, weil er erfahren, daß man ihn in eurem Lande den unerbittlichen Händen eines Geſchlechtes preißgegeben, welches, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ihn lächerlich, und wenn es hoch kommt, aus einem römiſchen Conſul zu einem lateiniſchen Sprachmeiſter macht. Die größte Betrübniß für ihn iſt noch dieſe, daß er wegen dieſer Mißhandlung ſich bey den Göttern ſeines Landes beſchwert, aber zur Antwort erhalten hat, eben dieſes ſey die Strafe, wozu ihn Pluto verdammt, weil man ihm Schuld gegeben, daß er zum öftern viel Eitels und einen unanſtändigen Hochmuth an ſich habe blicken laſſen, welcher nicht beſſer gezüchtigt werden könne, als durch ewige Contemplationes.“ Ich erſchrack über dieſes ſtrenge Urtheil des Pluto, welches mir faſt unglaublich vorkommen wollte, wenn ich nicht durch folgende Begebenheiten davon wäre verſichert worden.

Unge-

Ungefähr hundert Schritte aber von uns erblickten wir eine Menge vielfarbiger Seelen in beſtaubter Kleidung. Ihre Schritte waren ernſthaft, und ihr Gang moderat geſetzt. Sie ſchienen ſehr unruhig unter einander zu ſeyn, und je näher ſie uns kamen, deſto deutlicher hörte man ihren Streit, ſo gar, daß ihr Anführer ſich umkehren, und mit drohender Fauſt, und einem fürchterlichen: Me Diis credite! Friede gebieten mußte. Dieſer Aufzug ſchien die Seele des Cicero ſehr zu befremden. Er verdauchete ſich eines wichtigen Auftrags, und glaubte, wie ich nachdem erfuhr, daß es vielleicht Geſandten eines auswärtigen Volks, oder ſogenannter Barbaren, wären, welche ſich aus Hungersnoth gezwungen ſähen, bey dem Römiſchen Volke um Brodt aus Sicilien oder Aegypten anzuſuchen. Er empfieng ſie mit einer mitleidigen Miene doch aber wie ſehr erſtaunte er nicht, als der Anführer dieſer Proceſſion ihm eine ſehr wunderliche Verbeugung nach dem Alterthume machte, welche noch Cräſus Vorfahre zu den Zeiten des Ennius unter den Stutzern in Rom Mode geweſen ſeyn ſoll. Cicero hielt dieſen erſten Anfall ſtandhaft aus, und es ſchien, daß er den Vortrag mit einiger Ungeduld erwartete. Dieſer erfolgte endlich, nachdem der Orator dieſer Geſandtſchaft ſich unter vielen Verzuckungen in die gewöhnliche rhetoriſche Poſitur geſetzt, und mit wiederholter Verbeugung ihm ein erſchrecklich großes Buch überreicht hatte, welches vier der ſtärkſten ſeiner Collegen auf ihren Schultern trugen, und auf deſſen Rücken die Worte glänzten: OPERA OMNIA. Cicero entſetzte ſich ein wenig über dieſe ausländiſche Manſchette; noch aufmerkſamer aber war er, als ihn der Anführer folgendermaßen anredete: Omnino, ſi quid eſt in me ingenii, quod ſentio, quam ſit exiguum

- - - exiguum - - - quod ſentio, quam

ſit

exiguum. Vermuthlich machte dieſe unumſtößliche
ahrheit die Kräfte unſers Demoſthenes ſo ſehr mitge-
nmen, oder auch der Anblick des Cicero, welchen er
y ganz anders vorgeſtellt hatte, eine ſo große Verwun-
ng in ſeinem Gemüthe verurſacht haben. Er hielt
ie lange Weile innen, und ließ dem Cicero Zeit, ſich
n ſeiner Verwunderung zu erholen, welcher von der
nzen Anrede nicht ein Wort verſtanden hatte, und ſei-
n Atticus fragte: was dieſes für eine Sprache ſey?
enn darauf wäre er wohl niemals gefallen, daß dieſe
teiniſch ſeyn ſollte, ſo fremd und unvernehmlich kam
m dieſe Sprache vor. Endlich erholte ſich unſer Red-
r, nachdem er ſeine Zuflucht zum Hute genommen,
welchem das Concept lag. Er verſicherte den Cicero
dem feinſten und in ciceronianiſchem Lateine, daß er,
id ſeine Geſellſchaft für Freuden außer ſich wären, und
eſen Tag mit einem weißen Steine bezeichnen wollten,
i welchem ſie das Glück gehabt, denjenigen kennen zu
nen, welcher zu ſeiner Zeit das ſchönſte Latein geredet,
id deſſen Gelehrſamkeit ihnen zu Erlangung der Le-
snahrung und Nothdurft dienlich geweſen wäre. Er
hmte beſonders ſeine eigene Wenigkeit, da er an den
chriften des Cicero das Werk der Liebe und Barm-
rzigkeit erzeigt, und ſie in gegenwärtigem bequemen
ormate durch die koſtbarſten und tiefſinnigſten Noten,
urch Sammlung aller nur erſinnlichen Lesarten, und
urch ein erſtaunendes Regiſter brauchbar, und zugleich
rer Beyden Namen unſterblich gemacht habe. Zum
chluſſe beſeufzte er die verſtockte Blindheit ſeiner deut-
jen Landsleute, welche von einem Gelehrten noch etwas
ehr, als lateiniſch, fodern wollten, und ſo gar anfien-
n, die Heiligthümer Latiens durch eine Sprache, welche
Deutſchland auch der Pöbel verſtehen könnte, zu ent-
weihen.

Seine Abweſenheit betrog uns, dieſen Ort wieder zu verlaſſen. Wir kehrten zurück, und es ſtarrete uns eine Seele, welche ſich uns mit taumelnden und ſchleichenden Schritten zu nahen ſchien. Sie hielt ſich, ſie wiſchte die Augen, und gähnte zu zweyen malen ſo laut, daß ich ſtehen blieb, um zu ſehen, ob ſie aufwachen, oder einſchlafen würde. Nach einer kleinen Weile kam ſie uns ſo nahe, daß ich weichen mußte aus Furcht, von ihr getreten zu werden. Mein Führer winkte mir, und ich merkte bald, ſeine Meynung wäre, daß ich mich in ein Geſpräch mit ihr einlaſſen ſollte. Ich that es, und redete ſie mit lauter Stimme an, um ſie zu ermuntern. Kaum aber hatte ich ein Paar Worte geſagt, als ſie die Augen erſchrecklich weit aufſperrte, die Arme von ſich ſtreckte, auf den Raſen niederſank, und weiter nichts ſagte, als: Gute Nacht! und in dem nämlicke ſchlief ſie auch ſanft und ruhig.

Ich war verdrüßlich, daß ich mich von meinem Führer hatte bewegen laſſen, dieſe träge Seele anzurühren. Er lachte aber nur, und ſagte: „Ich habe wohl gewußt, daß es dir nicht anders gehen würde, als wie es mir und noch vielen hundert Seelen gegangen iſt, mit denen mit ihr haben reden wollen. Dieſes iſt eben die Ur-

eit. Keine Leidenſchaft hat ihn jemals ſtören kön-
. Dieſes brachte ihn zu einem feiſten Körper, und
hohen Alter. Man hat niemals zuverläßig erfah-
können, wie lange er gelebt habe; ſo viel aber iſt
iß, daß er etliche funfzig Jahr geſchlafen hat. Seine
ältern hatten in ihrer Handlung durch eine unermü-
Arbeit und Wachſamkeit ſo viel erworben, daß ihr
hn mit der größten Gelaſſenheit ſchlafen konnte. Er
ben derjenige, welcher die Sonne in ſeinem ganzen
n nicht hat aufgehen ſehen. Es iſt lächerlich genug,
n es wahr iſt, was mir einige Schatten von ihm er-
t haben. Sie ſagen, es ſey noch ſehr früh und in der
rgendämmerung geweſen, als er geſtorben. Seine
le hat ſich anfangs gar nicht entſchließen können, ſich
dem Bette zu entfernen, worinnen es ihr ſo lange
ee wohlgegangen, und worinnen ſie jederzeit ihre
ße Glückſeligkeit gefunden. Endlich ſey ſie doch ge-
ßigt worden, ſolches zu verlaſſen, weil ſie der Lärm,
das geſchäfftige Bezeigen ihrer Hinterlaßnen beun-
igt, und beynahe munter gemacht hätte. Sie habe
mit halbgeſchloßnen Augen aus dem Zimmer gewagt,
ſey gleich zu der Zeit in dieſe Gegend gekommen, als
Sonne hervorgebrochen. Dieſer Anblick ſey ihr ſo
rträglich geweſen, daß ſie die Hand vor das Geſicht
alten, und getaumelt habe; nicht anders, als ein
angner, welcher viele Jahre unter der Erde geſeſſen
, und auf einmal an das Tageslicht kommt. So
iſt indeſſen gewiß; ſo lange ich ihn kenne, ſo lange
er ſich auch in dieſer Gegend aufgehalten, wo er
ß itzt ſchläft, ohne ſich zu bekümmern, wo er eigent-
ſey, oder was um ihn herum vorgehe. Einige ſei-
Landsleute haben mich verſichert, daß er beſtändig
e und unempfindlich geweſen, und wenn er auch ge-

»geſſen, getrunken, oder ſonſt etwas gethan, was er zur »Erhaltung ſeines Körpers unumgänglich thun müſſen; »ſo habe man doch eigentlich gemerkt, daß es mit der groſ»ten Schläfrigkeit geſchehen ſey. Zuweilen hat er ausgeſehen, wie ein andres vernünftiges Geſchöpf, welches »wacht; ſo bald er aber angefangen, den Mund zu bewegen, wie ein wachender Menſch, welcher reden will, »ſo hat man gleich gemerkt, daß er in der That ſehr feſt »geſchlafen, denn ſeine Worte ſind eben ſo verwirrt und »ohne Verſtand geweſen, wie die Worte derer ſind, welche »man noch vor Mitternacht in ihren Träumen ſtört. Unterdeſſen hat er doch ein ſehr exemplariſches Ende genommen. Anfänglich iſt er ungemein unruhig geweſen, als »ihm ſein Seelſorger auf des Arztes Anrathen die Nachricht gebracht, daß er ſterben müſſe. Er hat davon »durchaus nichts hören wollen. Bey den erbaulichſten »und tröſtlichſten Beſchreibungen von der Glückſeligkeit »jenes Lebens hat er mit dem Kopfe geſchüttelt. Als aber »ſein Beichtvater von ungefähr die Worte ſagte: Wie »glückſelig ſind die, welche zur ewigen Ruhe gelangen, »und ſelig entſchlafen! ſo drückt er ihm die Hände, gähnt »ihn an, und ſtirbt.«

Dieſe Erzählung machte, daß ich noch einige Zeit vor dieſer träumenden Seele ſtehen blieb. Ich konnte ſie nicht ohne Mitleid anſehen. Wie unglückſelig, dachte ich bey mir ſelbſt, iſt ſo ein Menſch, welcher in der Welt lebt, ohne im geringſten die Pflichten zu erfüllen, die er ſich und ſeinen Mitbürgern ſchuldig iſt. Seine Trägheit verhindert ihn, des Vergnügens zu genießen, welches ihm tauſend angenehme Gegenſtände zeigen. Wäre er nur einigermaßen aufmerkſam, ſo würde er nicht einen Schritt thun können, ohne die Pracht der Natur zu bewundern, in welcher ſich die Größe des allgemeinen Schöpfers entdeckt.

ckt. Er genießt ſein Vermögen nicht, weil er es, wenn
hoch kömmt, nur anwendet, ſich durch unordentliches
ſſen und Trinken in einer Trägheit zu erhalten. Des
ein Vergnügens muß er entbehren, welches diejenigen
npfinden, die Gelegenheit ſuchen, auch andre glücklich,
nd durch eine vorſichtige Austheilung ihres Vermögens
ehr als eine Nachwelt ſich verbindlich zu machen. Sein
eben iſt ein beſtändiger Tod und eine Marter für dieje-
igen, welche mit Schmerzen auf ſein Abſterben warten,
eil er erſt alsdann anfängt, ihnen nützlich zu werden.

Ich glaube, ich wäre in dieſen ernſthaften Betrach-
ngen noch weiter fortgefahren; ehe ich mir es aber ver-
h, bekam ich mit einem Prügel einen ſo heftigen Schlag
uf den Kopf, daß ich ganz ſchwindlicht darüber ward,
nd daß mir der Hut auf die Erde fiel. Ich kehrte mich
oll Verdruß um, in der Abſicht, denjenigen zu ſehen,
elcher vermögend wäre, dergleichen niederträchtige Grob-
eit zu begehen. »Ihr ſeyd ſehr unbeſcheiden, mein
Freund,« fuhr ich ihn mit Heftigkeit an, »daß Ihr
Leuten, die Ihr nicht kennt, und die Euch nichts gethan
haben, auf eine ſo ungeſchliffne Art begegnet!« »Und
Ihr ſeyd ein ziemlicher Narr, wie ich merke,« verſetzte
r mit einem lauten Gelächter, »daß Ihr einen witzigen
Scherz übel nehmt. Merkt Ihr denn nicht, daß ich
ein ſatyriſcher Kopf bin?« Dieſe unverſchämte Ant-
wort bewog mich, ihn genauer anzuſehen, und ich entſann
mich, ihn gar wohl gekannt zu haben, weil er erſt vor ei-
nem Jahre geſtorben war, und ſich über einer Satyre zu
Tode geſchimpft hatte.

Ich war durch dieſe verdrüßliche Begebenheit ſo un-
hitig geworden, daß ich befürchtete, es möchte mir viel-
icht noch ein witziger Kopf aufſtoßen, und mich braun

eine groſſe Geſellſchaft, die meiſtens aus Frauen
beſtand. Weil ſie in eben der Stadt gelebt ha
ich mich aufhielt; ſo kannte ich ſie alle, und ich
Beſchäfftigungen nicht im geringſten verände
ſpielten, ſie tranken Caffee, manche redeten g
die meiſten aber ſchlugen ein ſo lautes Gelächter
ich begierig ward, dieſe zuerſt zu beobachten.
mich ihnen; ich hätte aber nicht gemeynt, daß
die Urſache dieſer allgemeinen Lebhaftigkeit un
geweſen wäre. Je näher ich kam, deſto heftig
ſie an, zu lachen. Ich verlangte von ihnen di
zu wiſſen; aber ſie waren ſo boshaft, und ſagten
nicht. Doch eine von ihnen, um welche ich mi
rem Leben, durch ein ganz artiges und ſinnreich
net auf ihren Mops, ſehr verdient gemacht hatt
dankbar, und half mir aus meiner Verwirrung.
»will es Ihnen nur ſagen,« ſprach ſie zu mir,
»wir ſo luſtig ſind. Wir hatten ſchon viel Stun
»in der verdrüßlichſten Stille beyſammen geſeſſ
»ein Wort zu reden, weil wir müde waren, die
»den Gang, und die Mienen aller der Seelen,
»uns vorbeygehen mußten, zu beurtheilen. A

»einer von meinen ehemaligen Schäfern, den Sie noch »wohl kennen müſſen, nicht zuweilen gepfiffen hätte, ſo »glaube ich, wir würden vor langer Weile gar eingeſchla»fen ſeyn. Von ungefähr erblickten wir Sie von weitem, »und zwar in einer Poſitur, die wichtig genug war, daß »wir alle aus vollem Halſe lachten.« Hier hielt ſie inne, ſtemmte beyde Arme in die Seite, und fieng von neuem mit ihrer ganzen Geſellſchaft ein ſo lautes Gelächter an, daß ich ganz beſchämt da ſtund. »Merken Sie es denn »noch nicht?« fuhr ſie fort, als ſie einigermaßen ſich erholt hatte. »Um des Himmels willen, ſehen Sie doch »Ihren Hut an, wie beſtaubt er ausſieht!« »Wenn »dieſes an mir das Lächerlichſte iſt,« antwortete ich, »ſo »kann ich ihm bald abhelfen.« Ich erzählte ihnen, daß mir ihn ein witziger Geiſt vom Kopfe geſcherzt hätte, wodurch er eben ſo ſtaubicht geworden wäre. Ich machte ihn wieder rein, und dadurch benahm ich ihnen auf einmal dieſe reiche Materie ihrer Lebhaftigkeit, ſo, daß ſie von neuem in ein tiefſinniges Stillſchweigen verfielen, und ich faſt nicht länger Luſt hatte, mit ihnen zu gähnen.

Ich ſchlich mich um deswillen unvermerkt fort, und traf nicht weit davon, in Geſellſchaft andrer Frauenzimmer, die Seele eines Stutzers an, welcher in ſeinem Leben eben dieſe Geſellſchaft durch ſeine Einfälle ergötzt hatte, die ſie damals galant, ungezwungen, ſinnreich, und, ich weis ſelbſt nicht mehr, wie vortrefflich nannten. Ich fand ihn aber, wider die Natur der andern abgeſchiednen Seelen, ganz verändert. Er war ſtumm, trocken, nicht eine einzige Perſon in der Geſellſchaft ſchien das artige und witzige Weſen, ſo er vormals gehabt, an ihm zu finden. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Er zuckte die Achſeln, und verſicherte mich, er ſey die unglückſeligſte unter allen Seelen. Sein Abſterben ſey ihm ſo

plötzlich und unvermuthet gekommen, daß er in
weder Uhr, noch Stockband, noch Tobaksdoſe mi
nommen. »Drey Sachen, rief er, in welchen
»ganze Lebhaftigkeit, mein ganzer Witz beſtand
»iſt doch der Verſtand eines Stutzers ohne dieſe
»Wenn ich einen artigen Scherz machen will, ſo
»ich mein Stockband, und meine feinen Einfälle
»mal. Ich bin nicht im Stande, das geringſte
»von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht ein
»einem Gedichte zu fällen, weil ich keine Priſ
»nehmen kann.« Ich bedauerte dieſen entk
Stutzer um deſto aufrichtiger, da ich ſchon in me
ben dergleichen Geſchöpfe niemals ohne herzlich
leiden anſehen konnen. Ich war nicht im Stan
zu ſeinem Witze wieder zu verhelfen, um deswille
ich eine Urſache, welche mich, wie ich vorgab,
ihn zu verlaſſen.

Mein Begleiter war eben im Begriffe, mit
kannte Geſchichte von der abgeſchiednen Seele ein
lekins zu erzählen, welche ihre bunte Kleidung
dieſer allen Harlekinsverſtand verloren hatte;
durch ein neues Abentheuer geſtört wurden. Eine
zimmerſeele, die ich nicht wahrgenommen hatte,
ihr den Rücken zukehrte, war mir nachgeſchlichen,
mir von hinten zu um den Hals, um welchen ſie
Hand ſchlug, mit der andern aber die meinige
ſo zärtliche Art drückte, daß ich aus dieſer wohl
Beredſamkeit mehr errathen konnte, als wenn
mündlich erklärt hätte. Ich konnte leicht merke
es eine von den irrenden Schönen wäre, und die
heit des einſamen Orts, wo wir uns befanden, we
meinen Verdacht. Sie ſchien in mich ſo verliebt

als es eine Perſon von dergleichen Charakter zu ſeyn fähig iſt. Ich ſpürte deutlich, daß ſie alle Augenblicke erhitzter, und in ihrer Vertraulichkeit immer unverſchämter ward. Ich war begierig, dieſer dreiſten Schonen ins Geſicht zu ſehen. Ich fand ein Mittel, mich von ihren Armen loszumachen. Ich wandte mich um. Welcher Anblick! Ich ſprang zurück. »Biſt du es?« ſagte ſie, und gieng kaltſinnig fort. Meine Leſer werden es wohl ohne Note errathen können, daß dieſes die Seele meiner Frau war. Sie hatte mich verkannt, darum that ſie freundlich. So bald ſie mich ſah, ward ſie verdrüßlich, und floh. Ich freute mich, daß ſie gieng. Wird nunmehr jemand noch zweifeln, daß unſre Seelen nach dem Tode eben dasjenige thun, was ſie am meiſten in ihrem Leben gethan haben?

Ein ängſtliches Wimmern, welches ich nicht weit von mir hinter einem dicken Geſträuche hörte, machte mich aufmerkſam. Ich eilte aus Mitleid hinzu, weil ich gewiß glaubte, es müßte dieſe ächzende Seele ein großes Unglück betroffen haben. Ich fand ſie unter einer Buche liegen, in der Kleidung, wie die Dichter, und unſre Komödianten, ihre Schäfer vorſtellen. Er hielt einen Hirtenſtab in der Hand, an welchem ein grünes Band hieng, welches er unter tauſend Seufzern mit ſolcher Entzückung küßte, daß er mich nicht eher gewahr ward, als bis ich bey ihm ſtund. Endlich ſah er mich mit zerſtörten Blicken an. Er ſprang auf, fiel vor mir nieder, umfaßte meine Knie. »Grauſame!« rief er; »haſt du »dich doch endlich bewegen laſſen? Ich ſehe ſchon, an»betenswürdige Sylvia, ich ſehe ſchon in deinen Augen »das Mitleid, welches du gegen den unglückſeligen Thyr»ſis hegeſt!

»Ach ſtrenge Sylvia! warum verachtſt du mich?
»Die Sonne brennt, und wirft die Stralen unter
»ſich:
»Luft, Feld und Erde brennt, die kühlen Steine
»brennen
»Von Flammen, die auch ſchon die jungen Läm-
»mer kennen;
»Dein Thyrſis aber fühlt mehr, weder alle Pein;
»Und du alleine nur willſt Schnee und Kälte
»ſeyn?
»So bald ich neulich dich, (du wirſt es wohl noch
»wiſſen) . . .

»Du irrſt dich, mein Freund,« ſagte ich zu ihm, »ich »bin nicht deine Sylvia, und dennoch . . .« »Ja, »verſtelle dich nur,« rief er mit einer rechten Schäfer-wut, »verſtelle dich nur, du mörderiſche Schöne! Frey-»lich biſt du nicht meine Sylvia! Menalks Sylvia biſt »du! Glückſeliger Menalk! Verlaßner Thyrſis! Ich »habe es mit meinen Augen geſehen, daß Menalk den »Straus auf ſeinem Hute getragen, den ich für dich, »nur für dich allein, gebunden hatte. Ich ſetzte dich zur »Rede, die Hirten wiſſen es alle. Du antworteteſt mir »nicht einmal! Du eilteſt von mir! Du gingſt zu dei-»ner Heerde! Unempfindliche Schäferinn! Sind meine »Flammen ſtrafbar, ſo ſtrafe mich; aber ſtrafe vorher »dich ſelbſt, denn nur die Blitze deiner Augen ſind es, »welche mich in Brand geſetzt haben.

»Wer böſe Zauberey getrieben,
»Dem wird das Feuer ſonſt in Rechten zuerkannt.
»Ich weis von ſolcher nichts, und wollte nur was
»lieben,
»Und werde doch darum verbrannt;

»Der

»Der Richter, welcher mich ſo grauſam will ver-
»dammen,
»Schlägt ſelbſt das Feuer auf, und trägt das Holz
»zuſammen.«

Nunmehr fieng mir an, beynahe Angſt zu werden, und ich wünſchte mir, aus den Händen der ſchwärmenden Seele befreyt zu ſeyn. Er hielt meine Knie ſo feſt umſchloſſen, daß es nicht möglich ſchien, mich von ſeiner Zärtlichkeit frey zu machen. Endlich aber gelang es mir. Ich wollte zurück; aber dadurch ward mein Schäfer ganz außer ſich gebracht. Er faßte mich von neuem bey der Hand, und ſagte: »O Sylvia! ich bitte dich bey »den Göttern dieſer Flur! höre einmal auf, grauſam zu »ſeyn! Wenn dein Herz nicht noch härter iſt, als jene »Felſen, ſo laß dich mein Unglück rühren! Laß mich ſeufz»zen! Ich beſchwöre dich bey den Nymphen, welche dort »hinter jenem Buſche lauſchen, und bey den cryſtallnen »Fluthen, welche hier über dieſe Kieſel rollen, habe Mit»leiden mit dem Unglückſeligſten:

»Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
»Und den ſtummen Buchen ſagen,
»Wie mich Sylvia gequält!
»Gönnt mirs, ihr verſchwiegnen Bäume,
»Daß ich von der Marter träume,
»Die mein Mund ſo oft erzählt!
»Laß mich ſeufzen, laß mich klagen,
»Und den ſtummen Buchen ſagen,
»Wie mich Sylvia gequält!«

Hier konnte ich mich nicht länger enthalten, über dieſen Opernſchäfer zu lachen. »Und du lachſt noch?« ſchrie er, indem er von der Erde aufſprang. »Und du ſpotteſt »noch mit meiner Verzweiflung?

»Nun weis ich Aermſter nicht, was weiter übrig iſt,
»Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum
»henke;
»Vielleicht liebſt du mich todt, weil ich dich lebend
»kränke.«

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als er von mir, und in die Sträucher eilte.

Ich erſchrack, ich befürchtete, ſeine Verzweiflung dürfte nicht ohne Wirkung ſeyn. Ich wollte ihm nachgehen, um ſeiner Raſerey Einhalt zu thun; aber mein Führer hielt mich zurück. »Du kannſt ganz ruhig ſeyn,« ſagte er. »Dieſes iſt der Schatten eines von den Schäfern, welche ihr Leben am höchſten bringen, wenn ſie »alle Tage verzweifeln, und welche ſich niemals beſſer auf»befinden, als wenn ſie von Gift und Dolche reden. Er »war in ſeinem Leben ſehr zärtlich, und glaubte, für keine »Kreatur ſchicke es ſich beſſer, zärtlich zu ſeyn, als für ei»nen Schäfer. Er ward alſo ein Schäfer, nur in der »Abſicht, damit er recht regelmäßig ſeufzen könnte. Tag »und Nacht war er beſchäfftigt, durch Leſung ſolcher »Schriften ſich vollkommen zu machen, welche von Feuer »und Flammen rauchten, und von verliebtem Mord und »Todſchlägen voll waren. Und eben dadurch gerieth ſein »Gehirn in ſolche Unordnung, daß er, als ein arkadiſcher »Don Quichot, auf Abentheuer ausgieng. Dieſe grau»ſame Sylvia, für welche er dich anſah, iſt nirgends an»ders, als in ſeiner Einbildung möglich geweſen. Sein »ganzes Leben hat er in dergleichen Entzückung zugebracht, »und noch auf dem Todbette hat er von nichts, als Klee »und Milch, geredet; ja ſo gar den Arzt, als ihm dieſer »an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rücken ge»ſtreichelt, weil er ihn für ſeinen Hylax hielt. Du darfſt »dich alſo nicht wundern, daß er dich ſchlechterdings zu

»ſeh

ſeiner Sylvia machen wollte. Ich glaube nicht, daß außer ihm in der ganzen Welt noch ein Schäfer geweſen iſt, welchen ſeine verderbte Einbildung ſo ſehr wahnwitzig gemacht; doch ſoll es, wie man mir geſagt hat, noch hin und wieder verſchiedne Seladonchen geben, welche einen ziemlichen Anſatz zu dieſer hitzigen Krankheit haben.«

Zum größten Unglücke entdeckte mich der Schatten eines ehemaligen Barbiers. Es war nicht möglich, ihm as dem Wege zu gehen, ſo ſehr ich es auch wünſchte, weil h mich noch wohl erinnerte, wie unerträglich er in ſei- em Leben, durch ſein unermüdetes und politiſches Ge- hwätz, geweſen war. Es half aber nichts, ich mußte ich gefaßt machen, ſeine tiefſinnigen Beurtheilungen on Staatsſachen noch einmal auszuhalten. Die Freude ar ganz außerordentlich, die er darüber bezeigte, daß er ich hier ſehen ſollte. Hundert Fragen that er an mich, nd ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. »Sie ſind doch allemal fein geſund geweſen?« ſagte er. »Sie haben ſie doch alle wohl verlaſſen? Und Ihre Jungfer »Muhme? « « Sie werden mich wohl verſtehen? Nun »das will ich eben nicht ſagen. In der That wollte ich ihr es gönnen. Das Mädchen iſt gut. Lebt denn der »alte Hauptmann noch? Ich habe tauſend Spaß mit ihm gehabt. Was ich Ihnen ſage. Der konnte recht »erzählen, wenn er bey Humor war! Den pommerſchen »Krieg, den wußte er auf ein Haar! ohne Flatterie! Es »würde gewiß ganz anders abgelaufen ſeyn, wenn er nicht »abgedankt hätte. Aber hören Sie nur an. Ich weis »nicht, das Ding ſteht ſehr bunt aus. Mit meinem »Willen iſt es gar nicht geſchehen, daß Prinz Karl übern »Rhein gieng. Es war doch nun mit alle dem, wie es »war. Der Franzoſe, es mag nun ſeyn, wie es will, er

»ist doch einmal der Franzose, und ein Christ, so gut als »wir. Was ich Ihnen sage. Er hätte es können bleiben lassen. Mit alle dem mag der Rhein ein ziemlich »breites Wasser seyn. Aber hören Sie nur an. Ich »denke, ich denke, es soll bald anders werden. Der eine »von den Herren Cantons . . . Ich will es Ihnen schon »einmal erzählen, wenn wir allein seyn werden. Vor »dem Türken? Ach! der Bluthund, der darf sich nicht »breit machen! Was ich Ihnen sage. Das merkte ich »gleich im voraus, ohne Flatterie! Meine Großmutter »seliger . . . ich weis nicht, ob Sie sie werden gekannt »haben. Es war eine kleine bucklichte Frau. Sie wohnte »hinten am Walle. Hören Sie, das war eine Frau! »Sie hat mich noch aus der Taufe gehoben. Es gieng »bey ihrem Testamente auch mit Kräutern zu. Was ge»schehen ist, das ist geschehen. Ich habe, Gott Lob, »auch mein Brodt gehabt. Ich spreche immer: ehrlich »währt am längsten; und mein kleiner Christel war noch »dazu ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn sagen? Ich »habe es ganz drüber vergessen! Ja, der Türke . . .« »Ja, ja, der Türke,« antwortete ich voll Verdruß, »ich »kenne ihn wohl; aber hier läßt es sich davon nicht gut »reden. Wir sprechen einander schon weiter, itzt habe »ich nicht Zeit, mich länger aufzuhalten.« Ich ließ ihn stehen, und gieng fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Gelächter. Ich wandte mich um, und erblickte eine Seele, welche so verhungert aussah, wie ein Goldmacher, und so tückisch, wie ein Schatzgräber. Sie drückte mir sehr vertraulich die Hand, und sagte: »Sie haben recht wohl gethan, »daß Sie sich den unsinnigen Schwätzer vom Halse ge»schafft haben. Ich habe ihrem ganzen Gespräche zuge»hört, und mich über Ihre Geduld gewundert. Es ist

»ewig

»ewig zu bejammern, daß es Leute giebt, die ſich um »Sachen bekümmern, welche ſie nicht verſtehen. Wenn »es nur Barbierer wären, welche ſich in politiſche Hän»del miſchten; ſo möchte es allenfalls noch hingehen, und »es würde ſich vielleicht darüber lachen laſſen. Aber, es »giebt Männer mit großen Parücken, die es nicht viel »beſſer machen, als Ihr Barbier. Anſtatt, daß ſie für »ihre Pflicht, und für das Beſte ihres Vaterlandes ſor»gen ſollten; ſo ſitzen ſie beyſammen, und plaudern über »die Zeitungen. Ich bin, wie Sie mich hier ſehen, in »meinem Leben auch aus dem politiſchen Stande gewe»ſen, und habe dabey Gelegenheit gehabt, einzuſehen, was »das heiße, ein Land zu regieren. Mit einem Worte! »Ich war eines Edlen Hochweiſen Raths Straßenberei»ter, ein geſchworner Mann, und hatte meine theure »Pflicht. Die Finanzſachen wären meine liebſte und vor»nehmſte Arbeit; und wenn es nach meinem Vorſchlage »gegangen wäre, die Stadtkaſſe hätte alle Jahre um hun»derttauſend Thaler reicher ſeyn müſſen. Aber freylich, »wie es nun geht! Wer etwas verſteht, der hat ſeine »Feinde. Der Bürgermeiſter merkte, daß ich ihn über»ſehen konnte, das war ſchon genug, mich zu ſtürzen. »Nur mein Vaterland dauert mich, dem ich zu frühzei»tig entriſſen worden bin. Tag und Nacht habe ich mit»ten in meiner ſchweren Berufsarbeit auf Mittel und »Wege geſonnen, das Wohl meiner Mitbürger in beßre »Aufnahme zu bringen. Ich merkte wohl, in was für »einen kläglichen Verfall das Finanzweſen gerathen war; »denn als ich um eine Zulage für meine patriotiſch geleiſ»teten Dienſte anſuchte, ſo gab man mir abſchlägliche »Antwort, und zur Urſache gab man dieſes an: Es ſey »kein Geld in der Kaſſe. Von dieſem Augenblicke an »nahm ich mir vor, meinem Vaterlande unter die Arme

»zu

»zu greifen. Alle Tage gab ich ein neues Mittel a
»Hand, die gemeinen Einkünfte zu erhöhen, und
»dadurch verdiente ich den würdigen Beynamen des
»fektmachers. Ja, mein Herr, hätte man mir n
»folgt. Ich hatte auch meine theure Pflicht auf m
»gut als der Bürgermeister; und gleichwohl wie
»mich mit meinen Vorschlägen allemal ab. Was
»nen Sie? Ich machte ein Projekt, daß man die
»lichen abschaffen, ihre Besoldungen einziehen, un
»Rathsherren anhalten sollte, daß sie selbst nach der
»und zur Frohne predigen müßten. Was hätte
»nicht ein Jahr lang in der Stadt ersparen können?
»den Geistlichen war ich so nicht gut, besonders u
»dicken Oberpfarrer, der hätte es auf diese Art gew
»pfinden sollen, was das heiße, einen geschwornen
»von der Kanzel zu werfen. Glauben Sie wohl,
»mein Vorschlag angenommen ward? Ich versuch
»auf eine andre Art. Ich überreichte eine Schrift
»welcher ich aufs deutlichste ausgerechnet hatte, da
»Stadtkasse alle Monate um dreytausend Thaler
»mehrt werden würde, wenn eine jede Frau, welch
»Herrschaft über ihren Mann führte, monatlich
»Mark zur Einnahme erlegen müßte. Hätte woh
»Vorschlag billiger und vernünftiger seyn können,
»dieser? Aber es fehlte nicht viel, daß mich nicht
»Weiber, von der Bürgermeisterinn an bis auf n
»eigne Frau, gesteinigt hätten. In der That durft
»mich vier Wochen lang nicht sehen lassen, und das
»die Belohnung für meinen wohlgemeynten Eifer.
»noch ward ich nicht müde, in der Hoffnung, daß
»nigstens einmal meinen Mitbürgern die Augen
»rem Besten aufgehen würden. Unser Küster, we
»auch kein Narr seyn wollte, gab mir unter den

»ich ſollte eine Vorſtellung thun, daß man auf die Möpſe »eine Kopfſteuer legen, und daß die Gratulanten ordent»liche Hauſierzeddel löſen, und alle ihre Glückwünſche »auf Stempelpapier drucken laſſen ſollten. Aber ich weiß »nicht, das Ding kommt mir zu überſtudirt vor, und »ich traue Ihnen die Einſicht zu, daß Sie geſtehen wer»den, daß meine Projekte nicht allein die beſten und ein»träglichſten, ſondern auch die vernünftigſten ſind, denn »ich habe meine theure Pflicht. Was meynen Sie da»von? Sagen Sie mir es offenherzig!«

Ich weigerte mich anfänglich; endlich aber geſtund ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß mir des Küſters ſeine Einfälle nicht unrecht zu ſeyn ſchienen. Die Menge der Gratulanten ſey ſo anſehnlich, daß aus den Hauſierzeddeln, und aus dem Stempelimpoſt, der auf die guten Wünſche gelegt werden ſollte, der gemeinen Stadtkaſſe eine große Summe zuwachſen könnte. Es wäre dieſes auch als eine gewiſſe und beſtändige Einnahme anzuſehen, da man nicht befürchten dürfte, daß dieſe Art von poetiſchen Inſecten jemals vergehen würde, wenigſtens ſo lange nicht, als es noch Leute gäbe, welche ſich von Geburts- und Namenstagen nähren müßten. Es gereiche auch dieſes dem gemeinen Weſen nicht zur Laſt, weil man dergleichen mechaniſchen Dichtern gar wohl zulaſſen könnte, daß ſie ihre unterthänigſte Devotion um etliche Schillinge ſteigerten. Die Kopfſteuer auf die Möpſe habe meinen völligen Beyfall, zumal, wenn ſie bey Strafe der Confiſcation ausgeſchrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schoßhund gern mit zwölf bis funfzehn Mark löſen, und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfſteuer legte; wenigſtens wür,

würden ſich in dieſem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiſcation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch ſeinen Vorſchlag eine groſſe Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrſchaft über die Männer mit drey Mark erkaufen müßten. Dieſe würden es alsdann entgelten ſollen; und ſie würden es auch nicht einmal zulaſſen, daß die Weiber den Beytrag entrichteten, weil ein Mann es nicht leicht zugeſtünde, daß ſeine Frau Herr ſey, ſo wie ein jeder nur ſeinen Nachbar für einen guten geduldigen Mann; niemand aber ſich ſelbſt dafür hielte. Der Vorſchlag wegen Abſchäffung der Geiſtlichen wäre ſo abgeſchmackt und partheyiſch, daß ich gewiß glaubte, es könnte auf denſelben niemand fallen, als ein Straßenbereiter. Der geiſtliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meiſten zu mißfallen, welche den wenigſten Verſtand beſäßen, und man fände, daß ordentlich der Pöbel . . . »Was! Pöbel!« rief mein Projectmacher mit einer grimmigen Stimme: »Weis der Herr wohl, was er redet? Weis der Herr »wohl, wer ich bin? Weis der Herr wohl, daß ich »ein geſchworner Mann bin? Daß ich meine theure »Pflicht habe? Das ſoll Er mir nicht umſonſt gethan »haben! Er iſt ein Verräther des Vaterlandes! Ein »Rebell! Ein Meineidiger! Ich will Ihm meine »theure Pflicht . . . .« und damit fiel er über mich her, und würgte mich mit ſeinen patriotiſchen Klauen dergeſtalt, daß ich ſeine Liebe zum Vaterlande auf das erſchrecklichſte empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld ſeine theure Pflicht beſänftigt hätte. Sogleich ließ er mich los, und gieng fort.

Nun-

Nunmehr konnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet erwachen. Was wäre wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopfe an das Bette ſtieße, und erwachte? Allein, ich habe noch keine Luſt, munter zu werden. Ich hoffe, künftiges Jahr weiter fort zu träumen, denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigſtens noch zwölf Originale, deren Tode ich mit ſchmerzlichem Verlangen entgegen ſehe, weil ihre Bemühungen in dieſer Welt ſo lächerlich und abgeſchmackt ſind, daß ich mir meine Leſer gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit ſich ihre Seelen beſchäfftigen. Es verlohnt ſich alſo die Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod ſchlafend erwarte.

würden ſich in dieſer
der Confiſcation
ihm nicht ver
große Unord
die Weiber
Mark erk
getren ſ
laſſen,
ein P
Her
ſ

ung
on
ckerſtöcken *).

Zueignungsſchrift
an die
Marquiſinn von L***

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich, als ein Deutſcher, mich unterſtehe, Euern Namen vor meine Schrift, und zwar vor eine ſolche Schrift zu ſetzen, in welcher eine der ſchwerſten Materien, nach der Metaphyſik, abgehandelt wird. Die witzigſten Eurer Landsleute wählen ſich eine Marquiſinn zur Schutzgöttinn ihrer gelehrten Werke, welche ſie in die Welt ſenden, und ich lobe ſie darum. Derjenige Leſer müßte ſehr unbeſcheiden ſeyn, der ſich an einer Schrift vergreifen könnte, welche ein Frauenzimmer beſchützt, oder die, mit der Livrey einer Marquiſinn, ſich unter das Volk wagt. Ich bin gar nicht

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 1ſter Band, 5tes Stück, 1745.

ſo ſehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich
)t dieſes für einen der weſentlichſten Vorzüge Eures
olks erkennen, und hier öffentlich rühmen ſollte. So
t ich ein Buch ſehe, es mag in Cölln, oder auf Koſten
r Compagnie herausgekommen ſeyn; ſo iſt eine Mar-
iſinn allemal das erſte, was mir in die Augen fällt.
iemals ſehe ich dieſes, ohne die Glückſeligkeit Eures
olks zu beneiden, und mein Deutſchland, dieſes rauhe
d unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor
ühmt werden kann, weil er keine Marquiſinn hat.
)r würdet ſehr grauſam ſeyn, Madame, wenn Ihr
r verwehren wolltet, dieſen natürlichen Mangel da-
rch zu erſetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure
ndsleute ſind ſo gefällig, daß ſie uns mit allen denen
oden verſorgen, die uns Deutſche zu lebhaften Frau-
en, oder, welches einerley iſt, zu vernünftigen Krea-
en machen. Ich glaube alſo, ſie werden es nicht übel
)men, daß ich mit Euch, Marquiſinn, eben ſo groß
e, als mit meinem Aermel, von dem mein Schnei-
mich verſichert hat, daß dergleichen noch zur Zeit zu
ris niemand trage, als ein gewiſſer Chevalier, ein ge-
ſſer Marquis, und ein gewiſſer Prinz vom Geblüte,
i er auch nicht nennen könnte. Vielleicht iſt es nicht
hr, was mein Schneider ſagt, und vielleicht iſt in
ız Frankreich kein ſolcher Aermel, als der meinige. Es
g ſeyn! Das will ich nicht unterſuchen. Das aber
rde mich ärgern, wenn ſich jemand die Frage einfallen
ie: Ob auch wirklich eine Marquiſinn von L*** in
Welt ſey? Denn auf dieſe Art würde man an mei-
n gröſten Verdienſte zweifeln wollen. Chloris hat
e ſolche Hochachtung gegen meinen pariſiſchen Aermel,
ſie mich geſtern früh für den vernünftigſten unter
en Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht zu viel,

»Nun weis ich Aermſter nicht, was weiter üb
»Als daß ich meinen Rumpf an einen Eic
»henke;
»Vielleicht liebſt du mich todt, weil ich dich
»kränke.«

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als er vo
und in die Sträucher eilte.

Ich erſchrack, ich befürchtete, ſeine Verzwe
dürfte nicht ohne Wirkung ſeyn. Ich wollte ihm r
hen, um ſeiner Raſerey Einhalt zu thun; aber mei
rer hielt mich zurück. »Du kannſt ganz ruhig ſ
ſagte er. »Dieſes iſt der Schatten eines von den
»fern, welche ihr Leben am höchſten bringen, we
»alle Tage verzweifeln, und welche ſich niemals beſſ
»befinden, als wenn ſie von Gift und Dolche rede
»war in ſeinem Leben ſehr zärtlich, und glaubte, fü
»Kreatur ſchicke es ſich beſſer, zärtlich zu ſeyn, als
»nen Schäfer. Er ward alſo ein Schäfer, nur
»Abſicht, damit er recht regelmäßig ſeufzen könnte.
»und Nacht war er beſchäfftigt, durch Leſung
»Schriften ſich vollkommen zu machen, welche von
»und Flammen rauchten, und von verliebtem Mor
»Todſchlägen voll waren. Und eben dadurch geriet
»Gehirn in ſolche Unordnung, daß er, als ein erka
»Don Quichot, auf Abentheuer ausgieng. Dieſe
»ſame Sylvia, für welche er dich anſah, iſt nirgend
»ders, als in ſeiner Einbildung möglich geweſen.
»ganzes Leben hat er in dergleichen Entzückung zuge
»und noch auf dem Todbette hat er von nichts, al
»und Milch, geredet; ja ſo gar den Arzt, als ihm
»an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rück
»ſtreichelt, weil er ihn für ſeinen Hylax hielt. Du
»dich alſo nicht wundern, daß er dich ſchlechterdin

»ſeiner Sylvia machen wollte. Ich glaube nicht, daß »außer ihm in der ganzen Welt noch ein Schäfer geweſen »iſt, welchen ſeine verderbte Einbildung ſo ſehr wahnwitzig »gemacht; doch ſoll es, wie man mir geſagt hat, noch hin »und wieder verſchiedne Seladonchen geben, welche einen »ziemlichen Anſatz zu dieſer hitzigen Krankheit haben.«

Zum größten Unglücke entdeckte mich der Schatten meines ehemaligen Barbiers. Es war nicht möglich, ihm aus dem Wege zu gehen, ſo ſehr ich es auch wünſchte, weil ich mich noch wohl erinnerte, wie unerträglich er in ſeinem Leben, durch ſein unermüdetes und politiſches Geſchwätz, geweſen war. Es half aber nichts, ich mußte mich gefaßt machen, ſeine tiefſinnigen Beurtheilungen von Staatsſachen noch einmal auszuhalten. Die Freude war ganz außerordentlich, die er darüber bezeigte, daß er mich hier ſehen ſollte. Hundert Fragen that er an mich, und ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. »Sie »ſind doch allemal fein geſund geweſen?« ſagte er. »Sie »haben ſie doch alle wohl verlaſſen? Und Ihre Jungfer »Muhme? « « Sie werden mich wohl verſtehen? Nun »das will ich eben nicht ſagen. In der That wollte ich »ihr es gönnen. Das Mädchen iſt gut. Lebt denn der »alte Hauptmann noch? Ich habe tauſend Spaß mit »ihm gehabt. Was ich Ihnen ſage. Der konnte recht »erzählen, wenn er bey Humor war! Den pommerſchen »Krieg, den wußte er auf ein Haar! ohne Flatterie! Es »würde gewiß ganz anders abgelaufen ſeyn, wenn er nicht »abgedankt hätte. Aber hören Sie nur an. Ich weis »nicht, das Ding ſieht ſehr bunt aus. Mit meinem »Willen iſt es gar nicht geſchehen, daß Prinz Karl übern »Rhein gieng. Es war doch nun mit alle dem, wie es »war. Der Franzoſe, es mag nun ſeyn, wie es will, er

»iſt

»ist doch einmal der Franzose, und ein Christ, so gr
»wir. Was ich Ihnen sage. Er hätte es können
»ben lassen. Mit alle dem mag der Rhein ein zie
»breites Wasser seyn. Aber hören Sie nur an.
»denke, ich denke, es soll bald anders werden. Der
»von den Herren Cantons . . Ich will es Ihnen
»einmal erzählen, wenn wir allein seyn werden.
»dem Türken? Ach! der Bluthund, der darf sich
»breit machen! Was ich Ihnen sage. Das merkt
»gleich im voraus, ohne Flatterie! Meine Großm
»seliger . . ich weis nicht, ob Sie sie werden gek
»haben. Es war eine kleine bucklichte Frau. Sie wo
»hinten am Walle. Hören Sie, das war eine F
»Sie hat mich noch aus der Taufe gehoben. Es g
»bey ihrem Testamente auch mit Kräutern zu. Wa
»schehen ist, das ist geschehen. Ich habe, Gott
»auch mein Brodt gehabt. Ich spreche immer: eh
»währt am längsten; und mein kleiner Christel war
»dazu ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn sagen?
»habe es ganz drüber vergessen! Ja, der Türke . .
»Ja, ja, der Türke,« antwortete ich voll Verdruß,
»kenne ihn wohl; aber hier läßt es sich davon nicht
»reden. Wir sprechen einander schon weiter, itzt
»ich nicht Zeit, mich länger aufzuhalten.« Ich ließ
stehen, und gieng fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Gelä
Ich wandte mich um, und erblickte eine Seele, welc
verhungert aussah, wie ein Goldmacher, und so tück
wie ein Schatzgräber. Sie drückte mir sehr vertrau
die Hand, und sagte: »Sie haben recht wohl get
»daß Sie sich den unsinnigen Schwätzer vom Halse
»schafft haben. Ich habe ihrem ganzen Gespräche z
»hört, und mich über Ihre Geduld gewundert. E

»ewig zu bejammern, daß es Leute giebt, die ſich um »Sachen bekümmern, welche ſie nicht verſtehen. Wenn »es nur Barbierer wären, welche ſich in politiſche Hän»del miſchten; ſo möchte es allenfalls noch hingehen, und »es würde ſich vielleicht darüber lachen laſſen. Aber, es »giebt Männer mit großen Parücken, die es nicht viel »beſſer machen, als Ihr Barbier. Anſtatt, daß ſie für »ihre Pflicht, und für das Beſte ihres Vaterlandes ſor»gen ſollten; ſo ſitzen ſie beyſammen, und plaudern über »die Zeitungen. Ich bin, wie Sie mich hier ſehen, in »meinem Leben auch aus dem politiſchen Stande gewe»ſen, und habe dabey Gelegenheit gehabt, einzuſehen, was »das heiße, ein Land zu regieren. Mit einem Worte! »Ich war eines Edlen Hochweiſen Raths Straßenberei»ter, ein geſchworner Mann, und hatte meine theure »Pflicht. Die Finanzſachen wären meine liebſte und vor»nehmſte Arbeit; und wenn es nach meinem Vorſchlage »gegangen wäre, die Stadtkaſſe hätte alle Jahre um hun»derttauſend Thaler reicher ſeyn müſſen. Aber freylich, »wie es nun geht! Wer etwas verſteht, der hat ſeine »Feinde. Der Bürgermeiſter merkte, daß ich ihn über»ſehen konnte, das war ſchon genug, mich zu ſtürzen. »Nur mein Vaterland dauert mich, dem ich zu frühzei»tig entriſſen worden bin. Tag und Nacht habe ich mir»ten in meiner ſchweren Berufsarbeit auf Mittel und »Wege geſonnen, das Wohl meiner Mitbürger in beßre »Aufnahme zu bringen. Ich merkte wohl, in was für »einen kläglichen Verfall das Finanzweſen gerathen war; »denn als ich um eine Zulage für meine patriotiſch gelei»ſteten Dienſte anſuchte, ſo gab man mir abſchlägliche »Antwort, und zur Urſache gab man dieſes an: Es ſey »kein Geld in der Kaſſe. Von dieſem Augenblicke an »nahm ich mir vor, meinem Vaterlande unter die Arme

»zu

»zu greifen. Alle Tage gab ich ein neues Mittel an die »Hand, die gemeinen Einkünfte zu erhöhen, und eben »dadurch verdiente ich den würdigen Beynamen des Pro»jektmachers. Ja, mein Herr, hätte man mir nur ge»folgt. Ich hatte auch meine theure Pflicht auf mir, so »gut als der Bürgermeister; und gleichwohl wiesen sie »mich mit meinen Vorschlägen allemal ab. Was mey»nen Sie? Ich machte ein Projekt, daß man die Geist»lichen abschaffen, ihre Besoldungen einziehen, und die »Rathsherren anhalten sollte, daß sie selbst nach der Zeche »und zur Frohne predigen müßten. Was hätte man »nicht ein Jahr lang in der Stadt ersparen können? Und »den Geistlichen war ich so nicht gut, besonders unserm »dicken Oberpfarrer, der hätte es auf diese Art gewiß em»pfinden sollen, was das heiße, einen geschwornen Mann »von der Kanzel zu werfen. Glauben Sie wohl, daß »mein Vorschlag angenommen ward? Ich versuchte es »auf eine andre Art. Ich überreichte eine Schrift, in »welcher ich aufs deutlichste ausgerechnet hatte, daß die »Stadtkasse alle Monate um dreytausend Thaler ver»mehrt werden würde, wenn eine jede Frau, welche die »Herrschaft über ihren Mann führte, monatlich drey »Mark zur Einnahme erlegen müßte. Hätte wohl ein »Vorschlag billiger und vernünftiger seyn können, als »dieser? Aber es fehlte nicht viel, daß mich nicht alle »Weiber, von der Bürgermeisterinn an bis auf meine »eigne Frau, gesteinigt hätten. In der That durfte ich »mich vier Wochen lang nicht sehen lassen, und das war »die Belohnung für meinen wohlgemeynten Eifer. Den»noch ward ich nicht müde, in der Hoffnung, daß we»nigstens einmal meinen Mitbürgern die Augen zu ih»rem Besten aufgehen würden. Unser Küster, welcher »auch kein Narr seyn wollte, gab mir unter den Fuß, »ich

ich ſollte eine Vorſtellung thun, daß man auf die Möpſe eine Kopfſteuer legen, und daß die Gratulanten ordentliche Hauſierzeddel loſen, und alle ihre Glückwünſche auf Stempelpapier drucken laſſen ſollten. Aber ich weis nicht, das Ding kommt mir zu überſtudirt vor, und ich traue Ihnen die Einſicht zu, daß Sie geſtehen werden, daß meine Projekte nicht allein die beſten und einträglichſten, ſondern auch die vernünftigſten ſind, denn ich habe meine theure Pflicht. Was meynen Sie davon? Sagen Sie mir es offenherzig!«

Ich weigerte mich anfänglich; endlich aber geſtund ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß mir es Küſters ſeine Einfälle nicht unrecht zu ſeyn ſchienen. Die Menge der Gratulanten ſey ſo anſehnlich, daß aus den Hauſierzeddeln, und aus dem Stempelimpoſt, der auf die guten Wünſche gelegt werden ſollte, der gemeinen Stadtkaſſe eine große Summe zuwachſen könnte. Es wäre dieſes auch als eine gewiſſe und beſtändige Einnahme anzuſehen, da man nicht befürchten dürfte, daß dieſe Art von poetiſchen Inſecten jemals vergehen würde, wenigſtens ſo lange nicht, als es noch Leute gäbe, welche ich von Geburts- und Namenstagen nähren müßten. Es gereiche auch dieſes dem gemeinen Weſen nicht zur Laſt, weil man dergleichen mechaniſchen Dichtern gar wohl zulaſſen könnte, daß ſie ihre unterthänigſte Devotion um etliche Schillinge ſteigerten. Die Kopfſteuer auf die Möpſe habe meinen völligen Beyfall, zumal, wenn ſie bey Strafe der Confiſcation ausgeſchrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schoßhund gern mit zwölf bis funfzehn Mark löſen, und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfſteuer legte; wenigſtens

wür,

würden sich in diesem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiscation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch seinen Vorschlag eine große Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrschaft über die Männer mit drey Mark erkaufen müßten. Diese würden es alsdann entgelten sollen; und sie würden es auch nicht einmal zulassen, daß die Weiber den Beytrag entrichteten, weil ein Mann es nicht leicht zugestünde, daß seine Frau Herr sey, so wie ein jeder nur seinen Nachbar für einen guten geduldigen Mann; niemand aber sich selbst dafür hielte. Der Vorschlag wegen Abschäffung der Geistlichen wäre so abgeschmackt und parteyisch, daß ich gewiß glaube, es könnte auf denselben niemand fallen, als ein Straßenbereiter. Der geistliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meisten zu mißfallen, welche den wenigsten Verstand besäßen, und man fände, daß ordentlich der Pöbel . . . »Was! Pöbel!« rief mein Projectmacher mit einer grimmigen Stimme: »Weis der Herr wohl, was er redet? Weis der Herr »wohl, wer ich bin? Weis der Herr wohl, daß ich »ein geschworner Mann bin? Daß ich meine theure »Pflicht habe? Das soll Er mir nicht umsonst gethan »haben! Er ist ein Verräther des Vaterlandes! Ein »Rebell! Ein Meineidiger! Ich will Ihm meine »theure Pflicht . . . « und damit fiel er über mich her, und würgte mich mit seinen patriotischen Klauen dergestalt, daß ich seine Liebe zum Vaterlande auf das erschrecklichste empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld seine theure Pflicht besänftigt hätte. Sogleich ließ er mich los, und gieng fort.

Nun-

Nunmehr konnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet erwachen. Was wärs wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopfe an das Bette ſtieße, und erwachte? Allein, ich habe noch keine Luſt, munter zu werden. Ich hoffe, künftiges Jahr weiter fort zu träumen, denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigſtens noch zwölf Originale, deren Tode ich mit ſchmerzlichem Verlangen entgegen ſehe, weil ihre Bemühungen in dieſer Welt ſo lächerlich und abgeſchmackt ſind, daß ich mir meine Leſer gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit ſich ihre Seelen beſchafftigen. Es verlohnt ſich alſo die Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod ſchlafend erwarte.

Abhandlung von Buchdruckerſtöcken *)

Zueignungsſchrift an die Marquiſinn von L***

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich, als ein De
mich unterſtehe, Euern Namen vor meine S
und zwar vor eine ſolche Schrift zu ſetzen, in
eine der ſchwerſten Materien, nach der Metaphy
gehandelt wird. Die witzigſten Eurer Landsleut
len ſich eine Marquiſinn zur Schutzgöttinn ihrer
ten Werke, welche ſie in die Welt ſenden, und ich
darum. Derjenige Leſer müßte ſehr unbeſcheide
der ſich an einer Schrift vergreifen könnte, we
Frauenzimmer beſchützt, oder die, mit der Livre
Marquiſinn, ſich unter das Volk wagt. Ich

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Ve
und Witzes, 1ſter Band, 5tes Stück, 1744.

nicht ſo ſehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich nicht dieſes für einen der weſentlichſten Vorzüge Eures Volks erkennen, und hier öffentlich rühmen ſollte. So oft ich ein Buch ſehe, es mag in Cölln, oder auf Koſten der Compagnie herausgekommen ſeyn; ſo iſt eine Marquiſinn allemal das erſte, was mir in die Augen fällt. Niemals ſehe ich dieſes, ohne die Glückſeligkeit Eures Volks zu beneiden, und mein Deutſchland, dieſes rauhe und unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor berühmt werden kann, weil er keine Marquiſinn hat. Ihr würdet ſehr grauſam ſeyn, Madame, wenn Ihr mir verwehren wolltet, dieſen natürlichen Mangel dadurch zu erſetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure Landsleute ſind ſo gefällig, daß ſie uns mit allen denen Moden verſorgen, die uns Deutſche zu lebhaften Franzoſen, oder, welches einerley iſt, zu vernünftigen Kreaturen machen. Ich glaube alſo, ſie werden es nicht übel nehmen, daß ich mit Euch, Marquiſinn, eben ſo groß thue, als mit meinem Aermel, von dem mein Schneider mich verſichert hat, daß dergleichen noch zur Zeit zu Paris niemand trage, als ein gewiſſer Chevalier, ein gewiſſer Marquis, und ein gewiſſer Prinz vom Geblüte, den er auch nicht nennen könnte. Vielleicht iſt es nicht wahr, was mein Schneider ſagt, und vielleicht iſt in ganz Frankreich kein ſolcher Aermel, als der meinige. Es mag ſeyn! Das will ich nicht unterſuchen. Das aber würde mich ärgern, wenn ſich jemand die Frage einfallen ließe: Ob auch wirklich eine Marquiſinn von L*** in der Welt ſey? Denn auf dieſe Art würde man an meinem größten Verdienſte zweifeln wollen. Chloris hat eine ſolche Hochachtung gegen meinen pariſiſchen Aermel, daß ſie mich geſtern früh für den vernünftigſten unter ihren Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht zu viel,

wenn ich glaube, meine Landsleute ſind ſchuldig zu
nen, ich ſey unter allen denen Schriftſtellern, welc
ſeit der letzten Michaelmeſſe verewigt haben, der
teſte, gründlichſte und tiefſinnigſte, weil ich die
habe, der Marquiſinn von L*** gegenwärtige L
zuzueignen. Wie glücklich wäre ich! Aber, ich w
mir wohl zu viel. Doch ich will es wagen, Ih
det mir dieſe Ruhmredigkeit verzeihen, wenn ich
Madame, geſtehe, daß ich mir kein größres Glü
ſtellen könnte, als wenn meine Leſer in gegenwärtig
handlung einen ſo feinen Geiſt fänden, daß ſie anfi
zu zweifeln, ob ſie auch wirklich ein deutſches Ori
und nicht vielmehr aus dem Franzöſiſchen überſetzt
Allen meinen Gerechtſamen auf die Nachwelt wol
entſagen, wenn ich dieſes Glück erlebte. Niemal
ich ohne eine kleine Elferſucht an den deutſchen Ver
gewiſſer bekannter Briefe gedenken, dem der glau
dige Vorredner dieſes ſchmeichelhafte Zeugniß giebt
habe dieſe Briefe zwar freylich nur ein Deutſcher ge
ben; aber gleichwohl wären ſie ſo vortrefflich abg
daß ſie verdienten, von einem Franzoſen geſchrieb
ſeyn. Auf Euch allein, Madame, wird es ankom
ob ich in meiner Hoffnung glücklich oder unglücklich
ſoll. Gewinne ich nur Euern Beyfall, ſo weis i
wiß, kein Abt in Paris wird es wagen, mir den S
eines großen Gelehrten und die Ewigkeit abzuſpr
Ich verdiene es, weil ich die Ehre habe zu ſeyn,

Madame,

der Eurige,

Woldamar von Tſchaſch

N

N. S.

Aus großer Begierde, ein witziger Kopf, ein Franzoſe, und unſterblich zu ſeyn, habe ich vergeſſen, mich bey Euch, Madame, zu entſchuldigen, daß ich Euch eine Schrift widme, welche ſo gelehrt iſt, daß Ihr nicht ein Wort davon verſtehen werdet. Aber dieſes thut zur Sache nichts. Ich verlange gar nichts weiter von Euch, als daß Ihr die Zueignungsſchrift leſen ſollt; denn eben um deswillen ſeyd Ihr eine Marquiſinn, und ich bin ein Autor. Ich will mein Verfahren mit hundert Exempeln Eurer witzigſten Landsleute rechtfertigen, wenn ich Euch künftig eine Abhandlung von Kegelſchnitten, einige algebraiſche Galanterien, und eine kritiſche Unterſuchung von den Schriften des Covarruvias zueigne. Ja, Ihr ſeyd nicht eine Stunde ſicher, daß ich Euch nicht mit einer politiſchen Deduction von dem öſterreichiſchen Succeßionskriege heimſuche. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch auf alle Fälle gefaßt macht. Ich küſſe Euch die Hände.

Abhandlung.

Ich nehme mir itzt vor, eine Sache auszuführen, welche ſo ſchwer und tiefſinnig iſt, daß ich von meinen Leſern noch etwas mehr, als eine gewöhnliche Aufmerkſamkeit verlange. Ein einziges Wort, welches ſie unachtſam überſehen, kann machen, daß ihnen eine ganze Reihe von Wahrheiten dunkel und unbegreiflich vorkommt. Um deswillen halte ich für billig, einige der

freylich nicht nöthig haben; ich erwarte alſo den T
für dieſe Bemühung nur von dem ſchönen Theile m
Leſer. Bloß dieſem zu gefallen, werde ich zwar
dig, aber doch deutlich, und mit einem Worte, ſo ſ
ben, wie verſchiedne unſrer Philoſophen zu thun pfl
wenn ſie den Eingang zu einer Abhandlung ma
welche vielmals bey weitem ſo wichtig nicht iſt, al
meinige.

„Ich nehme dieſes als einen Heiſcheſatz an,
»die Vorſtellungskraft der Seele ſich nach der Lag
»Körper richtet. Es gründet ſich dieſes auf die vo
»beſtimmte Uebereinſtimmung von Leib und Seele.
»mehrerm Beweiſe könnte ich den Satz des nicht zu
»terſcheidenden anführen, wenn nicht bereits ausgem
»wäre, daß unmöglich ein Ding zugleich ſeyn, und
»ſeyn kann. So wenig gegenwärtig meine Abſich
»das Lehrgebäude der gelegentlichen Urſachen über e
»Haufen zu werfen; ſo wenig werde ich auch itzt u
»ſuchen, ob die Geſichtspunkte der Vorſtellungsk
»welche ſich bis in die Zirbeldrüſe fortpflanzen, nur
»fach oder vielerley ſind. Genug, daß der Grund
»jenige in der Urſache iſt, woraus man das darinnen
»gründete erklärt. Denn das Ganze zuſammen ge
»men iſt ſeinen Theilen gleich; und wenn die Ur

»thut nichts, daß das Maaß der Kräfte in der Welt ei»nerley iſt; ſo lange noch die Körper untheilbar ſind, »und ſo lange der Raum ausgedehnt iſt, dennoch aber »keine Eigenſchaften hat. So deutlich alle dieſe Wahr»heiten an und für ſich ſind; ſo werde ich mich doch noch »beſſer erklären können, wenn ich ſie in folgenden Schluß »zuſammenfaſſe: Die Seele iſt ein Spiegel, in welchem »ſich die andern Monaden alle im Kleinen abbilden, und »wenn man die dunkeln Ideen einer Seele kennen ſollte, »ſo würde man die Eigenſchaft aller Weſen erkennen. »Nun iſt aber außer Streit daß die einfachen Dinge, je»nes für ſich, beſtehen, durch die verwirrte Vorſtellung »aber nur ein Haufen zu ſeyn ſcheinen. Alſo folgt von »ſelbſt, daß Etwas dasjenige iſt, was Etwas ſeyn kann, »indem die Bewegung die Veränderung eines Orts, der »Ort aber die vorgeſtellte Verhältniß unterſchiedner von »einander abſtehender Dinge iſt. W. Z. E. W.«

Dieſes wird genug ſeyn, meinen Leſer zu demjenigen vorzubereiten, was ich ſagen will. Ich läugne gar nicht, daß es mich viel Mühe gekoſtet hat, alles in ein völliges Licht zu ſetzen. Vorſtehender Beweis hat meine Leibes- und Gemüthskräfte ſehr mitgenommen. Aber deſto gelehrter iſt er auch. Ich denke ſtark, wie ein Philoſoph; dennoch aber trage ich meine Gedanken ſehr deutlich vor, wie man ſehen kann, und eben dieſes iſt der Grund, warum ich einen merklichen Vorzug vor andern nicht unbillig verlangen kann. Ich ſchreite nunmehr zur Hauptſache.

Buchdruckerſtöcke nenne ich diejenigen Verzierungen und Bilder, welche theils über die gedruckten Schriften, theils bey den Anfangsbuchſtaben, theils aber zum Schluſſe derſelben geſetzt werden. Ich bin nicht geſon-

nen, ihre Genealogie zu unterſuchen. So viel ist wohl gewiß, daß ſie nicht viel jünger ſeyn können Fauſt und Gutenberg. Es iſt dieſes ein neuer Be durch welchen wir unſre Vorzüge vor andern Vö und beſonders vor den eingebildeten Franzoſen, beha können. Sind wir Deutſche die Erfinder der Buch kerkunſt, wie ſolches vor einigen Jahren in allen Z gen mit mehrerm ausgeführet worden iſt; ſo will ich jenigen ſehen, welcher ſo verwägen ſeyn, und un Erfindung der Buchdruckerſtöcke abſprechen will. Meynung derer iſt bereits von vielen widerlegt wo welche ſie den Gothen zuſchreiben wollen, denen w witzigen Verzierungen an unſern Kirchen und Thü zu danken haben. Ich bin alſo der Mühe überh dieſes Vorurtheil itzt zu beſtreiten.

Hätte ich die boshafte Abſicht, in der gelehrte publik ein neues Feuer anzurichten; ſo würde ich hi ſchönſte Gelegenheit dazu finden. Wäre wohl e leichters, als ein Dutzend widrige Meynungen zu nen, welche einige Feinde der Buchdruckerſtöcke g haben könnten? Ich dürfte nur erdichten, daß ei wiſſer berühmter Mann, den ich nicht kenne, und auch ſonſt niemand kennt, ſich habe verlauten la dergleichen Buchdruckerſtöckt wären nichts anders, was die Tonnen bey den Wallfiſchen ſind, welche ihnen vorwirft, damit ſie das Schiff in Ruhe l Man gäbe nämlich dem geneigten Leſer ein Bildche die Hand, daß er damit ſpielen, und die Schrift verſchonen ſollte. Beſäße ich ſo viel Unverſchäm als mancher Autor beſitzt, der in der gelehrten H noch lange ſo berühmt nicht iſt, als ich; ſo würd ohne toth zu werden, meinem Leſer eine Unwahrhe

gin, und ihn verſichern, daß der groſse Engländer Will. Lightbury in ſeinen Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro ſexto, ſectione quarta, §. 9. ſq. p. m. 419. ſich ſehr merkwürdiger Worte bedient habe, welche im Deutſchen alſo ungefähr lauteten: »Um deswillen muß ich Ihnen, Myland, aufrichtig bekennen, daß meiſtentheils die ſchönſten und wichtigſten Buchdruckerſtöcke vor den magerſten und abgeſchmackteſten Abhandlungen ſtehen. Sie »kommen mir daher nicht viel anders vor, als diejenigen Tafeln, auf welchen die koſtbarſten Speiſen und Getränke gemalt ſind, und welche öfters vor ſolchen Gaſthöfen hängen, in denen man gleichwohl kaum ſo viel bekommen kann, als zur Stillung des Hungers und »Durſtes nöthig iſt.« So weit unſer Will. Lightbury, könnte ich ſagen; und es wäre allerdings verwägen genug von mir gehandelt, wenn ich ſprechen wollte, daß dieſe Stelle in einem engliſchen Scribenten ſtünde, da in der ganzen Welt niemals ein William Lightbury geweſen, und überhaupt von allem dem nicht ein Wort wahr iſt, was dieſer ſoll geſagt haben. Dem ungeachtet würde ich dieſe dreiſte Lügen mit dem wohlhergebrachten Rechte der Autoren, und mit den herrlichſten Exempeln bewährter Schriftſteller beweiſen können, welche im Fall der Noth mit eignen Händen alte Manuſcripte und Documente verfertigen, und noch öfterer ſehr umſtändlich ſich auf die Zeugniſſe groſser Männer beziehen, welche ſie gleichwohl ſo wenig kennen und geleſen haben, als ich und meine Leſer den William Lightbury. Ja, was noch mehr, ich erlebe wohl gar in kurzer Zeit das Vergnügen, daß andre in mehr als einer philoſophiſchen Diſputation, auf Treu und Glauben, ſich auf den Ausſpruch meines William Lightbury beruften; und wer weis, ob ſich nicht

jemand des gemeinen Beſtens ſo väterlich annähme, und eine Schrift unter dieſem Titel abfaßte: »Verſuch einer »abgenöthigten Vertheidigung wider die gefährlichen »Meynungen des Will. Lightbury in ſeinen bekann»ten Various and curious Anecdotes for the Ad»vantage of Learning, libro ſexto, ſectione quar»ta, §. 9. ſq. pag. mihi 419. zur Aufnahme des gu»ten Geſchmacks und aus Liebe zum werthen Vaterlan»de, in möglichſter Kürze ſehr eilfertig, jedoch mathema»tiſch, entworfen von N. N. auf Koſten des Verfaſſers.« So leicht würde mir es ſeyn, Verwirrungen und Befehdungen unter vielen unſrer Gelehrten anzurichten, wenn ich nicht bedächte, daß ein Gelehrter, welcher ſeinen Namen zur Nachwelt bringen will, noch etwas mehr Gewiſſen braucht, als mancher Advokat, welcher nur ſo lange für einen ehrlichen Mann angeſehen zu ſeyn wünſcht, als der Proceß gangbar iſt, und um deswillen in einer Stunde ſo viel Urkunden und Zeugen machen kann, als er zu ſeinem rechtlichen Verfahren voritzt nöthig hat.

Um deswillen verſichre ich meine Leſer, daß weder ein gewiſſer berühmter Mann, noch ein Will. Lightbury, noch auch, ſo viel mir bekannt iſt, ſonſt jemand etwas zum Nachtheile der Buchdruckerſtöcke geſchrieben hat. Ich kann alſo mit ruhigem Gemüthe in meiner Abhandlung fortfahren. Ich werde meine Abſicht lediglich dahin gerichtet ſeyn laſſen, daß ich in verſchiednen Exempeln zeige: »was vornehmlich bey der Wahl und »geſchickten Einrichtung der Buchdruckerſtöcke, nach Be»ſchaffenheit einer jedweden Schrift, und deren weſent»lichem Inhalte, zu beobachten ſey, damit die Natur der »Sache allenthalben beybehalten, und dem Leſer ein auf»rich»

richtiger Begriff von demjenigen beygebracht werde, »weſſen er ſich zu dieſer Schrift und ihrem Verfaſſer zu »verſehen habe.«

Niemals habe ich ohne Wehmuth an den übeln Geſchmack denken können, welcher bisher bey den juriſtiſchen Schriften, in Anſehung der Buchdruckerſtöcke, geherrſcht hat. Da ich ſelbſt ein Prieſter der Gerechtigkeit bin, und ſo gut liquidiren kann, als ein Pachtamtmann; ſo liegt mir viel daran, daß ich auch in dieſem Stücke der eingerißnen Unordnung nach Vermögen Einhalt thue. Könnte ich dieſem Uebel dadurch ſteuern, wenn ich aufrichtig geſtünde, daß mich dieſer Mißbrauch mehr als einmal die bitterſten Thränen gekoſtet hat; ſo würde ich dieſes wehmüthige Bekenntniß mit Vergnügen thun. Weil aber unſer großer Alciatus in ſeiner Gloſſa ad l. 4. D. de Iuſtitia et Iure §. fruſtra enim 14. aus der Erfahrung ſehr gründlich angemerkt hat, daß ein Advokat nicht auf die Augen, ſondern auf die Hände ſeiner Clienten ſehen müſſe, und es allerdings wider den Stylum curiae laufen würde, wenn ein Rechtsgelehrter ſich durch Thränen bewegen ließe; ſo halte ich es für ſehr vergebens, dieſes Bekenntniß meiner Betrübniß öffentlich abzulegen. Es wird genug ſeyn, wenn ich einige Vorſchläge thue, was künftig in Anſehung der Buchdruckerſtöcke bey juriſtiſchen Schriften zu beobachten ſey.

Unter ſechs praktiſchen Abhandlungen de eo, quod juſtum eſt, circa, wird man wenigſtens fünfe antreffen, über welchen die Gerechtigkeit mit verbundnen Augen, mit dem Schwerdte, und mit der Wage ſitzt. Ich weis es wohl, daß dieſes ihr gewöhnlicher Aufzug iſt, und ich würde dabey gar nichts erinnern, wenn man ſie

nur

Bey uns iſt dieſe Tracht gar nicht mehr Mode. lächerlich würde es ausſehen, wenn ich jenen Landj der nichts thut, als daß er trinkt und ſpielt, mit und Harniſche malen wollte, wie ſein Großvater g iſt, der in denen rauhen Zeiten lebte, in welchen n noch für rühmlich hielt, fürs Vaterland zu ſte Nein, itzt ſind unſre Zeiten weit geſitteter und aufg ter, und ich halte es für billig, daß auch wir, je ſ:inem Stande, uns nach dem heutigen Geſchmack ten lernen. Ich rathe es alſo meinen Collegen a tig: Wenn ſie nützliche Anleitungen zur güldnen P ſchreiben wollen; ſo müſſen ſie den Buchdruckerſt wählen, daß die Göttinn der Gerechtigkeit nicht die Augen verbunden habe, ſondern ſie müſſen ih Binde auch über die Ohren recht feſt machen, daß ſ der hört noch ſieht. Die Hände hingegen müſſen ſ ſchlechterdings frey laſſen, damit ſie zugreifen wenn die Parteyen ihren Beweis und Gegenb übergeben, es beſtehe nun dieſer in baarem Gelde, in Victualien.

Aber ſo ſtrenge will ich doch nicht ſeyn, daß i Wage ganz und gar abſchaffen wollte. Nein! ſie noch ihren guten Nutzen. In den Werken, welch

ſchönen Geſchlechte zu gefallen, muß ich anmerken, dieſe ſey eine praktiſche Kunſt, zu unterſuchen, wie ſich die Sache eines Armen gegen die Sache eines Reichen, und ein Kober Krebſe, den uns ein armer bedrückter Bauer, als Kläger, bringt, gegen ein wildes Schwein verhält, das uns ſein gnädiger Herr, als Beklagter, zu Aufmunterung unſers Eifers für die gerechte Sache zuſchickt. Dieſes heißt iuſtitia diſtributiua *). Und in dieſem Falle iſt die Wage ganz unentbehrlich. Ich wollte aber doch auch wohlmeynend rathen, daß man die Gerechtigkeit bey dergleichen Gelegenheit mit offnen und unverbundnen Augen vorſtellte; denn es trägt dieſes viel dazu bey, den ſtatum cauſſae recht einzuſehen.

Ich beſitze ein Buch, aber der Titel iſt weggeriſſen, um deswillen iſt mir der Verfaſſer und die Jahrzahl, wenn es herausgekommen, unbekannt. So viel kann ich aus dem Drucke ſchließen, daß es ziemlich alt ſeyn muß.

*) Hiervon iſt mit mehrerm nachzuſehen des berühmten Herrn Profeſſors zu Leiden Gille Joannhoek nomenclator forenſis, oder juriſtiſches Wörterbuch, in welchem, unter dem Buchſtaben J, obige Beſchreibung de iuſtitia diſtributiua von Wort zu Wort ſich befindet, und noch dieſes hinzugeſetzt iſt, daß nach verſchiedner Rechtsgelehrten Meynung ein Kober Krebſe probatio ſemiplena, ein wildes Schwein aber documentum guarentigionarum heiße. Ich habe aber davon mit Fleiße in meinem Texte nichts erwähnen wollen, weil dieſes nur den holländiſchen Schlendrian betrifft, und hier zu Lande gar und gar nicht eingeführt iſt.

mag, und die ſogenannten Summarien der Kapitel zeigen durchgängig, daß es von der Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit, oder, wie mein unbekannter Autor ſich ausdrückt, de vltimo fine cauſſidicorum handelt. Von der Sache, welche darinn ausgeführt worden, will ich nichts gedenken, weil ſie auf unſre Zeiten gar nicht paßt. Allein, dieſes muß ich doch als einen Beweis des guten Geſchmacks anführen, den man in vorigen Zeiten gehabt, daß man daſelbſt beſonders drey Stöcke antrifft, welche außerordentlich wohl gewählt ſind. Der erſte ſteht gleich über dem Anfange der Vorrede, und iſt ein feiner Holzſchnitt, der eine Wollſchur, und im Proſpecte den Tempel der Gerechtigkeit ganz zierlich vorſtellt, mit der Ueberſchrift: Paſtoris eſt, tondere pecus! Der Anfangsbuchſtabe iſt ein A, ſo auf einem Expensſtuche ſteht. Zum Schluſſe der Abhandlung iſt eine zuſammengekrümmte Schlange, ungefähr ſo, wie man die Ewigkeit mahlt. In dem innern Raume derſelben erblickt man die Worte: In ſaecula ſaeculorum. Ob dieſes letztere nur ein andächtiger Wunſch ſeyn ſoll, den der Verfaſſer, anſtatt des ſonſt gewöhnlichen, in unſern Zeiten aber auch altväteriſch gewordnen, Soli Deo gloria, angehangen hat? das weis ich nicht. Ich glaube aber, daß dieſe Stöcke ſich alle drey gar füglich auf den abgehandelten Satz, de vltimo fine cauſſidicorum, deuten laſſen.

Anfänglich hatte ich mir vorgeſetzt, einen Buchdruckerſtock auszudenken, den man vor eine Schrift ſetzen könnte, in welcher von der Billigkeit, ſich der Wittwen und Waiſen ohne Eigennutz und redlich anzunehmen, gehandelt würde. Es hat mir es aber ein gewiſſer vornehmer Mann ausgeredet, und zur Urſache angeführt, daß

den

rgleichen Stücke gar überflüſſig wären, da dieſe Mate
e nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gehörte, welche
enig Leſer, und um deswillen ſchwerlich einen Verleger
aben würden. Aus Hochachtung gegen dieſen großen
Mann bin ich zwar ſeinem Rathe gefolgt; nur befürchte
), daß mir dadurch die Gelegenheit genommen werden,
n verſchiednen juriſtiſchen Sätzen zu handeln, welche
an eben ſo wohl für ſolche theoretiſche Wahrheiten, als
ne halten, und glauben wird, daß ſie weder Leſer, noch
Verleger, finden dürften. Nunmehr darf ich es in der
hat nicht wagen, etwas von der Natur und Eigenſchaft
nes Advokatengewiſſens, von Wiedererſtattung des un-
chterworbnen Gutes, welches man mit aller Legalität
inem Clienten entwendet hat, von der Wichtigkeit der
idſchwüre, von der Strafe der Erbſchleicher, und von
ndern andern Sachen zu reden. Ja nach eben dieſer
egel wird es vergebens ſeyn, von der Tarordnung et-
as zu gedenken. Und dennoch glaube ich, alle dieſe
Stücke ſollten die ſchönſten Erfindungen zu den zierlichſ
en Buchdruckerſtöcken geben. Ich kann dieſen Verluſt
nun verſchmerzen. Geſetzt auch, daß alle dieſe Dinge
icht mehr Mode, und höchſtens nur theoretiſche Wahr
eiten ſind! Darf man denn deswegen nicht weiter da
on ſchreiben? Kann man ſie denn nicht wenigſtens unter
e juriſtiſchen Alterthümer rechnen? Sollten dergleichen
Abhandlungen nicht wenigſtens eben ſo nützlich ſeyn, als
ie Abhandlungen von den Galben der Griechen, und
on den langen und kurzen Röcken der Römer? Ich
ette darauf, wer davon ſchreibt, kann ſich den Beyfall
er berühmteſten Männer, und wenigſtens in vier Vo-
renblättern den Titel eines doctiſſimi, clariſſimi, viri
celeberrimi, Auctoris aetatem venerandi, verſpre-
en. Nur von der Billigkeit, ſich der Wittwen und

Wai-

mir gegebenen Rathe dieſes großen Mannes zu
weil er mein nächſter Vetter iſt; weil er über zw
tauſend Gulden beſitzt; weil er drey Aerzte hat,
alle drey auf einmal mit Medicamenten verſorge
er alſo, wofern dieſe ihr Handwerk recht verſtehen
lange mehr leben kann. Vor der ganzen Welt
mich dieſe Gründe rechtfertigen; und wer mir nu
noch vorwerfen wollte, daß ich aus Eigennutze na
hen, und nicht die Liebe zur Wahrheit über alles
laſſen, der muß ſein Lebtage keinen reichen Vetter
haben. Und auf ſolcher Leute ihr blödes Urtheil g
nichts, wie billig.

Für die Schriften unſrer ſtarken Geiſter ha
lange, doch vergebens nachgedacht, einen Buchh
ſtock ausfindig zu machen. Ueber Wahrheiten z
gen, welche wir, kleine Seelen, unter einander ge
glich die wichtigen Wahrheiten der Religion ne
dazu gehört eine ſo beſondre Fähigkeit, welche m
deutlicher Weiſe bey vernünftigen Kreaturen nic
trifft. Ich rede gar nicht von allen. Denn G
will ich, was den tiefſinnigen Verſtand anbetrift

barbarisch, wenn man unsern Freygeistern nicht einmal diesen Titel einräumen wollte. Ein Geschöpf, welches sich so viel Gewalt anthut, daß es seine Empfindung verläugnet; welches Sachen behauptet, worinnen ihm sein eigner Verstand widerspricht; welches seiner Vernunft entsagt, um uns die Vernunft, als das einzige Mittel zur Glückseligkeit anzupreisen; welches sich der Verachtung aller Welt aussetzt, um unser Lehrmeister zu werden; welches in dieser Welt sein Glück von sich stoßt, uns zu versichern, daß wir in jener Welt keines zu hoffen haben; welches ein Narr wird, um ein Autor zu heißen; ein solches Geschöpf sollte nicht einmal so viel Mitleid verdienen, daß wir ihm den Titel eines Spinozisten zugestünden? Der Einwurf taugt gar nichts, er ist abgeschmackt, wenn man auf die Erfahrung trotzt, daß der schwächste Kopf oftmals der stärkste Geist sey; daß dazu viel weniger Verstand gehöre, die Gründe der geoffenbarten Religion zu läugnen, als zu beweisen; daß derjenige die Gesetze des Staats beleidige, welcher die Gesetze der Offenbarung über einen Haufen zu werfen sucht; daß die Pflichten der Geselligkeit dadurch gebrochen würden, wenn man seinen Mitbürgern die Mittel, ihr Gemüth zu beruhigen, aus den Händen reißt, ohne ihnen bessre Mittel anzugeben. Alle diese Einwürfe sind ungegründet, sie sind abgeschmackt. Ich habe es schon oben gesagt, und hier sage ich es noch einmal. Das ist ein richtiger Beweis, und noch weit gründlicher, als derjenige Beweis, welchen unsre starken Geister einigen Engländern treuherzig nachbeten, wenn sie die biblische Geschichte von der Schöpfung der Welt lächerlich machen wollen.

Aus rühmlichem Eifer, für die gerechte Sache unsrer starken Geister, bin ich von meiner Hauptsache ganz

wahrt werden, welche aus Mangel der Vernunft ſi
andern ſchaden können. Das Meinige habe ich
und komme nun wieder zur Hauptſache.

Meine Leſer werden ſich erinnern, daß ich
anfangs erwähnt, wie ich lange und vergebens
dacht hätte, einige Buchdruckerſtöcke ausfindig zu m
Dieſes bewog mich, eine der neueſten Schriften
ſtarken Geiſter aufzuſchlagen, und wenn die ande
ſo ſind, ſo halte ich meine Sorge beynahe für über
weil ich finde, daß die Stöcke mit Einſicht gewähl
Dieſe ganz neue, und wo ich nicht irre, die aller
Abhandlung fängt ſich mit einem J an. Dieſer
ſtabe ſteht in einer viereckichten Verzierung, auf
ein Fuchs ſitzt. In ſeinen Pfoten hält er einen
Weil es nur ein Holzſchnitt iſt, ſo habe ich nich
deutlich unterſcheiden können, ob es der Kopf von
Menſchen oder von einem unvernünftigen Thiere iſ
eben dieſes hat mich noch bis auf dieſe Stunde zwei
gelaſſen, ob es das Bruſtbild des geſchickten Herr
faſſers ſeyn, oder auf die bekannte Fabel gehen ſoll,
Phädrus von der Maske erzählt, die zwar vort

der Nachwelt sein Bildniß mittheilen wollen. Beyläufig muß ich hier gedenken, daß ich in veteri triclinio a *Jul. Virgio* exhibito in appendice ad Ciaccon. p. 120. edit. Sanctandr. nachgeschlagen, wo ich unter andern gemalten Larven eine gefunden habe, welche meinem obgedachten Herrn Autor vollkommen ähnlich sieht; und dieses überzeugt mich von seinem guten Geschmacke noch mehr.

Vermöge der natürlichen Ordnung komme ich nunmehr auf die Philosophen. Denn ich kenne keinen einzigen Freygeist, welcher sich nicht unter der ansehnlichen Gestalt eines Philosophen groß und furchtbar zu machen sucht. Die Menge der philosophischen Schriften verleitete wohl, daß ich die gelehrte Welt mit einer eben so großen Menge von Buchdruckerstöcken versorgte, welche vor dieselben gesetzt werden könnten. Man könnte sich hiervon einen doppelten Nutzen versprechen. Ich würde dadurch dem Mißbrauche steuern, welcher besonders bey dieser Art von Schriften eingerissen ist, und überdies würden die Leser noch den Vortheil haben, daß sie bey Erblickung eines deutlichen Buchdruckerstocks wenigstens etwas verstünden, da gemeiniglich die Abhandlungen selbst so eingerichtet sind, daß man ohne besondre Erleuchtung nicht einsehen kann, ob es eine Abhandlung von den Monaden, oder aus der Alchymie seyn soll. Mein Vorsatz erlaubt mir nicht, so weitläuftig zu seyn, als es das allgemeine Beste erfodert; und ich hoffe, ich werde das Recht haben, meine Bequemlichkeit allen andern Absichten vorzuziehen, so lange man einem Autor das Recht nicht absprechen kann, mehr auf sich, als auf das gemeine Beste, zu sehen. Um deswillen werde ich für diesmal nur einiger gedenken. Wir fangen nunmehr an, diejenigen glückseligen Zeiten zu erleben, in welchen wir

durch mehr, als ein gedrucktes Zeugniß, den Vo
unſrer eiferſüchtigen Nachbarn zu Schanden mache
nen, welche glauben, daß wir Deutſche zu wenig
und zu viel Ernſthaftigkeit beſitzen. Unſre mu
Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler V
genheit unternehmen ſie Beweiſe der ſchwerſten und
hafteſten Materien aus der Metaphyſik, und de
alles mit einer ſpaßhaften Miene, und mit einer
merkwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn ſie von den e
Wahrheiten der beſten Welt zu reden verſprechen, ſi
den ſie uns mit lachendem Munde erzählen, daß di
gen ihrer Chloris reizend, und ihr Mund ſo bezau
ſey, daß ſie von ihrer beſten Welt erſt alsdann recht
führt werden könnten, wenn ſie dieſen Mund küſſen
ten. »Das erſte Weſen aller Dinge legte mit
»Vorſicht die Kräfte in den Menſchen, die Mit
»wahlen, welche zu Beförderung ſeiner Glückſel
»dienlich ſind, und dasjenige zu meiden, was ihr
»Erlangung derſelben hinderlich ſeyn konnte.« So
tig klingt ihr Satz. Fragt man nach dem Bew
Der Beweis folgt unmittelbar drauf. »Ich wäh
»Chloe, weil ich bey ihrer Liebe der Glückſeligſte
»aber mit der größten Kaltſinnigkeit begegne ich
»den, denn ihre Sprödigkeit will keine Schäfer, ſo
»Sklaven, haben.« Iſt dieſer Beweis nicht gan
erwartet? Iſt er nicht eben um deswillen vortref
Unſer großer Philoſoph liebt Chloen, und flieht
den! Warum? Denn das erſte Weſen aller Dinge
legte mit weiſer Vorſicht (§. 4.) die Kräfte in den
(§. 7. 10.), durch eine freye Wahl (§. praeced.)
Glück und ſein Unglück zu befördern. Es wird e
ſolchen ſtarkdenkenden Geiſte ein leichtes ſeyn, die Exi
Gottes auf eine ſo ſpielende und luſtige Art zu bew

daß auch der Setzer seiner Schrift vor herzlicher Ueberzeugung sich des Lachens nicht enthalten kann, so bald er die Demonstration in die Hände bekömmt. Konnte wohl ein vortrefflicheres Mittel, als dieses, ausgesonnen werden, auch den Pöbel von den wichtigsten Wahrheiten der höchsten Philosophie und der natürlichen Gottesgelahrheit zu überzeugen? Gewiß keines! Und wer so unverschämt seyn, und mir darinnen widersprechen wollte, der müßte . . . ich weis beynahe nicht, was ich von ihm denken sollte; mit einem Worte, der müßte so eigensinnig, als Wolf, seyn. Wenn ich meine philosophischen Helden mit einem Blicke übersehe; so finde ich bey allen eine große Aehnlichkeit, die sie unter einander haben. Der Körper von ihren Abhandlungen ist ernsthaft und ansehnlich; die Einkleidung ist lustig und poßierlich. Ich werde also für alle einen Buchdruckerstock vorschlagen. Vielleicht schickte sich dieser am besten, wenn sie sich wollten gefallen lassen, über ihre Schriften ein Bild zu setzen, welches einen griechischen Philosophen in seiner ehrwürdigen Kleidung vorstellte; jedoch mit dem Unterschiede, daß er den Mantel, den Hut, und die komische Stellung eines Scapins an sich hätte. Wem der Scapin nicht gefällt, der mag sich den Pantalon wählen; und wem die Kleidung des Pantalons auch noch zu ernsthaft ist, dem lasse ich die freye Wahl, die dritte Art von dergleichen Trachten zu nehmen, welche bey seiner Schrift vielleicht noch natürlicher läßt.

Es giebt unter unsern Philosophen eine gewisse Secte, welche durch ihren geheimnißvollen Vortrag ihre Meynung so gut zu verstecken wissen, daß man darauf schwören sollte, sie verstünden selbst nicht, was sie schreiben. Ihre Sprache ist so dunkel, wie die Räthsel der

Morgenländer, und wenn ſie anfangen, recht tiefſinnig zu demonſtriren; ſo ſollte man glauben, ſie zauberten. Ich werde es verantworten können, wenn ich ſie um deswillen philoſophiſche Quäker nenne. Bloß aus Hochachtung gegen ſie geſchieht es, daß ich ihnen dieſen Titel beylege. Ich ſuche auch zwiſchen ihnen und den Quakern keine Aehnlichkeit weiter, als in der Art, mit welcher beyde ihre Gedanken ausdrücken. Denen würde ich es in der That ſchlechten Dank wiſſen, welche in der Vergleichung weiter gehen, und von dem geiſtlichen Hochmuthe der Quäker, von ihrem verderbten Geblüte, von ihrer unachtſamen Kleidung, von gewiſſen unordentlichen Trieben, welche doch ihren Lehrſätzen, wenigſtens dem Wortverſtande nach, widerſprechen, und von andern dergleichen Sachen eine Aehnlichkeit auf meine Philoſophen herleiten wollten. Es iſt hier der Ort gar nicht, davon zu handeln; vielleicht zeigt ſich im Nachfolgenden eine Gelegenheit dazu. Itzt will ich beym Hauptſatze bleiben, da ich dergleichen Philoſophen, ihrer myſtiſchen Sprache wegen, mit den Quakern in eine Reihe ſtelle. Für dieſe ſchickt ſich wohl kein Buchdruckerſtock beſſer, als derjenige, welcher die Prieſterinn zu Delphis auf ihrem Dreyfuße mit begeiſterter Geberde, und derjenigen heiligverzerrten Miene vorſtellt, mit welcher ſie die neugierigen und verzweifelnden Menſchen durch ihre hohen Ausſprüche noch zweifelhafter mache. Dieſer Buchdruckerſtock hat ſeinen zureichenden Grund in dem Weſen des Dings; oder, niedriger zu reden, er ſchickt ſich auf meine quakeriſchen Philoſophen vollkommen. Dieſe bekommen, über ihren Erweiſen, von der Einheit, von dem ſich ſelbſt Beſtimmenden, vom leeren Raume, und dergleichen, eben ſolche kunſtmäßige Verzuckungen auf ihren Großvaterſtühlen, als die delphiſche Prieſterinn unter

ihrem

ihrem Wahrſagen auf dem Dreyfuße bekam. Wenn dieſe ſchäumte, ſo redete ſie die Sprache der Götter, denn ein Sterblicher verſtund ſie nicht; und wenn dergleichen Philoſophen bündig ſchreiben, ſo ſchreiben ſie unverſtändlich, denn dieſes nennen ſie die Sprache der Weisheit. Die delphiſchen Ausſprüche, ſo dunkel ſie auch waren, fanden dennoch ihre eifrigen Verehrer, und man betete ſie abergläubiſch nach, ohne zu wiſſen, was darunter verſtanden würde. Iſt aber nicht eben dieſes auch bey uns die Urſache, daß wir in der Weltweisheit ſo abergläubiſche Sectirer in **aner finden, welche eben das denken, was ihr Lehrmeiſter gedacht hat? Und oftmals hat dieſer nichts gedacht. Wer ſich an dem Tempel zu Delphis vergreifen wollte, dem drohten die Prieſter mit den rächenden Blitzen der Götter, und ganz Griechenland ward in Harniſch gebracht. Frevelt man aber mit einem Philoſophen, ſo erbittert man gewiß ein ganzes Heer junger Schriftſteller, welche das Lehrgebäude ihres Abgotts, durch Heiſcheſätze, Lehrſätze, Grundſätze, und Aufgaben, vertheidigen, und uns wohl gar mit a + b — x zu Heiden demonſtriren. Kömmt es aber gar zu weit, daß ſich ihr Anführer ſelbſt in den Kampf mengt: ſo werden wir uns gewiß keine gelindere Züchtigung verſprechen können, als daß er uns methodo mathematica auf einmal aus einem Menſchen in ein unvernünftiges Thier verwandelt. Noch mehr! Die delphiſche Prieſterinn wahrſagte nicht eher, als bis ſie durch genugſame Opfer, Geſchenke und Belohnungen, in ihre heilige Wuth gerieth; und meine Philoſophen werden niemals eher . . Doch ich irre mich. Meine Philoſophen ſchreiben bloß aus Liebe zur Wahrheit.

Unſre heidniſchen Vorfahren gaben ihren Prieſtern, den Barden, Schuld, daß ſie in ihren Liedern und Ge-

fangen mit vieler Heftigkeit wider den Geiz eiferten, gleichwohl selbst die Geizigsten im ganzen Volke w
Da wir nunmehr Christen sind; so ist freylich diese Gewohnheit mit noch viel andern Lastern abgekom
welche die alten Deutschen an sich hatten. Doch e
Aehnliches davon findet sich noch bey einigen unsrer
losophen. Ich will ihrer nur mit wenig Worten g
ken, da ich mich im Vorhergehenden auf gewisse A
dazu anheischig gemacht habe. Es giebt deren zwi
Straßburg und Breßlau nur drey, höchstens vier,
che in ganzen Quartanten von den Pflichten der
schen gegen ihre Mitbürger, von Erlangung des
sten Gutes, von der Erkenntniß des Schöpfers au
Natur, von der Belohnung und Bestrafung des G
und Bösen, von der Unsterblichkeit der Seele, vo
Bändigung aller heftigen Leidenschaften, und ve
wahren Zufriedenheit eines Menschen, mit solcher
haftigkeit und mit solchem Eifer schreiben, daß sich
Abhandlungen auf das erbaulichste lesen lassen. G
wohl will man aus besondern Umständen dieser P
listen schließen, und für gewiß versichern, daß sie,
man sie als Menschen, und nicht als Philosophe
trachtet, nichts weniger, als die Pflichten gegen
Mitbürger, erfüllen; daß sie in Bestimmung des
sten Gutes sehr ungewiß sind, und sich sehr körpe
Begriffe davon machen; daß sie an die Erkenntni
Schopfers, an die Vergeltung des Guten und B
und an die Unsterblichkeit der Seele nicht länger de
als sie auf der Katheder stehen, oder an dem Pulte
Niemals sind sie, sagt die Gelehrtenhistorie unsrer
wider den Hochmuth mehr ergrimmt, als wenn
ihnen ihren Rang streitig machen will. Nur erst als
kömmt ihnen der Geiz recht abscheulich vor, wenn

ldger ſo unphiloſophiſch ſind, und auf ihre Bezah
dringen. Und iſt ihre Chloe, (denn die Philoſophen
n auch ihre Chloen,) iſt dieſe, ſage ich, ſo niedrig
nt, daß ihr die Geſchenke und Küſſe eines erhitzten
itzers lieber ſind, als die abſtracten Seufzer ihres
natiſchen Anbeters; ſo kann man gewiß glauben, daß
i der nächſten Meſſe eine große Abhandlung wider
nbändigen Leidenſchaften der Wohlluſt und der un-
ntlichen Liebe ſchreiben wird. Für dieſe Philoſophen
; ich keinen beſſern Buchdruckerſtock vorzuſchlagen,
ihr eignes Bildniß. Sie ſollen die Wahl haben, ob
ich nur im Bruſtbilde, oder in ihrer völligen Größe
len vorſtellen laſſen. Die Larven, unter welchen ſie
ordentlich zu verbergen ſuchen, will ich ihnen nicht
z nehmen; ſie mögen ſolche behalten, doch ſo, daß
a wenigſtens die Hälfte von ihrem wahren Geſichte
n kann. Ein einziges Lineament, das man von ih-
erblickt, wird ſchon genug ſeyn, dem Leſer zu zeigen,
hinter der Larve ſteckt. Es muß artig anzuſehen
, wenn die eine Seite des Geſichts einem Lehrer des
ſchlichen Geſchlechts gleicht, die andre Seite aber ſolche
ge blicken läßt, welche die heftigſten Leidenſchaften ei-
eingebildeten, eines geizigen, eines ausſchweifenden
müths verrathen. Ich will nicht hoffen, daß ſich
ne Philoſophen durch dieſen wohlgemeynten Vorſchlag
idigt finden werden. Geſchähe dieſes aber, ſo ver-
ren ſie wohl, daß ſie die Obrigkeit ſelbſt anhielte, en-
der gar nicht mehr zu ſchreiben, oder ihr Bildniß ſo
zuſetzen, daß ſie auch nicht einmal die Hälfte des Ge-
ts bedecken dürften. Ich weis beynahe nicht, welche
a dieſen beyden Strafen für ſie die grauſamſte ſeyn
rde.

Eben da ich im Begriffe bin, in gegenwärt
handlung weiter fortzufahren, und gegen die übri
lehrten und Schriftſteller eben die Bereitwilligke
gen, die ich bisher gegen die Rechtsgelehrten, d
geiſter und einige Philoſophen, gezeigt habe; ſo
ich von meinem guten Freunde, Peter Tromm
Augsburg, einen Brief, worinnen er meldet, daß
meinem Vorhaben, gegenwärtige Schrift ab
Nachricht erhalten, und um deswillen ſich die M
geben habe, einige Buchdruckerſtöcke zu ſchneiden,
er mir den Abdruck ſchickt. Er überläßt mir die
ausfindig zu machen, vor welche Bücher ſie ſich ei
ſchicken, und bittet mich, ſeine Arbeit ſo wohl,
löbliches Vorhaben, noch mehr dergleichen zu lief
gelehrten Welt bekannt zu machen. Ich darf
als meinem Freunde, freylich nicht wohl abſchlag
geachtet ich von einigen ſeiner Buchdruckerſtöcke g
errathen kann, vor welche Bücher ſie ſich eigentlich
ſollten. Weil aber Herr Trommer vor allen and
gen ſeiner Geſchicklichkeit in der Kunſt, Buchdruck
zu ſchneiden, berühmt iſt, ſo will ich ſie meinen
mittheilen. Hoffentlich wird ſich dieſes Verzeichn
ſo anmuthig leſen laſſen, als ein Meßcatalogus, w
auch nur Titel von Büchern lieſt, und oftmals ſol
tel, aus denen man den eigentlichen Inhalt der B
zu welchen ſie gehören, wohl nimmermehr errathe
Finden ſich, wie ich gar nicht zweifle, Liebhaber zu
Buchdruckerſtöcken; ſo kann ich ihnen melden, da
Peter Trommer künftige Oſtermeſſe zu Leipzig in
nings Hofe rechter Hand anzutreffen, und bey ih
um einen leidlichen Preis zu bekommen ſeyn wird.
behalte mir die Erlaubniß vor, nach der Meſſe

Nachricht zu geben, welche von diesen Stücken abgebildet abgegangen sind. Hier ist das Verzeichniß selber.

Mitten unter alten Gemäuern von eingefallnen Tempeln und Säulen sitzt derjenige Vogel, welcher nur im Finstern sieht, und bey Tage blind ist, der sich vom Ungeziefer und kleinen Gewürme nährt, dessen gräßliches Geschrey niemals etwas Gutes bedeutet, und welcher, so bald er zu schreyen anfängt, alle Vögel der ganzen Gegend wider sich rege macht. Was mir bey diesem Stocke am besten gefällt, ist dieses, daß Herr Trommer mit vieler Geschicklichkeit diesem Vogel eine so ernsthafte Miene zu geben gewußt, daß er alle andre Vögel mit Verachtung anzusehen scheint, welche nicht, wie er, unter altem Gemäuer und im Dunkeln sich beständig aufhalten. Ein Paar große Augen, die er grimmig im Kopfe herumwälzt, ein aufgesperrter Schnabel, und starke Klauen scheinen einen jeden zu warnen, diesen Vogel in seinem Neste anzugreifen.

In einem prächtigen Zimmer ist ein Mann zu sehen, welcher, nach einer beygebrachten Anmerkung, der römische Kaiser Domitian seyn soll. Er thut ungemein geschäfftig, und scheint sich, durch die viele Arbeit und heftige Bewegung, ganz ermüdet zu haben; ungeachtet dieses seine wichtigste Beschäfftigung ist, daß er Fliegen fängt. Das Bild ist vortrefflich gemalt, ich kann es nicht läugnen; nur weis ich ganz und gar nicht zu begreifen, warum er diesen Mann nicht in römischer, sondern in deutscher Kleidung vorgestellt hat.

Der dritte Buchdruckerstock ist das Bild des griechischen Weisen, welcher die Sterne sorgfältig betrachtet, auf den Weg aber nicht sieht, und um deswillen in eine Grube fällt. Herr Trommer hat hierbey den Einfall, den vielleicht der meiste Theil meiner Leser auch haben wird, daß

sich

sich natürlich dieser Stock am besten vor einige astronomische Abhandlungen schicke. Ich will diesem nicht gänzlich widersprechen, wenn ich bedenke, daß viele der Mathematiker sich um die Sterne mehr bekümmern, als um dasjenige, was sie auf der Erde, und gegen sich selbst so wohl, als gegen andre Menschen zu beobachten haben. Es ist wahr, es giebt deren verschiedne, welche ihre Haushaltung und Kinderzucht versäumen, um der Bahn eines Kometen nachzuspüren; und welche nichts thun, als daß sie mit elektrischen Experimenten spielen, zu der Zeit, da ihre Weiber vor langer Weile ganz andre Observationen anstellen. Gleichwohl sollte ich meynen, daß es noch viel mehr Arten der Gelehrten gäbe, welche aus eben diesen Ursachen einen Anspruch auf gegenwärtigen Buchdruckerstock machen können. Und besonders möchte ich ihn einem gewissen Manne vorschlagen, welcher über die Untersuchung der jüdischen Alterthümer Weib und Kind vergißt, und als ein halber Rabbine in Gesellschaften unerträglich wird.

Eine Gesellschaft von Schustern sitzt an einem Tische beysammen. Auf demselben liegt eine Landkarte von Deutschland. Man sieht es ihnen an ihren Gesichtern ganz deutlich an, daß sie sehr heftig mit einander streiten. Der eine weist mit dem Finger auf Schlesien, und sieht sehr bedenklich dabey aus; zween haben einander bey den Haaren gefaßt, und der dritte liegt schon unter der Bank, und überhaupt sieht die ganze Gesellschaft sehr patriotisch aus. Mich deucht, dieser Stock sollte sich sehr gut vor eine politische Monatschrift schicken.

Ein Indianer liegt, mit einem Rauchfasse in der Hand, vor einem Altare, und betet ein Götzenbild an, welches den Bauch von einem Menschen, die übrigen

Bedingungen aber, und besonders die um den Kopf herum, in verschiednen Thieren hat. Herr Trommer hat mich ihr gebeten, ihm einen Käufer zu diesem Buchdruckerstocke zu verschaffen. Ich kenne nicht mehr, als einen einzigen guten Freund, welcher im Stande ist, Bücher zu schreiben, vor welche sich ein solcher Stock schickt; und wenn sich dieser nicht entschließt, solchen zu kaufen, so weiß ich fast, ob er einen Liebhaber finden wird. Allein alsdann muß sich Herr Trommer entschließen, ihn nach * * zu schicken, wo er ihn gewiß an Mann bringen kann.

Die Fabel ist bekannt, welche uns erzählt, daß ein Mann sich Mühe gegeben, eine Menge Affen zu unterweisen, und sie dahin zu bringen, daß sie wenigstens vor den Leuten ihre natürlichen Sprünge und affenmäßigen Handlungen verbergen, und sich in ihren Posituren, wie Menschen, anstellen sollen. Als er es durch gute und harte Mittel endlich so weit gebracht, daß sie einigermaßen menschlich gethan, so verderbt ihm ein Spötter seine ganzen Bemühungen, da er Nüsse und Aepfel unter sie wirft, wodurch sie auf einmal aus ihrer unnatürlichen Stellung gebracht werden, und sich so zeigen, wie sie natürlich sind. Diese Fabel hat mein augsburgischer Freund sehr lebhaft in einem Stocke ausgedrückt. Der Mann, welcher sich Mühe giebt, die Affen zu unterweisen, scheint sich sein Amt so angelegen seyn zu lassen, als wenn er mit der wichtigsten Sache von der Welt zu thun hätte. Aber die unterschiednen Stellungen seiner Schüler geben deutlich genug zu verstehen, daß sie nur aus Zwang vernünftig thun, und länger nicht, als er vor ihnen steht, und ihnen droht. Unter der menschlichen Kleidung guckt das Affengesicht allemal vor. Verschiedne blöken gar die Zähne wider ihn, und der eine Affe

besonders, welcher vor andern anständig ist, drohet, ihn zu kratzen. Von ferne zeigt ihnen ein Zuschauer einen Korb voll Obst, nach welchem sie alle mit lüsternen Blicken sehen, und auf dem Sprunge zu stehen scheinen, Furcht und Zwang zu verlassen, um ihrem natürlichen Triebe wieder zu folgen. Dieser Buchdruckerbock sticht wegen seiner außerordentlichen Sauberkeit, mit der er gezeichnet ist, vor allen andern meinem Beyfall, und ungeachtet er sich vor gegenwärtige Abhandlung gar nicht schicket, so würde ich doch dem Verleger sehr verbunden seyn, wenn er die wenigen Kosten nicht scheuen, und dieses Stück kaufen wollte, damit er meinen Schrift vorgesetzt werden könnte. Ich weis gewiß, er ist zu gefällig, als daß er mir diese Bitte abschlagen sollte.

Hinc

Hinkmars von Reykow
Noten ohne Text *).

Nunmehr thue ich den ersten Schritt in die gelehrte Welt. Schon vor dreyßig Jahren hatte mich die Natur mit so starken und dauerhaften Gliedmaßen begabt, als zu einem Skribenten erfodert werden. Dennoch habe ich, welches fast unglaublich ist, jedesmal über mich selbst so viel Gewalt gehabt, daß meine Gelehrsamkeit noch niemals zum wirklichen Ausbruche gekommen ist, ich nehme einige kritische Versuche aus, welche ich im Jahre 1719, bey der damaligen großen Theurung, für und dem guten Geschmacks zum Besten, doch jedesmal unter fremdem Namen, der Welt mittheilen mußte. Seit dreyßig Jahren also habe ich nur einen Zuschauer unter den Gelehrten abgegeben. Meine ganze Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, zu sehen, welches die sichersten und leichtesten Mittel wären, sich auf einmal über ihre zu schwingen, und bis auf die späteste Nachwelt berühmt zu werden. Ich habe angemerkt, daß die Bemühungen der Geschichtschreiber, der Philosophen, der Dichter, und aller übrigen Gelehrten, so beschwerlich, so ungewiß, und so gefährlich sind, daß ich mich wohl hüten werde, mich mit einer von diesen Arten Schriften zu vermengen. Hingegen getraue ich mir, durch hundert Exem-

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 2ter Band, 4tes Stück, 1744.

Exempel zu behaupten, daß man durch seine Mi
der Welt leichter zur gehörigen Autorgröße gelangen
als durch die Beschäftigung, die Schriften andrer
ner durch Noten zu vermehren, und zu verbessern.
von denen man schworen sollte, daß sie die Na
nichts weniger, als zu Gelehrten, geschaffen hätte;
welche, ohne selbst zu denken, die Gedanken der
und anderer berühmten Männer erklären; solche
sind es, die sich groß und furchtbar machen; wo
durch? Durch Noten! Noten also sind der rechte
zu demjenigen Zwecke zu gelangen, welchen alle Ge
auf verschiedne Arten, aber mit zureichendem Erfolg
chen. Ich brauche nicht zu beweisen, daß bey
vergleichen Buche des Herrn Verfassers Noten al
das Vornehmste und Wichtigste sind, der Text selbst
nur etwas Zufälliges, wenigstens von der Erhebl
lange nicht ist, als die angehängten Noten. Ich b
mich auf die Vorreden, so man vor diesen Bücher
bet, und worinnen mein Satz allemal, nur au
schiedne Art, behauptet ist. Einem solchen Ge
würde es daher gleichviel gelten, wenn der Text
gar unterginge. Nur um seine Noten darf die
welt nicht kommen; dieser Verlust wäre unersc
Diese Betrachtung hat mich zu dem Entschlusse ge
Noten zu schreiben, ohne um einen Text besorgt zu
da dieser, wie gedacht, ohnedem nur ein Nebenum
bey einem Buche ist. Ich überlasse die Beschäfti
einen Text zu gegenwärtigen Noten zu machen, a
die weder diejenige Erfahrung, noch Geschicklichk
sitzen, die ich mit gutem Gewissen von mir selbst rü
kann. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich dadurch
tigen Jugend Gelegenheit gäbe, sich in Texten zu
Es kann gleichviel gelten, ob sie eine Materie von

itzigen politischen Umständen, oder aus der Arzneykunst, oder aus den bürgerlichen Rechten dazu wählen wollen. Eine Abhandlung von dem leeren Raume sollte sich auch nicht unrecht dazu schicken; denn dergleichen Betrachtungen werden nicht sehr gelesen, und solche Texte braucht ein Notenautor, wie ich bin, am liebsten. Ich wollte wünschen, daß sich bald wieder ein Komet sehen ließe. Meine Noten sollten sich ganz vortrefflich ausnehmen, wenn sie unter einer Abhandlung davon stünden. Man wird zwar darinnen nicht ein einziges Wort von Kometen finden: aber desto besser wäre es; denn natürlicher Weise haben dergleichen Noten, wie die meinigen sind, ohnedem mit dem Texte weiter kein Verhältniß, als das, welches ihnen der Setzer giebt. Mit einem Worte, mit dem Texte mag ich gar nichts zu thun haben, den überlasse ich kleinen Geistern. Ich bin ein Gelehrter, und zwar ein Gelehrter bey Jahren, darum schreibe ich Noten; denn das ist ein wichtiges Werk! Ich erstaune, wenn ich zurücksehe, und eine unzählbare Menge Männer hinter mir erblicke, welche sich so viele Jahre lang mit so vieler Sorge, auf so verschiedene Art, um den Namen eines Gelehrten bemüht haben, von mir aber in einer Zeit von zween Tagen, auf die bequemlichste Art von der Welt, und ohne meinem Verstande und Nachdenken die geringste Gewalt anzuthun, eingeholt, ja weit übertroffen sind. Allen meinen Enkeln will ich es anrathen. Noten sollen sie machen! Und, wollen sie es so hoch bringen, wie ihr Großvater, so machen sie Noten ohne Text! Eine Sache, welche, außer mir, wohl noch kein Deutscher gewagt hat. Nun werden es die übermüthigen Franzosen doch auch glauben, daß es in Deutschland Schöpfer gebe, welche von sich selbst etwas hervorbringen, und noch mehr thun können, als nachahmen.

Wie ſehr werde ich mich vergnügen, wenn ein gelehrter Mann und Beförderer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſich berühmt, und Noten über meine Noten machen wird! „Der große Repkow,“ wird es einmal heißen, „bedient ſich in ſeinen gelehrten Noten ohne Text, „unter andern, folgender ſehr nachdenklichen Worte ꝛc.“ Kann ein Schriftſteller zu ſeiner Beruhigung wohl mehr verlangen, als wenn ſich ein andrer Schriftſteller auf ihn beruft? Wie prächtig wird es klingen, wenn ein gelehrter Abt des künftigen Jahrhunderts in der franzöſiſchen Akademie ſeine Meynung durch mein Anſehen behaupten, und ſagen wird: „Voyez le ſavant Alle„mand, Monſieur Enkemar de Repikof, dans ſes „Remarques ſans Texte &c.“ Und wer iſt mir wohl dafür gut, daß nicht vielleicht, ſo bald gegenwärtige Abhandlung nur die Preſſe verlaſſen hat, ſchon irgendwo ein berühmter Mann mit Schmerzen auf meinen Tod wartet, nur, daß er in ſein hiſtoriſches Univerſallexicon, unter dem Buchſtaben R, dieſe Nachricht ſetzen könne: „Repkow (Hinkmar von) auf Budigaß, ein Nach„komme des großen Ecko von Repkow, ſchrieb Noten „ohne Text, und ſtarb. Er war ein billiger Verehrer „ſeiner eignen Schriften, und überhaupt ein ſehr gelehr„ter Mann. Seine vortrefflichen Noten ohne Text hat „man in viele Sprachen, und ſo gar ins Norwegiſche, „überſetzt. Die verſchiednen Auflagen davon ſind un„zählig; doch iſt diejenige wegen ihres breiten Randes „und der artigen Leiſte die beſte, welche wir dem Fleiße „des geſchickten Herrn Cowley Lizard in London zu „danken haben. Von ihm ſtammt die berühmte Secte „der Avtonotiſten ab, und er iſt der Urheber des beruf„nen methodi Repkovianae. Mehrere Nachricht von „ihm findet man in dem theatro Budigaſſiano de cla-

is Repkoviis.« Gewiß! von wem die Nachwelt
ı ſolches Urtheil fället, deſſen Mühe iſt reichlich ver-
lten; denn dieſes begreift alles dasjenige in ſich, was
r Ehrgeiz eines Gelehrten wünſchen kann.

Vor Entzücken über die dankbare Nachwelt vergeſſe
ı beynahe meine itztlebenden Leſer, welche es vielleicht
frieden ſeyn würden, wenn ich von mir ſelbſt etwas
:niger redete. Ich will zwar abbrechen, aber mich
cht entſchuldigen; denn alles, was ich bisher geſagt
be, das vertritt die Stelle einer Vorrede zu gegenwär-
ıen Noten ohne Text. Die Vorreden aber ſchreibt der
erfaſſer wohl nicht leicht um des geneigten Leſers willen,
ıdern ſeinetwegen. Mein Troſt iſt, daß ich im Nach-
henden noch öfters Gelegenheit haben werde, von mir
bſt ausführlich, doch ohne die geringſte Parteylichkeit,
ı reden.

Hinkmar von Repkow.

Noten zur Zueignungsſchrift.

O Muſen, helfet mir!] Ueberhaupt muß ich er-
innern, daß dergleichen Anrufung der Muſen bey
ückwünſchenden Dichtern nichts weiter iſt, als ein bloßes
ompliment. Die Muſen mögen nun helfen oder nicht,
ıdurch wird ſich der Dichter doch nicht irre machen laſ-
n. Dieſe Formel ſagt eben ſo wenig, als diejenige,
enn man ſpricht:

Erlaube, theurer Mann!

ter nicht zumuthen, daß er die Unkoſten umſonſt
aufgewandt haben. Ich mißbillige darum dieſe A
fung der Muſen gar nicht. Es ſind die poetiſchen
neurs, die wir unſern Mäcenaten machen. Eine S
wache thut nur ihre Schuldigkeit, wenn ſie bey An
eines vornehmen Mannes: Ins Gewehr! ruft, un
dem Parnaſſe iſt die große Ehrenbezeugung dieſe,
wir alle neun Muſen paradiren laſſen. Ich halte e
deswillen denen ſehr für übel, welche dieſe gute Ce
nie abſchaffen wollen. Sie bringen den armen D
um ein Paar Verſe, die ihm nicht ſauer werden kö
und die zum wenigſten nichts ſchaden, wenn ſie auch
helfen ſollten.

Dieß ſchwere Werk, dich, Gönner aller
ner,] Es iſt allerdings vielmals ſehr ſchwer, denje
mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu rühmen, an den d
ſchrift gerichtet iſt. So leicht es iſt, Reinbecken
nen groſſen Gottesgelehrten, Wolfen als einen Pl
phen, Hofmannen als einen geſchickten Arzt; uni
nitzen als einen Dichter vorzuſtellen, ſo ein ſchweres
iſt es hingegen, wenn ich den Aberglauben, als
Mann, auf deſſen Bruſt Licht und Recht glänzen,
Starrkatern in Eulenburg, deſſen der hamburgiſch
triot gedenkt, als einen Prieſter der Gerechtigkeit

alle Weiſen Griechenlands und Roms zuſammen, damit ſie zu ihrer Beſchämung anhören ſollen, daß in unſern Tagen ein Mann lebt, der Davus heißt.

Von Kleinigkeiten groß, von ſchlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt ſtets von ſich ſelbſt zu ſingen,
Sind Dinge, die uns ſpät, der Lobſucht ſtets gelingen.

Eben dieſe Lobſucht iſt noch das einzige Mittel, welches unſern Dichtern bey ihren Zuſchriften die größten Schwierigkeiten erleichtern hilft. Sie wollen loben! Das iſt genug! Ob aber die Züge in ihrer Lobſchrift dem Original ähnlich ſind, das iſt eine Sache, die man eben ſo genau nicht unterſuchen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf. Sie gleichen darinn einer gewiſſen Art von Malern, welche die Bildniſſe großer Fürſten und Herren feil haben. Alle dieſe ſehen einander ähnlich, und die Bilder von Ludwig dem Vierzehnten an, bis auf den General Menzel, haben nur ein Geſicht. Der einzige Unterſchied beſteht in der Tracht und Farbe des Kleides, und wenn es hoch kömmt, in einem Schnurrbarte. Dem ungeachtet weis man, wen es vorſtellen ſoll, und derjenige muß blind ſeyn, der es nicht aus der Unterſchrift ſehen ſollte. Machen es die meiſten unſrer heutigen Scribenten in ihren Zuſchriften wohl anders? Sie haben nur eine Art zu loben, und ein jeder, den das Verhängniß dazu erſehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen, und ihr Mäcenat werden ſoll, den ſtellen ſie uns allemal, als den vollkommenſten, als den tugendhafteſten Sterblichen

vor. Kurz, auch ihre Gönner und Helden haben nur ein Geſicht; den Unterſchied macht weiter nichts, als der Titel des Gönners.

Mit Zittern wagt mein Kiel] Ich bin ein Poet, das iſt ein poſtulatum, und ich will es keinem Menſchen rathen, mir zuzumuthen, daß ich dieſen Satz beweiſen ſoll. Wenn man alſo im obigen Texte die Worte: Mit Zittern wagt mein Kiel, nicht von der demüthigen Poſitur verſtehen wollte, mit welcher einige Dichter von meiner Art ihre Gönner anzureden, und ihnen die Proben ihrer unterthänigſten Ehrfurcht zu überreichen pflegen; ſo würde es allerdings ſehr unnatürlich ſeyn, zu ſagen, daß der Dichter zittere. Wir, die wir mit Göttern eben ſo vertraut umgehen, wie mit einer Schäferinn, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von ſeiner Fertigkeit zu reimen, von ſeinem Geldmangel, und von den Capitalen ſeines Gönners gewiß überzeugt iſt, iſt das unerſchrockenſte Geſchöpf unter allen Thieren. Läßt ſich alſo wohl mit Grunde von ihm ſagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, ſo geſchieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaaße zu gefallen.

Und wenn du, groſſer Held.] Dieſes Beywort iſt ſo gewöhnlich, daß ich kein Bedenken trage, ſolches dem unbekannten Gönner beyzulegen, welchem gegenwärtiges Werk künftig einmal dedicirt werden könnte. Ein Autor ſchmiegt ſich gemeiniglich in ſeinen Zueignungsſchriften dergeſtalt vor den Füßen ſeines Gönners, daß ihm derſelbe natürlicher Weiſe nicht anders, als groß, vorkommen muß, und einen Helden nenne ich ihn um deswillen, weil ich zum voraus ſetze, daß die Zueignungsſchrift an keinen von bürgerlichem Stande, ſondern an jeman-

manden meines gleichen gerichtet wird. Wir sind Rit-
. Alle Ritter sind, vermöge der Erfahrung, Helden,
d große Helden werden wir, so bald uns ein Autor
ucht. Hierbey fällt mir eine Geschichte ein, welche
anführen muß. Als ich dem Pfarrer in meinem
rfe seinen Sohn zum Substituten gab; so ward, wie
n leicht glauben kann, dieser wichtige Umstand der
chenhistorie von mehr, als einem Rohre, besungen.
würde zu weitläuftig seyn, alle die schönen Gedanken
zuführen, welche bey dieser vortrefflichen Gelegenheit
schwendet wurden. Keiner aber hat mich so sehr ge-
rt, als derjenige, da ein Dichter den jungen Substi-
en des großen Vaters großen Sohn nannte. Ich
versichert, daß dieser prächtige Ausdruck bey dieser
legenheit nicht zum ersten Male angewandt ist, und
ber Zweifel auch in folgenden Zeiten seine Liebhaber
den wird. Aber eben dadurch suche ich auch obige
rte meines Textes zu rechtfertigen. Denn schickt er
für einen Dorpfarrer, und seinen Substituten; so
rd man ihn einem Kirchenpatrone gewiß nicht streitig
chen können.

Mich deiner Gunst empfohlen.] Gunst heißt
r, und bey andern dergleichen Zuschriften, in poeti-
em Verstande, so viel als baares Geld.

**Du selbst ein Dichter bist, der Ewigkeit ent-
gen.]** oder, wie es im Zusammenhange des Textes
ßen würde: Du siehst der Ewigkeit entgegen, weil du
st ein Dichter bist. Man sieht wohl, daß diese Zu-
nungsschrift in Versen abgefaßt ist; und weil sie in
rsen abgefaßt ist, so folgt natürlicher Weise, daß der
erfasser ein Poet seyn muß: denn eben dadurch unter-
cidet sich ein Poet von andern Geschöpfen, daß er Verse

macht. Es iſt alſo nichts neues, wenn ein Poet glau
er könnte ſeinem Gönner nicht angenehmer ſchmeiche
als wenn er ihn auch einen Dichter heißt. Es erkl
ſich dieſes aus den Regeln der Eigenliebe, welche eine j
wede Art der Schriftſteller für ihr Handwerk hat. W
ein Arzt ein Schriftſteller, ſo wird er ſagen, daß ſ
Mäcenat, an den die Zueignungsſchrift gerichtet iſt, a
ein Arzt ſey, und ein ſchreibender Rechtsgelehrter ma
alle ſeine Gönner zu Ulpianen. Ich kenne einen Ku
richtet, welcher zu der Freygebigkeit eines ziemlich be
terten Landkramers ein ſo großes Vertrauen hatte, d
er ihm ein Buch zueignete, welches von den kritiſch
Streitigkeiten unſrer Zeit handelt. »Ich widme
»dieſe Blättet,« ſagte der Verfaſſer in ſeiner Zueignun
ſchrift, »da du ſo glücklich biſt, ſelbſt ein Kritikus
»ſeyn.« Der Landkramer erſchrack. Er fragte ſein
Informator, was ein Kritikus für ein Ding ſey? U
weil ihm dieſer eine verhaßte Beſchreibung davon mach
ſo fehlte nicht viel, daß jener den Verfaſſer nicht recht
belangte.

Noten zur Vorrede.

Und mit Anmerkungen] Anmerkungen heißen
jenigen Zeilen, welche der Buchdrucker unter
Text ſetzt. Mit dieſem haben ſie keine Verbindung
ter, als daß ſie auf eben der Seite ſtehen, oder wof
der Raum dieſes nicht zulaſſen will, wenigſtens ſich a
mal auf diejenige Seite beziehen, wo die Wörte des T
tes zu finden ſind. Beſonders zweyerley wird dabey
ſod

fodert. Sie müssen in die Augen fallen, und unerwartet seyn. Jenes geschieht, wenn man sagt, was andre schon gesagt haben, oder kunstmäßig zu reden, wenn man die Alten und Neuen fein häufig anführt, und die Gelehrten, welche gegen alle vier Winde wohnen, citirt. Das Unerwartete hingegen besteht darinnen, wenn ich Sachen sage, welche kein Mensch in meinen Anmerkungen suchen würde. Zum Exempel: Im Texte steht das Wort Cicero, und in der Anmerkung untersuche ich die Frage: Ob Nebucadnezar auch wirklich Gras gefressen habe, wie ein Vieh?

Zu dieser Vorrede.] Denn eine Vorrede heißt nur um deswillen eine Vorrede, weil sie gleich auf das Titelblatt, oder die Zueignungsschrift folgt. Der Herr Verfasser darf sich gar kein Gewissen machen, wenn er darinnen Sachen sagt, die zum Buche gar nicht gehören.

Erläutert.] Das ist ein erschrecklicher Druckfehler, und soll erweitert heißen, welches ein jeder ehrengünstiger Leser in seinem Exemplare zu ändern beliebe. Ich wäre nicht werth, daß ich ein Autor hieße, wenn ich bey diesen Anmerkungen die Absicht gehabt hätte, den eigentlichen Verstand des Textes zu erklären, oder zu erläutern, zu geschweigen, daß vielmals ein Text keinen eigentlichen Verstand hat. Aber das ist die wahre Pflicht vieler unsrer heutigen Scribenten, daß sie eine Sache weitläuftig dehnen, und dasjenige auf etlichen Bogen sagen, was der ungelehrte Pöbel in wenig Zeilen fassen würde.

Ich weis aber nicht, ob ich dieser meiner Schrift die Ewigkeit versprechen darf:] Das ist nur eine bescheidne Vorstellung von mir; ich weis dieses

aber ganz gewiß, denn ich bin ein Autor. Dieſe mei iſt der ſo gewöhnliche väterliche Segen, welche unſern Büchern mittheilen, wenn wir ſie in die ſchicken. Von dem Nachdrucke dieſes Segens kan mand beſſer urtheilen, als wer Gelegenheit gehab entweder durch die Erfahrung, oder auf andre Weg einen hinlänglichen Begriff von derjenigen inbrün Zärtlichkeit zu machen, welche man die väterliche nennt. Ein Schriftſteller empfindet dieſe in dem ſten Grade. An unſern Kindern halten wir das für Schönheiten und Artigkeiten, was wir an den dern andrer Leute für Leibesgebrechen und Laſter an Ein Autor, welcher die Mängel andrer Schriften ſchärfſte beurtheilt, iſt dennoch oftmals von einer denden Liebe gegen ſeine eigne Arbeit dergeſtalt wommen, daß er denjenigen für einen neidiſchen ling, für einen Verräther des Vaterlandes ausſch wird, welcher ſich unterſteht, ihm und anderu zu daß ſeine gelehrte Geburt nur ein Krüpel, oder ga Mißgeburt ſey. Er wird ergrimmen wie ein Bär, man ſeine zottichte Brut raubt, und wer ihm in Wut begegnet, der iſt verloren. Ich getraue mir, mehr zu behaupten. Ich glaube, daß die Liebe Scribenten gegen ſeine witzige Zuchi diejenige Nei weit übertrifft, welche Aeltern ordentlicher Weiſe ihre Kinder haben. Ein Vater wird dasjenige Kin mals, ohne ekelhaften Widerwillen, anſehen können, dem er gewiß weiß, daß es nicht ſein iſt; ein Scr aber keinesweges. Oefters iſt dieſer bemüht, der diejenigen Sachen, als ſeine leiblichen Kinder, anzi ſen, welche ihr ganzes Weſen und Daſeyn dem Fleiß drer Gelehrten, ihm aber weiter nichts, als den Na zu danken haben. Dennoch erkennt er ſie für die

eigen. Derjenige greift ihm ans Herz, welcher ihm den Titel eines Vaters absprechen will. Da nun unsre Gelehrten und Schriftsteller so geneigt sind, ihren Gedichten und Büchern die Ewigkeit zu prophezeihen, wie empfindlich, wie schmerzhaft muß es nicht einem so liebreichen und zärtlichen Vater fallen, wenn er sieht, daß er das Werk seiner Hände, welches er der Welt zugedacht hatte, noch selbst überleben muß. Kömmt dieses frühzeitige Absterben von der schwächlichen Natur, und der hinfälligen Beschaffenheit unsrer Schriften her, so ist allerdings noch einiger Trost dabey. Geschieht es aber, daß sie durch einen gewaltsamen Tod dahin gerissen, und durch die unerbittlichen Hände eines grausamen Kunstrichters aufgerieben werden, so kann ich mir in der That keine verzweifeltern Umstände vorstellen, als diejenigen sind, in welchen sich ein so gebeugter, und in die tiefste Trauer versetzter Scribent befinden muß. Er ist desto unglücklicher, da ihm nichts leicht jemand sein Beyleid bezeigen, und diesen unverhofften Verlust beklagen wird. Ein Trost, den zum wenigsten andre Väter, bey dem Tode ihrer Kinder, zu gewarten haben.

Noten zur Abhandlung.

FARRAGO LIBELLI] Bey diesen Worten, welche ich aus dem Juvenal zur Ueberschrift über gegenwärtige Abhandlung gewählt habe, muß ich vor allen Dingen verschiednes erinnern. Die Verse des Juvenals heißen eigentlich so:

Quicquid agunt homines, votum, timor, ir
voluptas,
Gaudia, discursus, nostri est farrago libelli

Ich habe aber mit Fleiß nur die letzten Worte davon
halten, weil ich befürchten mußte, viele meiner Leser mö
ten ein gar zu schlechtes Vertrauen zu dieser Schrift
kommen, wenn sie durch die angezognen Verse des Jur
nals auf die Meynung gebracht würden, als wollte i
Sachen darinnen abhandeln, welche, gewisser Ursach
wegen, nicht allemal gern gelesen werden.

Indessen schicken sich diese Worte, farrago libell
hieher. Ich weis sie nicht nachdrücklicher zu übersetze
als durch das Wort Mischmasch; und dieses zeigt m
nen Lesern auf einmal an, was sie in diesen Noten oh
Text zu suchen haben.

Ich bin so neidisch gar nicht, daß ich mich dies
Ueberschrift ganz allein anmaßen, und andern Schrif
stellern verwehren wollte, sich derselben, in gleiche
Falle, zu bedienen. Nichts wünsche ich eifriger, als da
ich in diesem Stücke Nachfolger finden möge, welche m
der gelehrten Welt eben so offenherzig umgehen, als i
thue. Anstatt der ausschweifenden Titel: Kurze, doc
gründliche Abhandlung von ꝛc. Neue und höchst
nöthige Wahrheiten ꝛc. Exegetisch-theoretisch
praktische Untersuchung, ob ꝛc. Unumstößliche
Beweis, daß ꝛc. Versuch einer heilsamen und er
baulichen ꝛc. Abgenöthigte, doch mit vieler Be
scheidenheit abgefaßte, und in der Wahrheit selbst
gegründete Vertheidigung wider ꝛc. Universal ꝛc
Anstatt aller dieser Titel würden die meisten ihrer Ver
fasser mit bessern Rechte, und mit mehrerer Wahrhei
sie

ſich dieſer Worte bedienen: Farrago libelli; und die Nachwelt hat es bloß meiner Bemühung zu danken, daß nächſtens ein guter Freund von mir ſich dieſer Worte, bey ſeinem Buche, bedienen wird, welches er von dem eigentlichen Grunde des Natur- und Völkerrechts, und zwar methodo mathematica abgefaßt hat.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen, ohne von dergleichen Ueberſchriften noch etwas überhaupt zu gedenken. Ich finde einen großen Mißbrauch darinnen, daß ſich die meiſten ſolcher Sentenzen aus alten Poeten und Philoſophen anmaßen, welche ſie, ohne die Wahrheit zu beleidigen, und ihr Autorgewiſſen zu beſchweren, vor ihre Schriften gar nicht ſetzen ſollten. Ich will an deren Stelle einige andre vorſchlagen, und ich traue meinen Leſern ſo wohl, als den zukünftigen Autoren, ſo viel Geſchmack und Einſicht zu, daß ſie die Wahl, vor welche Bücher eine jede dieſer Ueberſchriften gehöre, ſelbſt treffen werden, ohne daß ich nöthig habe, mich darüber zu erklären. Dieſe Arbeit iſt wenigſtens ſo wichtig, und dem Vaterlande eben ſo vortheilhaft, als die Bemühung des Herrn Woldamars von Zſchaſchlau, welcher *) ſeinen muthwilligen Witz an einer Abhandlung von Buchdrukkerſtöcken verſchwendet hat, und dabey gewiſſe eigenſinnige Regeln vorſchreiben wollen, welche die Fruchtbarkeit unſrer Schriftſteller zu merklichem Schaden der gelehrten Nahrung auf einmal niederſchlagen würden, wenn dieſe nicht bereits viel zu großmüthig wären, als daß ſie den pedantiſchen Vorſchriften der Vernunft Gehör geben ſollten. Hier ſind meine Ueberſchriften, und finde ich, daß die Welt erkenntlich genug iſt, ſo behalte ich mir vor, in einer beſondern, und hoffentlich ſehr weitläuftigen, Abhandlung deren mehr zu liefern.

Duce-

*) S. vorſtehende Abhandlung, auf der 146ſten Seite.

Duceris, vt neruis alienis mobile lignum.
Horat.

- - - Nihil mea carmina curas?
Nil noſtri miſerere? Mori me denique cogis?
Virgil.

Scilicet oblitus patriae, patrisque, LATINE?
Horat.

Quid faciam, praeſcribe. Quieſcas. Ne faciam, inquis,
Omnino verſus? Aio. Peream male, ſi non
Optimum erat. Verum nequeo dormire - -
Horat.

Quos ego? - - - - *Virgil.*

- - - Procumbit humi - - *Virgil.*

- - Κυνος ὄμματ' ἔχων. *Homer.*

Grammatici certant, - - -
- - - rabies armauit, - -
- - - - - - et vsque
Certantes, donec cantor, Vos plaudite, dicat
Horat.

Quae virtus, et quanta - - -
Nec meus hic ſermo eſt - - *Horat.*

Felices errore ſuo - - - *Lucan.*

Dic aliquid dignum promiſſis. Incipe: nil eſt
Horat.

- - - Di te, Damaſippe, Deaeque
Verum ob conſilium donent tonſore - -
Horat.

Die

ieſes würde genug ſeyn können, zu zeigen, wie redlich
) es mit meinem gelehrten Vaterlande meyne. Ich will
er noch mehr thun, und den Witz aller muntern Köpfe
Deutſchland in Bewegung bringen. Virgil ſagt an
nem gewiſſen Orte:

Caedicus Alcathoum - - Sacrator Hydaſpen,
Partheniumque Rapo, et praedurum viribus Orſen,
Meſſapus Cloniumque, Lycaoniumque Ericaten,
- - Atronium, Salius, Saliumque Neaices.
- - - - - - - - - - - -
Di Iouis in tectis iram miſerentur inanem
Amborum, et tantos mortalibus eſſe labores

iermit fodre ich alles auf, was nur einen Finger regen,
nd ſchreiben kann! Derjenige, welcher die gründlichſte
lachricht geben wird, vor welches Buch ſich dieſe Ueber-
ſchrift ſchicke, der ſoll bey dem Verleger ſechs Ducaten
im Preiße erhalten! Mit Freuden ſehe ich dem ämſigen
irmen entgegen, welcher, wegen dieſer anſehnlichen
elohnung, unter unſern Gelehrten entſtehen wird. Die-
s verlange ich noch, daß ſie ihre Briefe poſtfrey einſen-
n, und ihre Namen verſiegelt beylegen, zugleich auch
ne Anweiſung geben, an wen der Preiß bezahlt werden
ll. Als einen kleinen Nebenumſtand muß ich nur die-
s noch erinnern, daß ich ſelbſt an der Auflöſung dieſer
elehrten Aufgabe mit arbeiten werde. So viel kann ich
zwiſchen bey aller der Aufrichtigkeit verſichern, welche
ir und allen Scribenten meiner Art bey dergleichen
ällen ſo eigen iſt, daß ich zur Zeit nicht weis, welche
rt von Büchern ich zu dieſer Ueberſchrift eigentlich vor-
ſchlagen ſollte. Weil ich aber doch aus der Erfahrung

weis,

weis, daß ich, im Vertrauen zu ſagen, gar öfters gan
ſeine und ſcharfſinnige Einfälle habe; ſo will ich nicht gu
dafür ſeyn, daß ich dieſen aufgeſetzten Preiß nicht ſelb
verdienen ſollte.

**Und die friedfertige Antwort jenes Land
edelmanns iſt zu bekannt, als daß ich ꝛc.]** We
nicht alle meine Leſer Gelegenheit haben, dieſe Worte i
dem vortrefflichen Theatro Europaeo ſelbſt nachzuleſen
ſo will ich ſolche allhier mit einrücken: »Ich bin au
»meiner väterlichen Hufe geboren und erzogen. Ni
»mals habe ich die geringſte Neigung gehabt, mich i
»die Händel der Welt zu miſchen, oder mit dem Dege
»in der Fauſt dasjenige zu thun, was die meiſten meine
»unruhigen Nachbarn, fürs Vaterland fechten, nenne
»Ich habe allemal geglaubt, es ſey beſſer, bey geſunde
»Körper unbekannt, als bey verſtümmeltem Körper b
»rühmt zu ſeyn. Der Lorbeer auf dem Haupte, un
»ein hölzerner Arm oder Fuß iſt für mich niemals ein
»ſo reizende Vorſtellung geweſen, daß ich mich hätte b
»wegen laſſen, meiner Ruhe und Bequemlichkeit zu en
»ſagen. Das ganze Dorf weis, und mein Pfarrer wir
»es ſub fide paſtorali, und manu propria bezeuge
»können, daß ich nichts weniger, als blutdürſtig bin; id
»nehme diejenige Zeit aus, da die Jagd offen iſt.« S
redet unſer Junker.

Kritiſch und gelehrt.] Dieſes iſt ein Pleonaſmus
Man denke ja nicht, als wären es zwo ganz unterſchied
Sachen, kritiſch und gelehrt zu ſchreiben. Keinesweges
Ein Kritikus von der Art, deren unſer Text erwähnt, i
ein Mann, welcher allemal Recht hat, und ein Gelehr
ter, nach meinem Begriffe, darf niemals andern Rech
geben. Jener iſt mit keinem Menſchen, mit ſich ſelb

abe

aber gar wohl zufrieden; ein Gelehrter auch. Kurz, die Kritik ist von der Gelehrsamkeit so unzertrennlich, als die gründliche Wissenschaft der Rechte von einem consultissimo iuris vtriusque Doctore, oder Verstand und Tugend von einem Kapitalisten.

Die Größe deiner Gaben.] Wenn ein Dichter an seinem Helden die Größe seiner Gaben rühmt, so versteht der Leser ordentlicher Weise dessen Gemüthsgaben darunter. Dasjenige nennt man zwar auch Gaben, was er, für sein sauber eingebundnes Carmen, von seinem großmüthigen Gönner erhält. Allein so unbescheiden ist nicht leicht ein Dichter, daß er dieser Gaben ausdrücklich gedenken sollte. Es versteht sich wohl von selbst, daß er sich und der Wahrheit so große Gewalt nicht umsonst anthun, und Tugenden rühmen wird, welche vielmals derjenige, der sie besitzen soll, selbst nicht an sich gemerkt hat. Mancher würde nicht besungen werden, wenn sich der Dichter nicht auf die Größe seiner Gaben Rechnung machte. Simonides sollte einen Wettstreit mit Mauleseln besingen. Derjenige, dessen Maulesel den Preiß davon getragen hatte, mochte sein Geld so lieb haben, als seine Ehre, und bot um deswillen dem Dichter nur eine geringe Belohnung an. Dieses empfand Simonides übel. »Ich,« sagte er, »besinge keinen Maulesel.« So bald man ihm aber die Belohnung erhohte, so bald sang er von Mauleseln, und rufte:

Χαιρετ', ἀελλοποδων θυγατρες ἱππων!

Mich dünkt, wir besingen heut zu Tage unsre Mäcenaten noch eben so!

Hierbey muß ich einen kleinen Handgriff anrathen, welcher im gemeinen Leben seinen guten praktischen Nutzen

hat. Iſt ein Dichter von der Freygebigkeit ſeines Gönners ſchon hinlänglich verſichert; ſo wird er am beſten thun, wenn er mit einer philoſophiſchen Großmuth alle vergängliche Reichthümer unter ſeine Füße tritt, die Geldbegierde, als das unanſtändigſte Laſter eines Gelehrten verflucht, und die poetiſche Mäßigkeit mit den lebhafteſten Farben abſchildert.

Wofern es aber bekannt iſt, daß unſer Gönner die Muſen zwar liebt, aber nicht bezahlt, und nur poetiſche Fröhner haben will, ſo wollte ich einem jeden, dem ſein eigner Magen lieb iſt, wohlmeynend gerathen haben, daß er ſich wegen ſeiner Hauptabſicht etwas deutlicher erklärte. Er lobe den Verſtand ſeines Gönners, ſeine Freygebigkeit aber noch mehr. Er erzähle ihm die betrübte Geſchichte jenes griechiſchen Fechters, an welchem die Götter ſichtbarliche Zeichen und Wunder gethan, und ihn um deswillen zerſchmettert hatten, weil er ſo unverſchämt geweſen, und den ehrlichen Simonides um zwey Drittheile ſeines ſauer verdienten Lohns betrügen wollen. Pindar, der Schutzgott aller Poeten, die ums Geld loben, hat dieſe Kunſt auch verſtanden. Die Stelle iſt bekannt, da er dem Xenokrates unter die Augen ſagt, »daß »die Mode, umſonſt zu ſingen, ſchon vorlängſt abgekommen, und altväteriſch geworden ſey. Zwar ehedem ſpricht er, »waren die Muſen nicht gewinnſüchtig, kein »ließ ſich für Geld dingen, und Terpſichore verkaufte ihre »Lieder noch nicht. Nunmehr aber iſt es gar wohl erlaubt, dem gegründeten Ausſpruche jenes Argiers nach »zuleben, welcher zwar ſelbſt weder Geld noch Freunde »hatte, dennoch aber ſagte: Das Geld, nur das Geld »macht einen Mann! Du biſt ein kluger Mann! Xenokrates, du wirſt mich verſtehen!

Fer-

Feruet, immenſusque ruit profundo
Pindarus ore,
Laurea donandus Apollinari!

Das Anſehen dieſes großen Dichters ſchützt uns wider alle Vorwürfe. Es iſt zwar allerdings, wie Horaz uns warnet, ſehr gefährlich, dem Pindar nachzuahmen, aber nur in dieſem Stücke nicht. Denn, ſind wir nicht ſo feurig, wie Pindar, ſo ſind wir doch wenigſtens eben ſo geldgierig! Man ſage ja nicht, daß ich mich an ſo berühmte Leute des Alterthums wohl aus andern Urſachen, als wegen ihrer Fehler, erinnern könnte. Es geſchieht gar nicht, dieſelben zu verkleinern, ſondern die großen Beyſpiele unſrer Zeiten durch andre große Beyſpiele zu rechtfertigen, und dadurch zu zeigen, wie ſehr ſich bereits die meiſten meiner Landesleute den Alten genähert haben. Es iſt über dieſes noch zu erweiſen, ob das Verlangen nach einer verdienten Belohnung ein Fehler iſt. Ich glaube es nicht, und kenne zu meiner Beruhigung Leute genug, welche meiner Meynung ſind.

Ohne eigennützige Abſichten, ohne Vorurtheil, bloß zu Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften.] Eine jede Zunft der Gelehrten, und derer, welche ſich zu den Gelehrten rechnen, hat ihre gewiſſen Formeln, unter welchen ſie ihre wahren Abſichten zu verbergen weis. So viel ich Quackſalber gehört habe: ſo viele haben auch verſichert, daß ſie nicht etwan deswegen öffentlich ausſtänden, um ihren Vortheil dabey zu ſuchen. Nein, keinesweges! Nur preßhaften Perſonen beyzuſpringen, und ihren Nebenchriſten aus Mitleid die Zähne auszubrechen; dieſes iſt die wahre Urſache, warum ſie von Stadt zu Stadt ziehen, und die Jahrmärkte beſuchen.

ſuchen. Zu Beförderung der heilſamen Juſtiz, zu Vertheidigung der Unrechtleidenden, und vermöge der aufhabenden theuren Pflicht werden die Sporteln gemacht, und wenn eine gewiſſe Art der Rechtsgelehrten, ſo der unſtudirte Laye Rabuliſten nennt, die Wittwen und Waiſen um ihre Häuſer bringen will; ſo geſchieht es zwar, aber wie? Allemal mandatario nomine, nobiliſſimum iudicis officium deſuper implorando. Ja, ich kenne einen hochwohlehrwürdigen Mann, welcher in ſeinem Berufe niemals unermüdeter iſt, als wenn er liquidiren ſoll. Allezeit aber geſchieht dieſes, welches ja wohl zu merken iſt, Amts und Gewiſſens wegen. Dieſes könnte ſchon genug ſeyn, obige Worte meines Textes zu erklären, wenn ein Autor ſagt, er ſchreibe ohne eigennützige Abſichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften. Dieſe Formel iſt allezeit das Weſentliche einer Schrift, und da ich in einem freyen Lande wohne, wo weder die ſächſiſchen Whigs, noch die ſchweizeriſchen Torrys, zu fürchten ſind; ſo getraue ich mir ohne Scheu zu behaupten, daß bey vielen unſrer heutigen Scribenten die Bewegurſachen eigennützig und voller Leidenſchaften ſind. Freylich ſagen wir dieſes nicht ausdrücklich. Aber das wäre auch wider alles Herkommen. Wir verſichern vielmehr den Leſer, daß unſre Schriften das Tageslicht nimmermehr würden erblickt haben, wenn uns nicht die Erbauung des Nebenchriſten, die Beſſerung der Gemüther, die Beförderung des Wohls unſrer Mitbürger, die ſchwere Amtspflicht, die ernſthafte Aufmunterung unſrer Obern, das Anliegen des Buchhändlers, und noch hundert andre rühmliche Urſachen dazu bewogen hätten. An unſerm eignen Ruhme iſt uns ſo wenig gelegen, daß wir verſichern, wir würden

ganz gleichgültig bey den Urtheilen des Lesers seyn. Ja, wir erniedrigen uns vielmals so weit, daß wir bitten, man möchte uns unsre Fehler zeigen, und uns auf den rechten Weg führen. Aber, dem mag der Himmel gnädig seyn, der dieses nur einmal versucht! Man wage es nur, und sage uns, daß unser Vortrag unordentlich und trocken sey, daß unsre Wahrheiten sehr alte Wahrheiten wären, daß kein Mensch einen Nutzen aus unsern Schriften erlangen könnte, daß wir unsrer Amtspflicht eine bessere Genüge geleistet haben würden, wenn wir gar geschwiegen hätten; man ziehe in Zweifel, ob unsre Obern, und nicht vielmehr wir selbst, uns aufgemuntert haben: in was für eine Wut wird man uns Patrioten bringen! Wie grimmig werden wir mit ihnen verfahren! Nicht das Vaterland, nicht die Erbauung der Nebenchristen, nicht das Wohl unsrer Mitbürger; nein! uns selbst, unsre beleidigte Ehre werden wir vertheidigen;

Und ein jeder glaubt, es werde noch in tausend Jahren Scholiasten geben, welche seine gelehrte Schrift mit kritischen Anmerkungen bereichern, und über eine zweifelhafte Lesart andern Scholiasten Verstand und guten Namen absprechen.] Und ich glaube, daß mir selbst dieses wiederfahren wird. Eine so schmeichelhafte Eigenliebe, als diejenige ist, wovon unser Text redet, ist niemanden zu gute zu halten, als mir, weil außer mir niemand ein so wichtiges Werk geschrieben hat, als gegenwärtige Noten ohne Text sind. Ich stelle mir hierbey deren spätes Schicksal auf das lebhafteste vor. Ich übersehe mit einem ehrgeizigen Blicke eine Reihe von vielen Jahrhunderten, und empfinde eine stärkende Beruhigung in mir selbst, wenn ich an unsre spätesten Nachkommen gedenke, wie sie mit einer abgöttischen Ehrfurcht den Verstand und

Witz des Hinkmars von Repkow bewundern werden. Ja, ich gehe in diesen prophetischen Betrachtungen noch weiter. Damals hießen unsre alten Deutschen noch Barbaren, als man zu Rom für die Aufnahme des guten Geschmacks in der Dichtkunst und Beredtsamkeit, mit eben der Sorgfalt, doch vielleicht nicht mit eben der Hitze, kämpfte, mit welcher wir, die gesitteten Nachkommen dieser barbarischen Deutschen, so viel gelehrte Kriege, in unserm eignen Vaterlande, auf das muthigste unternommen und fortgeführet haben. Ist wohl also im geringsten zu zweifeln, daß nach Verlaufe vieler Jahrhunderte eben dieses die wichtigste Beschäfftigung solcher Völker seyn kann, die wir itzt für eben solche Barbaren halten, für welche die Römer unsre Väter ansahen? Hätten es diese Römer wohl geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Nachkommen der alten Mysen Zeit und Kräfte verschwenden würden, die wahre Gestalt ihrer Schuhe ausfindig zu machen? Und wer leistet denn uns die Gewähr, daß nicht itzt ein Volk in Wildnissen und Wäldern herumirrt, dessen witzige Kinder nach tausend Jahren mit ängstlicher Bemühung untersuchen werden, ob die Hüte der alten Deutschen unter der Regierung Kaiser Carls des Siebenten hoch aufgesteift, oder niedrig gewesen sind? Ich verehre den Fleiß desjenigen großen Mannes, welcher sich, unserm Vaterlande zum Besten, so manche unruhige Stunde, so viele schlaflose Nächte um ein V, oder wegen eines zweifelhaften Manuscripts Christen zu Heiden macht. Ist es aber wohl unmöglich, daß auf eben derjenigen Stelle, wo itzt, indem ich dieses schreibe, ein räuberischer Tartar unter seinem Zelte auf Mord und Beute denkt, sein witziger Enkel künftig eine Katheder erbauen, sich auf derselben, als Kunstrichter, blähen, und um ein deutsches Wort über seine kritischen Widersacher ein-

ein grauſames Blutgerichte halten wird? Ich getraue mir, es zu verantworten, wenn ich für mein Vaterland ſo viel Hochachtung habe, daß ich glaube, wir werden in tauſend Jahren den Tartarn eben dasjenige ſeyn, was die alten Römer uns itzt ſind. Ja, ich bin für Freuden außer mir, wenn ich bedenke, daß alsdann meine Noten ohne Text vielleicht ein Autor Claſſicus für die jungen Tartarn in Oczakow ſeyn werden. Und vielleicht ſteht gar einmal ein kalmukiſcher Grav auf, welchen mein Ruhm und die Begierde nach abendländiſchen Alterthümern in mein Vaterland treibt, welcher unter dem Schutte einer Stadt in Deutſchland ſo viele Weisheit hervorzieht, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloſchenen Grabſchrift, der Himmel weis, von welcher Schneidersfrau, in ſeinem Vaterlande unſterblich macht.

Wie ich zum Exempel.] Dieſe Worte werden ſehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch erfodert, daß ein Schriftſteller von ſich ſelbſt bey allen Gelegenheiten am meiſten redet. Bey den übrigen Stellen werde ich die Noten weglaſſen. Hier aber kann ich es unmöglich über mein Herz bringen, davon zu ſchweigen, was die Worte, wie ich zum Exempel, eigentlich ſagen wollen. Ich zeige dadurch die Größe meiner Arbeit, und die Wichtigkeit derjenigen Bemühungen an, mit welchen ich mich in meinen Schuljahren beſchäfftigt habe. Denn ein junger Dichter war, nach dem Begriff eines meiner ehemaligen Lehrmeiſter, nichts anders, als ein Ding, welches lateiniſche Verſe ſcandiren, und eine gewiſſe Anzahl Wörter von verſchiedner Länge, nach dem Sylbenmaaße, in Ordnung ſtellen konnte. Dieſes war auch die einzige Urſache, warum ich die alten Poeten las, und vielmals mit exemplari-

ſchem Nachdrucke dazu angehalten wurde. Ich ſollte lateiniſche und griechiſche Verſe machen lernen, und ich lernte es auch; wenigſtens traf ich die Melodey der Alten. Ich habe den Nutzen davon nach der Zeit deutlich erkannt. Ich weis wohl, daß man viele Geſchicklichkeit haben muß, wenn man gute lateiniſche Verſe machen will; ich weis aber auch, daß ſolche Arbeiten von den meiſten nicht deswegen gelobt werden, weil ſie gut ſind, ſondern weil ſie mit römiſchen Buchſtaben gedruckt ſind. Die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß es allemal ſicherer ſey, lateiniſch, als deutſch, zu dichten. Der beſte deutſche Poet iſt in den Augen der lateiniſchen Welt weiter nichts, als ein deutſcher Michel, oder höchſtens ein leidlicher Versmacher. Ein jeder glaubt, er habe Geſchicklichkeit genug, ein Werk ſeiner Mutterſprache aufs unbarmherzigſte zu richten. Schreibt aber jemand ein lateiniſches Carmen; ſo ſieht man es als eine ehrwürdige Nachahmung des gelehrten Alterthums an, und ſagt, der Dichter habe uns ein geiſtreiches Werk geliefert. Um deswillen verabſcheue ich das freche Urtheil des le Clerc, welcher ſpricht: »Viele der Neuern, welche lateiniſche und griechiſche Verſe machen, wären den Alten ſo ähnlich, als die Affen den Menſchen. Sie ahmten mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenſchaften, nach.

Multa tulit, fecitque puer, ſudauit et alſit.

Dieſes ſind die eigentlichen Worte des mir ertheilten Schulzeugniſſes, welche auf nichts anders zielten, als auf den rühmlichen Eifer, den ich bezeigte, ſo oft ich mit Jamben und Trochäen zu kämpfen hatte. So ſauer mir oftmals meine Siege geworden ſind, ſo groß war auch meine Zufriedenheit, wenn ich eine kurze oder lange Sylbe überwunden, und meinen Zeilen diejenige Form gegeben hatte, welche

welche man an den Gedichten des Horaz und Virgils erblickt. Was diese beyden Dichter nur Schönes und Göttliches gesagt hatten, das fand man auch von Wort zu Wort in meinen Versen, und vielmals würde ein unpartheyischer Leser zweifelhaft geworden seyn, ob er einen lateinischen Neujahrwunsch von Hinkmarn von Repkow, oder ein Stück aus des Virgils Aeneis läse. Mein redlicher Lehrmeister war darüber so erfreut, daß er mich beständig seinen kleinen Hannibal nennte, der die Schätze Latiens plünderte, und sein Vaterland damit bereicherte.

Erb- Lehn- und Gerichtsherr.] Dieß ist eine bekannte Geschichte, welche Müller in seinen Annalibus umständlich erzählt. Er nennt ihn Martin Quaaſt, und berichtet, daß er ein Quacksalber in Königsee gewesen sey, welcher durch seine köstlichen, bewährten, und von römisch-kaiserlicher Majestät privilegirten Pulver, besonders aber durch die Einfalt der eingebildeten Kranken, sich so viel verdient, daß er unweit Langensalza ein Vorwerk an sich gekauft, und sich um deswillen unter allen seinen Recepten Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Braunsdorf, Juraroda, Scharfenpelß, Thuta, Költschau, Knechtendorf, und Lehneroda geschrieben, ungeachtet er an allen diesen Dörfern weiter keinen Anspruch zu machen gehabt, als daß ihm zween oder drey Bauern daraus einige Hühner und Käse zu einem jährlichen Erbzinse entrichten müssen. Noch dieses muß ich, als einen sehr wichtigen Umstand, erinnern, daß Martin Quaaſt bereits unter Johann Georg dem Andern gestorben ist. Ich bemerke dieses um deswillen, damit sich meine Leser nicht übereilen, und diesen ritterlichen Pedanten unter den Itztlebenden suchen.

Des Dichters Leyer klingt. Zum ewigen Ruhme meiner Landsleute muß ich hier erinnern, daß wir, dem Geſchmacke und den Vorſchriften der Alten weit mehr folgen, als vielleicht die Ausländer von uns glauben. Zwar dieſes will ich eben nicht behaupten, daß wir uns angelegen ſeyn ließen, die natürlichen Ausdrücke, die erhabnen Gedanken, die lebhaften Empfindungen, die lehrreichen Sprüche, und andre Schönheiten nachzuahmen, welche man in alten Zeiten für weſentliche Stücke eines göttlichen Dichters anſah. Allein, dieſes wird uns niemand ſtreitig machen, daß wir noch eben ſo wohl auf dem Rohre blaſen, noch eben ſo wohl leyern, und unſre Saiten noch eben ſo wohl ſtimmen, als Homer, Anakreon, und die Dichter Roms gethan haben. Alle unſre Hochzeit- und Leichenverſe zeugen davon. Kein Poet iſt zu klein, er wird ſeinen Mäcen verſichern, daß er, nur ihm zu Ehren, die deutſche Laute ſtimme. Und was iſt gemeiner, als die Sprache der Dichter, welche über ihr heiſchres Rohr ſeufzen? Ja viele haben es ſo weit gebracht, daß ſie zugleich auf der Flöte blaſen, zugleich die Saiten rühren, zugleich auf der Leyer ſpielen, und welches faſt unbegreiflich iſt, zugleich ſich auf den Pegaſus ſchwingen, und den geſchärften Kiel in die Hippokrene eintauchen können; und zwar dieſes alles in einer Zeit von vier Verſen. Heißt das nicht die Alten nachahmen, ja ſo gar übertreffen?

Sein Argwohn. Dieſer gieng ſo weit, daß man niemals eines ſchlechten Poeten erwähnen konnte, ohne ihn auf die empfindlichen Gedanken zu bringen, er ſelbſt ſey dadurch gemeynt.

Und eine ſolche Kritik, ſo ſcharf ſie auch iſt, wird dennoch mehr Nutzen, als Schaden, bringen. Der Einwurf iſt ungegründet, wenn man glaubt,

es werde dieſes eine gröſſe Verwirrung und Unordnung in dem demokratiſchen Reiche des Witzes erregen, und ein ſolcher unerbittlicher Kunſtrichter beſchwere nur ſein Gewiſſen, indem er ſonder Zweifel manche junge und ſtreitbare Muſe ſchüchtern mache, wenn er ihren Werken, und beſonders den Streitſchriften, eine ewige Dauer und das Glück, der Nachwelt bekannt zu werden, gänzlich abſpricht. Geſetzt auch, wie ich es denn auch gewiß glaube, daß alle die Streitſchriften, welche in unſern Tagen die Hände der Setzer beſchäfftigt, und die Geduld der Leſer ermüdet haben, in wenig Jahren ihren Untergang erfahren: benimmt man ihnen denn dadurch ihren Werth gänzlich? Ein Kalender iſt eines der nützlichſten Bücher von der Welt. Wenn das neue Jahr kömmt, ſo kaufen wir ihn mit der gröſten Begierde; das ganze Jahr über leſen wir darinnen, und wenn das Jahr vorbey iſt, ſo iſt auch der Werth unſers Kalenders vorbey. Würde wohl etwas lächerlicher ſeyn können, als wenn man dieſen Beweis dazu brauchen wollte, den Nutzen und den Werth der Kalender zu beſtreiten? Ich kenne viele Bücher, beſonders viele praktiſche und politiſche Schriften, der philoſophiſchen, der Kürze wegen, nicht zu gedenken, welche mit Fug nicht mehr verlangen können, als ein Kalenderalter. Sie werden gedruckt, gekauft, und in kurzer Zeit findet man ſie da, wo man die alten Kalender findet. Geſchieht nicht dieſes alles nach dem ordentlichen Laufe der Natur, und darf man wohl der Kritik dasjenige zur Sünde rechnen, was natürlicher Weiſe nicht anders geſchehen kann? Ich habe noch auf keiner Bibliothek eine Sammlung von Kalendern gefunden, und wer um deswillen der gelehrten Welt ihren verderbten Geſchmack vorwerfen wollte, der würde in meinen Augen noch lächerlicher ſeyn, als der berühmte Scribent, welcher

cher in der Vorſtadt wohnt, und mir, ſo oft er mir
mit Seufzen erzählt, daß es mit der Poeſie ganz u
aus ſey, weil ſich niemand ſo viel Gewalt anthun
ſeine Werke mehr zu leſen.

Gemeiniglich aber glauben wir, dieſes
nicht uns ſondern unſern Nachbar an.] Hi
im Texte dasjenige weiter ausgeführt, was vorhe
kürzlich berührt worden iſt. Allerdings iſt die Beſ
daß dadurch manche junge und ſtreitbare Muſe ſchü
gemacht werde, ſo ungegründet und abgeſchmack
Strephons Beweis von der beſten Welt. Ich w
wiß, viele werden die Stellen von der Vergänglich
cher Schriften mit der freudigſten Zuverſicht leſen,
Werke von einer weit dauerhaftern Natur, als
und der gelehrten Verweſung gar nicht, oder wenig
doch ſo geſchwind nicht, unterworfen ſind. Und vi
ſind ſie es dennoch. Herr Grobbens, jener ber
Kaufmann, geht niemals lieber in die Komödie, als
des Moliere Geiziger geſpielt wird. Er lacht aus
Halſe über den betrognen Harpagon, dem man
Geldkaſten entwendet, und zu gleicher Zeit greift
den Schubſack, zu fühlen, ob er auch den Schlü
ſeiner Kaſſe noch wohl verwahrt habe. Herr Gro
iſt geizig, das wiſſen wir alle; aber daß er und
gleichen auf dem Theater gemeynt ſey, das glaubt
Grobbens nicht. Es fällt mir noch etwas ein.
eine junge und ſtreitbare Muſe, wie man ſie nennen
ſchüchtern gemacht werden; wie viel Selbſterken
und Ueberlegung würde dazu gehören? Zwo Gr
welche man, ohne ſeine Uebereilung und Unwiſſenh
der Gelehrtenhiſtorie zu verrathen, bey denen gewiß
ſuchen darf, welche uns alle Meſſen mit ihrem

und besonders mit Streitschriften, heimsuchen. Aber der fruchtbare Herr Magister Stucker, dessen Schriften in der Ostermesse verkauft, und noch vor der Michaelismesse vergessen werden, dieser unermüdete Mann ist ganz kleinmüthig geworden, als unlängst seinen Werken eine dergleichen traurige Nativität gestellt worden ist. Ich räume dieses ein. Kann das meinen Satz über den Haufen werfen? Ein einziges Exempel macht noch lange keine Möglichkeit wahrscheinlich. Wohl hundert kleine Stuckers sehe ich alle Tage durch meine Gasse laufen, durch deren standhafte Unverschämtheit ich meinen Satz wider alle Einwürfe beweisen und vertheidigen kann.

Ja, eben dadurch gewinnen sie vielmals mehr, als sie verlieren.] Diese Materie ist so unerschöpflich, daß ich nicht Umgang nehmen kann, noch eine Note davon zu verfertigen. Was ist es denn nun auch für ein großes Unglück für diejenigen Schriften, welche die Zeit noch in ihrer Jugend, und, wenn ich so sagen darf, in der Wiege dahin rafft? Bekommt die Nachwelt von ihnen nichts zu sehen; so haben sie auch den wichtigen Vortheil davon, daß die Nachwelt von ihnen dasjenige nicht erfährt, was wir von ihnen wissen, und wir wissen von ihnen dasjenige, was ich hier, um ihren guten Namen zu schonen, nicht schreiben mag. Bleiben aber von ihren Werken noch einige Fragmente übrig, (denn das ist so gar unmöglich eben nicht, daß in drey Alphabeten wenigstens ein vernünftiger Gedanke seyn kann, gut! so wird vielleicht einmal in jenen Tagen ein Scholiast aufstehen, welcher über den unersetzlichen Verlust eines so wichtigen und gelehrten Buchs ängstlicher thut, als wir nimmermehr thun würden, wenn man die Gewaltthätigkeit ausübte, und uns zwänge, eben dieses Buch zu lesen, da es noch nicht verloren gegangen ist.

Denn

Denn nur seit vorgestern haben die Deutschen angefangen, männlich und stark zu denken, und, durch die Proben ihres reifen Witzes, den Witz der Franzosen und Engländer zu übertreffen.] Wem dergleichen Wunderdinge von den Deutschen unwahrscheinlich vorkommen möchten, dem muß ich durch eine Note aus seinem Zweifel helfen. Es ist eben itzt acht und vierzig Stunden, daß ich mit Abfassung gegenwärtiger Noten ohne Text beschäfftigt bin. Alles, was vorher in Deutschland geschrieben worden ist, das kömmt mir, wenn ich es gegen diese meine Abhandlung betrachte, so rauh und barbarisch vor, daß ich über die Blindheit erschrecken muß, in welcher mein Vaterland getappt hat. Seit vorgestern fange ich an, zu schreiben, und ich wünsche meinen Deutschen Glück dazu, daß ich mich entschlossen habe, zu schreiben. Ich bin nicht der erste, welcher zu seinen Arbeiten ein dergleichen Vertrauen hat und glaubt, daß ohne ihn der deutsche Witz und Verstand in einer ewigen Nacht würden verborgen geblieben seyn, und welcher den Zeitpunkt des guten Geschmacks von demjenigen Augenblicke feststellt, da er sich aus mitleidigem Erbarmen bewegen lassen, die Feder einzutauchen, und sein unwissendes Vaterland zu lehren. Künftig also wird sich die Epoche der deutschen Gelehrsamkeit von vorgestern anfangen, und wollte jemand so verblendet, und gegen meine Verdienste so undankbar seyn, daß er diese meine Zeitrechnung nicht gehorsam, und ohne Murren, annähme, dem sey Trotz geboten! Denn schimpfen kann ich auch.

Der von ihm gemachte Charakter aber soll sehr ungleich, und hin und wieder sich selbst widersprechend seyn.] Das kann wohl seyn, und dennoch

jalte ich es für keinen Fehler. Ich ſehe mich genö
etwas weitläuftiger davon zu handeln, weil ich da
Gelegenheit bekomme, noch ein Blatt zu beſchrei
Man kann meines Erachtens einen Kunſtrichter
iglich als einen Mann vorſtellen, der auf die Hef
der Kunſtrichter, und verſchiedne Schoopßünden
elehrten, mit der groſten Heftigkeit, voller Eigen
und kritiſchen Hochmuths eifert, gleichwohl aber bey
iednen Gelegenheiten, wo man es am wenigſten ver
en ſollte, ſehr vernünftig und gelaſſen urtheilt. Don
ott blieb dennoch der Held von Mancha, wenn er
ſeinem Sancho Panſa die erbaulichſten und ver
igſten Lehren gab. Er hatte das Barbierbecken auf
Kopfe, die verroſtete Lanze in der Hand, und ſaß
einer Roßinante; gleichwohl waren ſeine Unterre
n ſo tiefſinnig und philoſophiſch, als vielmals die
redungen eines außerordentlichen Lehrers der Welt
eit nicht ſind. Nur erſt alsdann ward er ein
; wenn er von Rieſen träumte, und Windmühlen
mte. Wenn ich mich recht entſinne, ſo habe ich
n, daß Cervantes, eben durch dieſen ungleichen und
chſelnden Charakter, ſich und ſeinen Don Quichott
mt gemacht hat. Das iſt ja nicht eben ſo gar un
ſcheinlich, daß ein Menſch bey gewiſſen Fällen ver
tig ſeyn kann, welcher uns doch auf einer andern
e lächerlich ſcheint. Ich kenne einen gewiſſen Rechts
rten, welcher das Orakel aller unruhigen Bauern,
uflucht aller zänkiſchen Nachbarn, und ein Vormund
Schelme und Diebe iſt. Wer ihn auf der Richter
hört, oder ſeine eingebrachten Sätze lieſt, der ſollte
ß glauben, es würde Wittwen und Waiſen und dem
n Vaterlande ſehr erſprießlich ſeyn, wenn er in den
ten vier Wochen gehangen würde. Und dennoch

weis

eueis dieſer Prieſter der Gerechtigkeit, in gewiſſen
ſchaften, von der Liebe des Nächſten, und den P
der Menſchen, von den wichtigſten Wahrheiten j
bens, ſo geſetzt und ſo lehrreich zu reden, daß ein
Edelmann unlängſt zweifelhaft war, ob er, wo
Quacker, doch wenigſtens ein Miſſionarius ſey,
Heiden bekehren wollte. Wenn Doctor Purg
dem Krankenbette ſteht, und mit einer räthſ
Miene an den Puls fühlt; ſo ſind ſeine Geſp
kunſtmäßig und griechiſch, daß man darauf ſchwö
te, er habe das Fieber ſelbſt. Und eben dieſer Herr
Purgan kann bey jener Kaufmannsfrau, deren
er iſt, ſo deutlich und vernehmlich reden, als kei
ſer bey ſeiner Phyllis. Würde es nicht verwäg
wenn ich diejenigen nicht für Philoſophen halten
welche eigennützig, rachſüchtig, wohllüſtig, hochr
mit einem Worte, welche auf der Katheder große
weiſen, und in ihrem Hauſe die kleinſten Geiſte
Jener ehrwürdige Heuchler, mit gefalteten Hände
cher uns wöchentlich = = = So weit geht die Not
Uebrige erklärt unſer Text.

Und deſſen ungegründete Meynung.]
würde hierbey Gelegenheit haben, über ſeine einſ
Vorurtheile ziemlich zu ſpotten, und er verdient es
Weil er aber meiner in ſeiner letzten Vorrede ſehr
lich gedacht, ja ſo gar nur unlängſt in ſeine We
poetiſches Sendſchreiben an mich eingerückt hat:
ſichre ich meine Leſer, daß ich noch niemanden ge
habe, welcher in Beförderung des guten Geſchmac
der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland ſo une
und glücklich geweſen, als eben dieſer berühmte Ma

Bey denen man um Feſſeln flehe.] Dieſe ſchöne Stelle recht zu verſtehen, muß man wiſſen, daß unſre Dichter niemals verliebter ſind, als wenn ſie in Ketten und Banden liegen. Es gehört dieſes zu denen Moden in der Poeſie, von welchen ich, in einer abſonderlichen Schrift, umſtändlich handeln werde. Man ſollte glauben, ein Liebhaber, der auf allen Vieren kriecht, würde wenig Eindruck machen; aber bey den poetiſchen Schönen iſt es ganz anders. Ein reimender Liebhaber ohne Feſſel iſt etwas unerhörtes, denn alle ihre Gebieterinnen ſind Königinnen, und zwar recht grauſame Königinnen; aber, welches wohl zu merken iſt, auch nur in poetiſchem Verſtande. Denn wir leſen in der arkadiſchen Chronik, daß dergleichen gefeſſelte Liebhaber beherzt genug geweſen ſind, in einer Woche wohl drey ſolche Königinnen vom Throne zu ſtoßen, und bey der vierten um Feſſeln zu flehen.

Nach Gründen.] Denn eben itzt iſt die merkwürdige Zeit, da man nichts ohne zureichenden Grund thut.

Das Gedicht aber auf ſeine Ehefrau.] Man findet darinnen alles dasjenige Zärtliche und Verbindliche, was die Sprache einer vernünftigen Liebe erfodert. Und denen, welche die große Welt kennen, hat es um deswillen ſehr wahrſcheinlich vorkommen wollen, daß dieſes Gedicht unter die lehrreichen Fabeln, oder poetiſchen Erzählungen, gehöre. Es ſey nirgends erhört, ſprechen ſie, daß ein Paar Eheleute einander, bey lebendigem Leibe, ſo viele Schmeicheleyen in Verſen vorſagen könnten. Es ſey gar nicht mehr gebräuchlich, daß ein verehlichter Dichter, bey dem Leben ſeiner Frau, ihr zu Ehren, nur die Hälfte von dem Weihrauche verſchwende, welchen er ſonſt mit vollen Händen auf fremden Altären geopfert. Ge-

niglich kämen sie nicht eher ins poetische Feuer, bis die Wohlseligverstorbene auf der Bahre liege, und die häufigen Proben der Wittwerthränen lassen uns noch vielmals ungewiß, ob der Schmerzlichgebeugte unter seinem Flore vor Freuden, oder vor Schmerzen geweint habe. Allein mir scheinen diese Urtheile und angeführten Gründe sehr seichte. Ich könnte unterschiedene gesammelte Proben von desgleichen Gedichten hier einrücken, aus denen man gleich in der ersten Zeile sieht, daß der betrübte Wittwer seiner nicht mächtig gewesen ist. Ich will mich aber lieber auf das gültige Zeugniß des so glaubwürdigen Berkenmeyers beziehen, welcher uns von einem gewissen unbekannten und sehr weit entlegnen Volke erzählt, »daß ihre Ehen die glückseligsten und vergnügtesten Ehen wären, und daß ein jeder glaube, die beste »Frau zu haben. Die Weiber unter diesem freundlichen »Volke wären gefällig, treu, und verehrten die Männer, »als ihre Herren. Man fände unter ihnen Weiber, welche in der zwar etwas rauhen Sprache ihres »Landes die Redlichkeit ihrer Männer besängen, und »Männer, welche die Zärtlichkeit ihrer Weiber mit gleichen Liedern vergälten.« Dieses sind des vortrefflichen Berkenmeyers eigne Worte, und wer solches für ein Mährchen aus Amerika halten wollte, der würde sich an Berkenmeyern und an unserm Frauenzimmer sehr versündigen. Ich weis es, daß es eine hämische Lobschrift auf die bösen Männer *), und eine boshafte Trauerrede eines Wittwers **) giebt. Das wirft aber meinen Satz noch gar nicht um. Wir wissen es gar wohl, daß die erste ein erbittertes Frauenzimmer gemacht hat,

*) Im ersten Theile dieser Sammlung, S. 298.

**) Ebendas. S. 204.

hat, an welcher es gar nicht liegt, daß sie, als Jungfer, alt und lebensatt ihren Geist aufgeben muß; und von dem Verfasser der Trauerrede ist es in ganz Leipzig bekannt, daß er auf diesen verzweifelten Entschluß, seine Rede zu machen, nicht eher gefallen, als da man ihm, wegen seiner besondern Verdienste, den siebenten Korb zugeschickt hatte. Wahrhaftig, ein edles Paar von Lobrednern, welche mit ihren Zungensünden wohl verdient hätten, durch Urtheil und Recht an einander verheurathet zu werden.

Welche Ziegeuner und elende Poeten.] Diesen verwägnen Ausdruck sucht er also zu rechtfertigen.

Ich soll mich verantworten, wie ich es habe wagen können, die elenden Poeten mit den Ziegeunern zu vergleichen. Ich will es thun, mein Herr, ungeachtet ich geglaubt hätte, daß ein flüchtiger Einfall, den man zuweilen in Gesellschaft vertrauter Freunde vorbringt, dergleichen Schutzschrift nicht nöthig hätte.

Meine Meynung ist gar nicht diese gewesen, als wäre zwischen Ziegeunern und elenden Poeten eine durchgängige Aehnlichkeit. Wenn es aber auch meine Meynung wäre; so wollte ich mir doch getrauen, sie zu vertheidigen. Ein Ziegeuner würde vielleicht eine ganz andre Lebensart erwählen, wenn er zu etwas bessern geschickt wäre; und ein reimender Scribent müßte so gar den Ueberrest desjenigen Verstandes verloren haben, den ihm die erbarmende Natur, wiewohl mit kargen Händen, zugeworfen hat, wenn er so klägliche Schriften verfertigte, wofern er anders im Stande wäre, etwas Klügers vorzunehmen. Die Verwunderung, die sich ein Ziegeuner bey dem Pöbel durch sein Wahrsagen zuwege bringt, ist der Verwunderung sehr gleich, die ein Rei-

mer durch ſeinen betäubenden Witz bey dem leſen
bel erhält. Unter den leſenden Pöbel aber re
Leute von allerley Stande: und wollte man mich
lich anhalten, dieſe Art von Pöbel genauer zu beſ
ſo könnte es freylich geſchehen, daß man Männer
giſter- und Doctorhuten, Männer mit Sternen
Bruſt, Männer in ehrwürdiger Kleidung, daru
träfe. Was die Räubereyen der Ziegeuner anl
ſo haben ſich meine Poeten gar nicht zu ſchämer
man auch darinnen viel Aehnliches zwiſchen ihr
den Ziegeunern zu finden glaubt. Sie plündern
wohl, als jene. Aber ſie plündern ebenfalls
Hungersnoth; und aus Hungersnoth zu rauben,
bekannt, den bürgerlichen Rechten nach, kein D
Sie rauben alſo nur Berufs wegen!

Ich weis nicht, warum ich mich ſo gern
Schriftſteller annehme. Vielleicht geſchieht es
einer allgemeinen Menſchenliebe; vielleicht aber
es auch von einigen Vorurtheilen her, die ich n
meiner erſten Jugend behalten habe, und welche
daß ich dergleichen Scribenten nicht anſehen kan
mitleidig gerührt zu werden. »Schreib, mein
»ſchreib, und ſchäme dich nicht! Schreib une
»denn die Natur hat dir geſunde Finger gegeben.
ſes war der letzte Segen, den mir mein Vater
ihn Gott, er war auch ein Scribent! noch auf
Todbette ertheilte. Er verließ mir ein ſchlechtes
gen, es iſt wahr; aber dieſe Vermahnung hat
aufgemuntert, daß ich niemals hungrig zu Bette
gen bin, ſo lange ich derſelben gefolgt habe. Ich
aus allen Leibeskräften, und es gedeihte mir gar
Seit der Zeit hat ſich freylich viel geändert. I

dieſes Autorhandwerk niedergelegt. Ich fand Urſachen, welche mir riethen, mich von dergleichen Scribenten abzuziehen; zugleich aber fand ich auch ganz unüberſteigliche Hinderniſſe, ein guter Scribent zu werden; um deswillen ſchreibe ich, wie Sie, mein Herr, wiſſen, gar nichts mehr.

Im Ernſte zu reden, ſo iſt es eine betrübte Sache um gute Scribenten. Sie laſſen ſichs blutſauer werden, und doch geht es ihnen nicht von der Hand. Haben ſie auch ja ein Werk in ihrer Art zu Stande gebracht; welcher Buchhändler wird ſo viel wagen, es zu verlegen? Sie müſſen noch Geld zugeben, wenn ſie ihren Namen gedruckt ſehen wollen; und ſind ſie auch gedruckt, wohl gut! wie viel finden ſie denn Leſer? Sehr wenig; oder ich müßte unſre Zeiten gar nicht kennen. Heute Nachmittag gieng ich vors Thor. Ich ſah einen großen Zulauf von Leuten, welcher mich bewog, näher hinzuzugehen. Ich fand einen Mann in der größten Beſchäfftigung, ſeine Paketchen unter den gewöhnlichen Betheurungen, und mit Berufung auf die erſtaunenden Kuren, ſo er gethan, und auf ſeine vortrefflichen Privilegien, auszutheilen. Kurz, es war ein Marktſchreyer. Was für ein Unterſchied, dachte ich bey mir ſelbſt, iſt nicht zwiſchen dieſem Marktſchreyer, und meinem Arzte in der Stadt, den jeder für einen geſchickten, behutſamen und erfahrnen Mann hält, in deſſen Vorzimmer aber nicht der zwanzigſte Theil der Leute iſt, wie bey dieſem Quackſalber! Aber woher kömmt das? Er verſichert nichts, wovon er nicht überzeugt iſt. Er kann ſich nicht überwinden, ſeine Medicamente mit einer etwas zuverſichtlichern Miene anzupreiſen; er iſt zu ehrlich, als daß er andre Aerzte neben ſich verkleinern ſollte; mit einem Worte, er macht nicht Wind genug, und hat keinen Hanswurſt bey

ſich, welcher den Pöbel unterhalten, und ihm ein Vertrauen zu ſeinen Arzneyen beybringen kann. Mein Arzt iſt ein vernünftiger Mann, und jener Marktſchreyer ein Windmacher! Welche Ausſchweifung! werden Sie ſagen; von elenden Scribenten auf die Quackſalber zu kommen! Sie haben Recht, mein Herr, es iſt allerdings eine Ausſchweifung, welche vielleicht nur alsdann zu entſchuldigen ſeyn würde, wenn zwiſchen den niederträchtigen und unverſchämten Aufſchneidereyen der Unwiſſenheit und dem gewinnſüchtigen Handwerke dieſes Marktſchreyers, und zwiſchen dem Betragen und den Abſichten elender Scribenten die geringſte Gleichheit wäre. Aber dieſes iſt freylich nicht, und um deswillen iſt meine Ausſchweifung gar nicht zu entſchuldigen. Es ſey darum! Ich mag es nicht ausſtreichen. In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Autor war, wußte ich mich, in dergleichen Fällen, recht leicht zu tröſten. Wollte ich gar nichts ſchreiben, waren damals meine Gedanken, als was ſich reimt, und was auf eine vernünftige Weiſe zuſammenhängt; ſo ſchreibe ich mich an den Bettelſtab, und meinen Verleger ins Hoſpital. Ungefähr ſo dachte ich damals; und Sie wiſſen wohl, daß einem alternden Autor dergleichen Jugendfehler noch immer anhängen. Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Herr, Sie müſſen alles leſen, was ich geſchrieben habe, es mag zuſammen klingen, wie es will. Sehen Sie es allenfalls als eine kleine Rache an, daß Sie mich genöthigt haben, meine Gedanken ſchriftlich zu vertheidigen. Vielleicht machen Sie künftig nicht ſo viel Schwierigkeiten, mir auf mein Wort zu glauben.

Und Kohlharts Beyſpiel.] Wer Kohlharten auf der neuberiſchen Bühne ſpielen ſehen, der wird ihm, und wenn er auch ein Franzoſe wäre, den billigen Ruhm zuge-

ugeſtehen müſſen, daß ihm nur ſehr wenige in der Kunſt, die Leidenſchaften der Menſchen lebhaft und natürlich vorzuſtellen, beygekommen ſind. Hatte er die Rolle des Brutus zu ſpielen; ſo vergaß man Kohlharten ganz, und weinte den Brutus. Und eben dieſer, welcher uns heute Thränen abzwang, machte, daß wir den Tag darauf vor Lachen außer uns waren, wenn er den eingebildeten Kranken vorſtellte. So bald ſich Kohlhart ſehen ließ; ſo bald ward das ganze Theater aufgeweckt. Er war im Stande, durch ſeine Geſchicklichkeit die größten Fehler des Schauſpiels zu verdecken. Ja ich glaube beynahe, daß er vermögend geweſen wäre, durch ſeine verführeriſche Kunſt die elendeſten Schauſpiele erträglich zu machen. Dieſer vortreffliche Kohlhart ward bey zunehmendem Alter durch ſeine kränklichen Umſtände ſehr gehindert. Zu manchen Zeiten konnte er gar nicht reden; er erſchien nur ſelten auf der Schaubühne. Nach und nach fieng man an, ihn zu vergeſſen, und es fehlte nicht viel, daß er nicht noch bey ſeinem Leben unbekannt geworden wäre. Nur wenig Tage vor ſeinem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne geſehen. Seine Bruſtbeſchwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte alſo nur die Rolle einer ſtummen Perſon, und mußte in der Kleidung eines Bedienten den Stuhl einem tragiſchen Helden unrechte ſetzen, welcher wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit kaum verdiente, auf der reibhandiſchen Bühne eine ſtumme Perſon vorzuſtellen. Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte, als ich unſern Kohlhart in dieſer geringen und unedlen Beſchäfftigung erblickte; ſo bald er den Stuhl hingeſetzt hatte, trat er ab. Ich ſah ihm mitleidig nach, und in dem ganzen Trauerſpiele ſchien mir dieſer Auftritt der traurigſte zu ſeyn. Wenig Tage darauf ſtarb er. Kaum erfuhr

erfuhr ich ſeinen Tod, als mir alle dieſe Umſtände lebhafteſte wieder beyfielen. Dieſer Mann, dacht bey mir ſelbſt, welcher in ſeinen jüngern Jahren Händeklatſchen des Parterre und die Bewunderung Ögen erregte; dieſer kömmt bey zunehmendem Alt weit herunter, daß er, als er das letztemal in ſeiner ben ſich auf der Schaubühne zeigt, eine ſtumme Pe und eine ſo gleichgültige Handlung vorſtellen muß, i er von dem wenigſten Theile der Zuſchauer bemerkt den iſt. Dieſer Gedanke bekräftigte bey mir die W heit des bekannten Satzes, daß die ganze Welt eine Sc bühne ſey. Wie mancher Staatsminiſter, welche Bewunderung und die Schmeicheleyen des ganzen V erzwingt, wird vor ſeinem Ende ſo weit gebracht, man ihn, da er noch lebt, ſchon vergißt, und oft er ſich gezwungen, als Greis mit einer ehrerbietigen S ine unter dem geſchwätzigen Pöbel der Bedienten in Antichambre desjenigen aufzuwarten, welcher im vor Jahre bloß durch ſeine gnädige Vermittelung aus Staube erhoben worden iſt!

Ich habs nicht nöthig, bloß am Hofe dieſe A lichkeit zu ſuchen; ich finde ſie auch in andern Stän Es wird kaum vierzig Jahr ſeyn, daß Klimene die niginn aller zärtlichen Herzen war. Niemand hieß mals galant, der nicht um Klimenen ſeufzete, und junge Herrchen unſerer Stadt flatterten um dieſe Sc herum. Verſchiedne, welche ſich für viel zu witzig ten, als daß ſie den Gottesdienſt beſuchen ſollten, be ten ihn doch; aber nur um Klimenens willen. flüchtig iſt doch der Ruhm der Menſchen! Am S tage ſah ich dieſe vergötterte Klimene ganz gebückt der Kirche ſchleichen. Ihre Runzeln verriethen ihr Al

ſal. Es begegneten ihr verſchiedene junge Stutzer, deren Väter vor vierzig Jahren über ihre Unempfindlichkeit beynahe verzweifelt waren. Und itzt konnten ſich die muthwilligen Söhne dieſer zärtlichen Väter kaum entſchließen, der veralteten Klimene aus dem Wege zu treten. Sie würden ſie, glaube ich, gar nicht wahrgenommen haben, wenn nicht ein großes Gebetbuch, das ſie unter ihrem zitternden Arme trug, ſie aufmerkſam, und ihren leichtſinnigen Witz munter gemacht hätte.

Haben viele unſrer Gelehrten wohl ein beßres Schickſal zu erwarten? Ich glaube es nicht. Der Ruhm der Gelehrten iſt beynahe noch vergänglicher, als die Vergötterung der Schönen; denn die Gelehrſamkeit ändert die Moden faſt noch öfter, als das Frauenzimmer. Syſtemata der verſchiednen Diſciplinen, die vor wenig Jahren auf hohen Schulen bewundert wurden, ſind itzt lächerlich. Dichter, welche nicht ſicher auf der Straße gehen konnten, ohne von Buchhändlern und Kaufmannsdienern bewundert zu werden; dieſe gedemüthigten Dichter können nunmehr auf öffentlichem Markte ganz ungeſtört hin und wieder gehen, man ſieht ſie nicht mehr, man hat ſie vergeſſen; und wollen ſie nicht gar verhungern, ſo müſſen ſie ſich der ſparſamen Großmuth eines Buchdruckers überlaſſen, welcher ſie als Corrector in ſeiner Druckerey ernährt. So kläglich war doch Kohlharts Schickſal noch nicht!

Wie wird es mir einmal gehen! Da mich der Himmel verdammt hat, ein Autor zu ſeyn: ſo wünſche ich mir von ihm nur dieſes, daß er mich nicht länger leben läßt, als meine Schriften. Habe ich auf der Schaubühne der gelehrten Welt die Thorheiten der Menſchen vorſtellen müſſen; habe ich dieſes mit einigem Beyfalle

gethan: o! ſo wünſche ich mir, daß der Vorhang bald niedergelaſſen werde, indem ich noch ſpiele. Wie vergnügt will ich abtreten, wenn ich noch bey der letzten Rolle das claudite von dem gründlichen Geſchmacke witziger Kenner fodern darf! Aber, o Himmel, iſt mir auch Kohlharts trauriges Schickſal beſtimmt, ſo gieb mir nur auch einen vernünftigen Freund, der mich ſo bedauert, wie ich Kohlharten bedauert habe!

Conata laceſſere Teucros.] Die Verdienſte, welche ſich dieſes Frauenzimmer in der gelehrten Welt erworben, ſind ſo weſentlich und ſo wichtig, daß ich nicht begreifen kann, warum es ſich durch eine ſolche Befehdung, und durch die Vorrechte ihres Geſchlechts zu vertheidigen geſucht hat. Mir ſcheint es wenigſtens, daß ſie nicht die beſte Art gewählt habe, mit welcher ſie ihr Mißvergnügen über das unfreundliche Bezeigen eines ihrer Gegner ausdrücken, und die Leſer überführen will, daß man ſich an ihr verſündigt habe. »Die Hochachtung,« ſchreibt ſie, »welche man unſerm Geſchlechte »ſchuldig iſt, iſt zu allen Zeiten unter geſitteten Völkern »für etwas ſo unverbrüchliches gehalten worden, daß ich »hoffe, man werde dieſe Verletzung derſelben gegen eine »Perſon, die ſolches auf keinerley Weiſe verdient hat, »nicht mit gleichgültigen Augen anſehen.« Wer die kleinen Balgereyen ſchon weis, welche ſeit einiger Zeit zwiſchen den witzigen Köpfen vorgefallen ſind, der wird es zufrieden ſeyn, daß ich die eigentlichen Umſtände dieſer gelehrten Mordgeſchichte hier nicht anführe; und wer ſie nicht weis, der kann ſich allenfalls tröſten, wenn ihm eine ſolche Kleinigkeit noch ferner unbekannt bleibt. Ich bin hierinnen ganz unparteyiſch, und ſo wenig Vergnügen ich über die Aufführung ihres Gegners empfunden, wel-

welches sie ein ungezognes Verfahren nennen will; so überflüßig würde es auch seyn, die Vertheidigung ihrer Sache zu übernehmen, da man aus ihrer Vorrede wohl sieht, daß sie selbst Muth genug hat, sich mit dem Natur- und Völkerrechte zu wehren, und eine Sprache zu führen, von welcher eine gewisse Art unsrer heutigen Kunstrichter selbst gestehen wird, daß sie männlich genug sey. Meine Gedanken, welche ich bey Lesung dieser Vorrede gehabt, sind ungefähr diese;

Auch ich habe für das Frauenzimmer alle billige Hochachtung; es klingt mir aber ein wenig zu hart, wenn ein Frauenzimmer diese Hochachtung selbst verlangt, und sich auf die ruhige Posseß beziehet, in welcher sie und ihre Vorfahren seit hundert und mehr Jahren gewesen sind.

Da unsre Verfasserinn bey dieser ganzen Streitigkeit, nicht bloß als ein Frauenzimmer, sondern als eine Scribentinn anzusehen ist; so hat sie um so viel weniger Ursache, sich auf diese wohlhergebrachte Hochachtung zu steifen, welche sie von uns aus rühmlichern Gründen erlangen kann. Ein gelehrtes Frauenzimmer kann diese weiter nicht fodern, als eine gelehrte Mannsperson. Beyde könnten unsre Hochachtung erlangen, wenn ihre Gelehrsamkeit und ihr Witz solche verdienen. Ist dieses nicht; so habe ich schon genug gethan, wenn ich ihnen nicht unhöflich begegne, und ich muß das Recht haben, auf die gelehrten Eitelkeiten und Fehler eines schreibenden Frauenzimmers mit eben der Bitterkeit loszugehen, welche man, in gleichem Falle, wider die Scribenten männlichen Geschlechts ohne Beleidigung des Wohlstandes brauchen darf.

In

In meinen Augen verdient kein Stand mehr Ehrfurcht und Hochachtung, als der Stand der Geistlichen. So bald sich aber ein Geistlicher auf eine unglückliche Art unter die Schriftsteller mengt, und durch sein Exempel den alten und wahren Satz bekräftigt, daß ein ehrwürdiger Mann gar wohl ein elender Autor seyn könne: so bald vergesse ich den Priester, und sache über den Schmierer. Wie unzeitig würde der Eifer seyn, wenn mich dieser Mann um deswillen verketzern, und sagen wollte: ich hätte die Hochachtung beleidigt, welche man seinem Amte nach den göttlichen und weltlichen Rechten schuldig sey, und welche unter allen Völkern für etwas so unverbrüchliches gehalten worden?

Ich befürchte, der Witz dürfte dadurch sehr viel leiden, wenn wir die Galanterie so hoch treiben, und die Fehler einer Scribentinn dulden, oder gar bewundern wollten, bloß darum, weil sie von den Händen eines Frauenzimmers kämen. Wir haben bereits unter unsern Mannspersonen eine so große Menge erbärmlicher Schriftsteller, daß es sehr unverantwortlich seyn würde, auch die andre Hälfte des menschlichen Geschlechts mit dieser Autorseuche zu verwahrlosen. Ich wünschte wohl, daß alle Frauenzimmer einen Geschmack an den schönen Wissenschaften fänden; aber das wolle der Himmel nicht, daß alle Frauenzimmer dasjenige prächtig drucken lassen, was sie mittelmäßig gedacht haben! Ihren Freunden mögen sie es vorlesen, und ich werde es selbst mit Vergnügen anhören, wenn es gleich hin und wieder fehlerhaft ist; nur gedruckt mag ich es nicht sehen. Diejenige unumschränkte Gewalt, welche wir dem Frauenzimmer aus Höflichkeit und Hochachtung an ihrem Nachttische zugestehen, diese hört gleich auf, so bald wir ein ander in dem Buchladen antreffen. Sie sey witzig, sie

suche

ſuche ihren Geſchmack auszubeſſern, ſie ſchreibe, um ihren Verſtand zu ſchärfen: aber ſie ſchreibe nur für ſich, nicht für die Welt, ohne ihre Kräfte vorher wohl zu prüfen. Thut ſie es aber doch, ſo behalte ich mir vor, mit nächſtem ein Kochbuch zu ſchreiben; und wollte das Frauenzimmer anfangen über mein Kochbuch zu ſpotten, da ich wirklich ein ſehr ſchlechter Koch bin, ſo hoffe ich, die geſitteten Völker werden dieſe Verkützung der Herrſchaft, welche dem Mannsvolke zu allen Zeiten eigen geweſen iſt, und die Beleidigung einer Perſon, die ſolches auf keinerley Weiſe verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen.

Ein Frauenzimmer, welches vor ihre Schriften ihr Bildniß ſetzt, oder in der Vorrede deswegen um Pardon ruft, weil ſie ein Frauenzimmer iſt, verräth entweder ihr böſes Gewiſſen und die Ungerechtigkeit ihrer Sache, oder glaubt, daß die Kunſtrichter voll Leidenſchaften, und eben ſo wohl zu blenden ſind, als die Richter der Phryne, welche ihren Rechtshandel verſpielt haben würde, wenn ſie nicht den Schleyer zurückgeſchlagen hätte.

Aus dem, was ich bisher angeführt habe, wird man urtheilen können, wie es billig ſey, einem Frauenzimmer kein Quartier zu geben, welches ſich in gelehrte Streitigkeiten mengt, und für eine ungerechte, oder doch zweifelhafte Sache, mit zu vieler Hitze und einer männlichen Wuth kämpft. Ich habe noch keinen Scholiaſten gefunden, welcher den Aruns für ungeſittet oder ungezogen gehalten, daß er Camillen im Treffen verfolgt, und ihrem Würgen Einhalt gethan. Sie wagte ſich unter das Heer ſtreitender Männer, und die Götter erhörten den Aruns, welcher unbekannt zu ſterben wünſchte, wenn

er

er nur durch den Sieg über die kriegerische Kamilla den Tod seiner Landsleute rächen könnte. Ich zweifle nicht, Aruns würde bey einer andern Gelegenheit der Kamilla mit aller der Galanterie begegnet haben, welche den Trojanern eigen war; aber hier erblickte er seine Feindinn, und begegnete ihr, als einem Feinde. Ein Frauenzimmer, welches sich in den Krieg der Kunstrichter mischt, wagt viel, und begiebt sich selbst der Rechte, die außerdem ein Frauenzimmer hat.

Graditur bellum ad crudele, - -
- - et noſtris nequicquam cingitur armis
Cara mihi ante alias - -
- - Vellem, haud correpta faillet
Militia tali, conata laceſſere Teucros.

Niſi quod ſit dictum prius.] Ich will die Gewohnheit eben nicht tadeln, welche einige unſrer Gelehrten an ſich haben, wenn ſie ihre Schriften durch die Sentenzen alter und neuer Autoren ausputzen; aber dieſes würde ich doch gern ſehen, wenn ſie damit etwas ſparſamer umgiengen, als die meiſten zu thun pflegen. Ich finde zwiſchen dergleichen Schriften und unſern Luſtgärten in dieſem Stücke eine ziemliche Aehnlichkeit. Es iſt dem Geſichte angenehm, wenn man in denſelben einige wohlgearbeitete Statuen erblickt; nur müſſen deren nicht gar zu viel ſeyn, wenn der Garten nicht das Anſehen eines Bildersaals gewinnen ſoll. Es kann auch daraus für den Gärtner noch dieſer empfindliche Schaden erwachſen, daß man ſich bloß mit Betrachtung der Statuen beſchäfftigen, und auf den Garten entweder ſeine Aufmerkſamkeit gar nicht richten, oder doch ziemlich gleichgültig dabey ſeyn würde. Wo ich mich nicht ſehr irre; ſo läuft ein Schriftſteller bey ſeinem Werke eine gleiche Gefahr.

Wenn

Wenn ich auf einer jedweden Seite eine, auch mehrere, Sentenzen der Alten und Neuern finde, so wird mich dieses so zerstreuen, daß ich den Spruch des Horaz bewundern, und meinen Autor darüber vergessen werde; oder vergesse ich ihn auch nicht gänzlich: so wird er doch meine Aufmerksamkeit mit dem Horaz theilen müssen, die er sonst ganz zu fodern hätte. Zu geschweigen, daß es bey vielen eine große Unbedachtsamkeit verräth, wenn sie den Leser zu oft an den Witz der alten und neuern Gelehrten erinnern. Sie verwöhnen ihn dadurch, und machen, daß er hinter gleich witzige Sachen von ihnen verlangt. Ist der Verfasser nicht im Stande, seinen Leser mit dergleichen beständig zu unterhalten; so wird er es demselben auch nicht verargen können, wenn ihm seine Schrift ekelhaft wird. Ich habe heute Nachmittags ein Frauenzimmer besucht, welche zwar nicht schön, aber doch noch ganz leidlich häßlich ist. Sie hatte den Fehler begangen, verschiedne andre Frauenzimmer zu sich zu bitten, welche so schön waren, daß sie meine Aufmerksamkeit, und die Bewunderung aller andern Mannspersonen, erweckten. Wir vergaßen uns so weit, daß wir uns nur mit diesen Schönen beschäfftigten, und an unsre nicht so schöne Wirthinn beynahe gar nicht dachten. Gegen diese bezeugten wir nichts, als nur die allgemeinen und nöthigsten Höflichkeiten, deren wir ohne Beleidigung des Wohlstandes nicht überhoben seyn konnten. Es war ein Fehler von uns, ich will es nicht läugnen; aber, es war auch ein großer Fehler von unserer Wirthinn, daß sie uns in eine Gesellschaft brachte, welche angenehmer und reizender war, als ihre Person.

Die Anmerkung, die ich hier gemacht habe, gehört nur für diejenigen Scribenten, welche gut, oder doch noch

noch ziemlich gut sind. Es würde mir sehr leid
wenn sich die elenden Scribenten darnach richten wo
Aus Liebe zu mir und zu allen Lesern, will ich ihnen
ganzem Herzen anrathen, daß sie allemal über die
Zeile den Homer, den Horaz, den Boileau, den
dorn, und alle Schriftsteller, die anders sind, als sie
führen. Sie werden ihre Werke dadurch noch ertr
machen, und die Käufer haben Gelegenheit, wegen
aufgewandten Geldes sich desto mehr zu beruhigen.
was noch mehr ist, sie locken vielleicht dadurch,
Schriften zu lesen, viele an, welche außer
Selbstverläugnung wohl nicht haben würden, die
thun. Alsdann geht es dergleichen Lesern, wie den
habern der Alterthümer, welche in den betrübtesten
steneyen, und mitten unter altem Schutte sich mit
größten Vergnügen aufhalten können, weil sie noc
und wieder den prächtigen Rest der alten Baukun
bewundern Gelegenheit finden.

Und seine Vorreden schloß er niemals,
zu seufzen, zu schimpfen, und zu drohen.]
dieser Gelegenheit muß ich zum Schlusse noch dies
inuern, daß künftig bey meinem Verleger eine S
in Octav, zwey Alphabete, sechs Bogen stark, zu b
men seyn wird, welche den Titel führt: »Abgenö
»Vertheidigung wider verschiedne parteyische und
»schmackte Einwürfe und Kritiken, in möglichster K
»auf Ansuchen vieler Freunde entworfen, und ans
»gestellt, durch Hinkmarn von Repkow.« Es
Leute, welche Schriften tadeln, die sie nicht vers
und auch niemals gelesen haben. Das Beyspiel
großen Männer hat mich aufgemuntert, merkwü
Streitschriften im Voraus zu verfertigen, und G
lächerlich zu machen, die ich nicht kenne, und von

ich noch weniger weis, was ſie wider gegenwärtige Abhandlung zu erinnern haben dürften. Es thut dieſes zur Sache nichts. Wer mich tadeln will, der iſt nicht meiner Meynung; und wer nicht meiner Meynung iſt, den bin ich, als ein Gelehrter, wohl befugt, nach äußerſtem Vermögen zu verunglimpfen. Ich werde die Namen meiner zukünftigen Feinde nach alphabetiſcher Ordnung im Anhange mit beydrucken laſſen, und wer unter den Herren Gelehrten mich ſchimpfen will, der wird die Gütigkeit haben, ſeine Werke noch vor künftiger Frankfurter Meſſe gegen Erhaltung eines Exemplars der abgenöthigten Vertheidigung poſtfrey einzuſenden.

Ich weis es wohl, es wird dadurch in der gelehrten Welt ein heftiges Feuer entſtehen; aber ich kann mich nicht helfen. Mein Verleger hat mich gebeten, zu ſchreiben; ich kriege meine Mühe redlich bezahlt. Schriebe ich nicht; ſo würde ich der ungeſundeſte Menſch von der Welt ſeyn. Auf dieſe Art aber werde ich noch mehr bekannt, ich werde unſterblich; kurz, ich muß ſchreiben, denn ich ſchreibe, wie alle meine Collegen, aus Liebe zur Wahrheit.

Verſuch
eines
deutſchen Wörterbuchs*).

Da einige Gelehrte unter uns ſo muthig ſind, und es wagen, ihrer deutſchen Mutterſprache ſich nicht weiter zu ſchämen; ſo werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Verſuch den Plan zu einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutſche Wörter ſo unbeſtimmt ſind, daß oftmal derjenige, der ſie braucht, etwas ganz anders dabey denkt, als er eigentlich denken ſollte; und derjenige, der ſie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig ſeyn, daß die Gelehrten ſich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte feſtzuſtellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, iſt unausſprechlich. Wir werden einander beſſer, und mit völliger Zuverläßigkeit, verſtehen; alle Zweydeutigkeiten werden ſich verlieren; und mancher, den man itzt aus Mißbrauch einen geprieſnen Mäcenat genannt hat, wird künftig horen, daß er ein Dummkopf ſey.

Ich

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 3ter Band, 1tes Stück, 1745.

Ich erſuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu dieſem Wörterbuche. Für mich allein iſt dieſes Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieſes Bekenntniß von mir ſelbſt thue. Bey einem, welche glauben, derjenige ſey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigſtens ſechs Folianten ediren könne; bey dieſen werde ich mich, durch meine Beſcheidenheit, in ſchlechte Hochachtung ſetzen. Aber es ſey darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande; ſo wird es ſich alsdann ſchon zeigen, ob dieſe arbeitſamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieſes Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Abſicht zulänglich ſehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig geweſen ſey, und Sachen ausgeführt habe, welche die Abſicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überſchreiten; ſo will ich dieſen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausſtreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweiſen, wo man deutlich ſieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da ſteht, und dennoch bleibt es Bayens Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals aufs beſte empfehle, damit ich dieſes wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, ſo bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt seyn, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wakkeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn sechzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bey allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenvesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen

en Reichen ſehr deutlich. Ich aber ſah bey dieſer Gele-enheit noch dieſes daraus, daß der junge begüterte ⁊athsherr ein Narr war. Dieſes mag genug ſeyn von en Complimenten, ſo weit ſie die mechaniſche Stellung es Körpers betreffen.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu ma-en; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein ompliment! Was aber dieſes eigentlich heiße, daß ißt ſich im Deutſchen gar nicht erklären, weil es ſelbſt n franzöſiſchen Grundtexte nicht das Geringſte bedeu-t.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte ehorſamſt, ohne alle Complimente; wir ſind ja ute Freunde. Wenn ich dieſes nach dem rechten ⁊prachgebrauche überſetzen ſollte; ſo könnte es ungefähr ſo lauten: »Ich würde Sie für den gröbſten Menſchen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich ſo gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir ſo viel Complimente zu machen.«

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger iener; unterthänigſter Diener; ich verharre ure Hochedl. gehorſamſt ergebenſter ꝛc. ich verleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc. ich erde Zeitlebens nicht ermangeln, zu ſeyn Dero-lben ꝛc. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeu-n unter Leuten, welche nach der wahren Methode der utigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre riefe ſetzen; ſo denken ſie dabey eben ſo wenig, als mein chneider bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufann, welcher in der Zahlwoche bankerot machen will,

und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibe: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidſchwur *).

In den alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher geſchah es auch, daß unſre ungeſitteten Vorfahren, die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſey etwas ſehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort, ſo wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkömmt, deſto weniger will es ſagen.

Einen Eid ablegen, iſt bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewiſſe Ceremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verſpricht, oder betheuert, das mag nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufſetzt. Mit einem Worte: es iſt ein Compliment, da man Gott macht. Was aber ein Compliment ſey, de von ſieh Compliment.

Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen O ten ſo viel, als eine Lügen recht wahrſcheinlich machen.

Van Hoken, in ſeinem allezeit fertigen Juriſte nennt den Eid herbam betonicam, und verſichert, e nem den Eid deferiren, ſey nichts anders, als ſeine klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen; un di

*) Hier iſt dasjenige nachzuſehen, was im erſten Thei dieſer Satyren, und zwar in der Abhandlung vo Mißbrauche der Satyre auf der letzten und fo genden Seiten erzählt wird.

die Formel, ſich mit einem Eide reinigen, heiſſe ſo viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts, als drey geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hatten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein ſogenanntes Gewiſſen hätte; ſo würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines beſſern belehren, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten.

Gott ſtraf mich! oder: Der Teufel zerreiſſe mich! iſt bey Matroſen und Muſketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur auch ſo; doch ſchwur er niemals geringer, als wenigſtens bey tauſend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! iſt das gewöhnliche Sprüchwort eines gewiſſen Narrens, welcher gar zu gern ausſehen möchte, wie ein Freygeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen, und von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte; und dennoch ſchwört er alle Augenblicke, mit der witzigſten Miene von der Welt, bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieſes eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münzjude Jeſus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, und wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie noch manchmal; aber eben daher kommt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als

die Ehe brechen, und um deswillen iſt ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verſchiedenen Orten, beſonders in großen Städten, ſo viel als ein Mann, der zu leben weis. Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unſre Deutſchen werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzoſen beynahe gleich thun.

Ewig.

Iſt ein Wort, welches ein jeder nach ſeinem Gutbefinden, und ſo braucht, wie er es für ſeine Umſtände am zuträglichſten hält. Eine ewige Treue zuſchwören, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein dieſe Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchſtens vier Wochen darnach, und im letztverwichnen Herbſte habe ich einen jungen Ehemann gekannt, deſſen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, iſt noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetiſche Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheuratheten Perſonen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer ſehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren ſoll. Denn man will Exempel wiſſen, daß eine ſolche verliebte Ewigkeit auf einmal aus geweſen ſey, ſo bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu ſeyn, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe iſt, ſo iſt es oftmals mit der Freundſchaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Geſellſchaft, wo ſehr ſtark getrunken ward, an einem Abende drey ewige Freundſchaften überlebt habe.

Wenn

Wenn es hoch kömmt, ſo hält eine dergleichen ewige Freundſchaft nicht länger wieder, als der Rauſch, welcher Schuld daran iſt: denn ceſſante cauſſa, ceſſat effectus.

Einen ewigen Frieden ſchlieſſen, iſt ein Gallicismus, bedeutet in der franzöſiſchen Sprache ſo viel, als bey uns ein Waffenſtillſtand, und, mit einem Worte, ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man ſeinen Vortheil dabey ſieht.

Sich verewigen, iſt unter einigen Gelehrten eine gewiſſe Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verſtandes etwas auf weißes Papier ſchreibt, und es dem Drucker übergiebt. **Die Schlüſſel zur Ewigkeit** alſo hat der Setzer, und ſie beſtehen aus gewiſſen bleyernen Buchſtaben, welche mit ſchwarzer Farbe beſtrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit ſtreben, (ſiehe **Unſterblichkeit**) beſteht in einer gewiſſen Krankheit, welche nicht ſo wohl dem Patienten ſelbſt, als vielmehr andern, beſchwerlich iſt. Gemeiniglich überfällt ſie junge Leute, und verliert ſich bey zunehmendem Alter; doch geſchieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet ſind, und alsdann iſt ſie nicht allein deſto gefährlicher, ſondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem ſolchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und ſcharfe Mittel darwider ſind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxyſmus nur ſtärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke ſehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Perſonen, welchen man auch nicht widerſprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beſte Mittel dawider ſoll dieſes ſeyn, wenn

man, ſo oft ſich eine dergleichen preßhafte Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräuſches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft iſt, nicht thut, als ob man ſie hörte, oder ſähe, oder das Geringſte von ihnen wüßte, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böſes von ihnen ſpricht. Das Recept mag nicht unrecht ſeyn. Ueber die eigentlichen Urſachen dieſer Krankheit ſind die Arzneyverſtändigen unter einander noch ſehr ſtreitig. Einige halten ſie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil ſie, wie andre epidemiſche Krankheiten, zu gewiſſer Zeit und oft wiederkömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da ſie angemerkt haben, daß ſie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallenden Sucht gebräuchlich iſt. Andre glauben, ſie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält ſie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der ſelige Herr geheime Rath Hofmann in Halle nennt ſie das Autorfieber, im dritten Kapitel ſeiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verſtande dieſes Worts reden; denn was es im eigentlichen Verſtande heißt, ſolches iſt bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verſtande ehrwürdig iſt, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen ſollte, deſſen Bedeutung in meinem Wörterbuche feſtzuſtellen. Im figürlichen Verſtande alſo heißt ehrwürdig ſo viel, als ſchwarz, und ein ehrwürdiger Mann ſo viel, als ein Mann in einem ſchwarzen Rocke. Ich gründe dieſe Erklärung

klärung auf die Erfahrung. Denn unter dieſen Männern in ſchwarzen Röcken ſind viele, an denen man nicht das geringſte Ehrwürdige findet, als das ſchwarze Kleid. Ich könnte ſie mit Namen nennen; aber es iſt überflüßig, denn ich weis gewiß, ſie werden ſich bey Leſung dieſes Artikels ſelber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unſrer Sprache das böſe Gewiſſen heißt. Meine Leſer dürfen alſo nur auf diejenigen ſchwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfaſſer dieſes Wörterbuchs in die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe, und keine andern, diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meyne, und welche man gewiß für Layen anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet gienzen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts ehrwürdig vorausſetze; ſo werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchſtens zwölf Procent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beyſpringt, und auf ein Pfand, das zweymal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahrsfriſt das Pfand eingelöſt werden, oder verfallen ſeyn ſoll; dieſer Mann wird künftig ein ehrwürdiger Wucherer heißen: denn gienge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wäre er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſers Landes zu beſtrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen ver-

verkleideten Marquis halten ſollte, ſo natürlich weis er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich ſeyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdoſe, und Manſchetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Rauſch, iſt ein ganz neues Wort, aber eine ſehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterſcheiden ſollte, welcher von beyden Berauſchten der Schuldheiß im Dorfe, oder Paſtor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürden nicht ſchwarz giengen.

Sich ein ehrwürdiges Anſehen geben, heißt bey dieſer Art Leuten ſo viel, als eine große Unterkehle und einen ſteifen Nacken machen, und ein ehrwürdiges Amt bekleiden, ſo viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hauſe ſelbſt thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieſes mag von den ehrwürdigen Männern im eigentlichen Verſtande, oder von ſolchen Männern genug ſeyn, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Weſen nicht dulden würde, wenn ſie nicht ſchwarze Röcke trügen. Wie wenig alſo dieſe Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verſtande verdienen: ſolches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einſehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre ſchwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches ſie ſich geſchlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein.

1. Ein ehrwürdiges Amt ſuchen, heißt in einn Parochien ſo viel, als des gnädigen Herrn Kammerädchen heurathen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendaft beynahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen gendhaft, alle, die ſtudirt haben, wollen gelehrt ſeyn; er, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die wenigſten. eylich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich des tels eines Gelehrten anmaßen, ſondern nur an etlichen enſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es ſey ch ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen einem Gelehrten d zwiſchen einem Manne, der keine Profeßion oder n Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern chulen frequentirt, auf höhern Schulen abſolvirt, und dlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für elehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben ben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan r diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, lche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte widen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit ufmerkſamkeit leſen; die höhern Wahrheiten durch eigs Nachdenken unterſuchen; ſich bemühen, ihnen noch eiter nachzuforſchen; auf das bloße Wort ihres Lehrers chts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines den Satzes ſich ſelbſt überführen wollen; Sachen, die der Welt nichts nütze ſind, als höchſtens eine kritiſche eugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, d ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen; und welche

dieſe

dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden ſuchen? Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beynahe zu viel! Wenn das geſten ſoll, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch, ſey. Verlangt man noch dieſes; was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſchte mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man, auf ſolche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie, außer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann; ſo will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich ſeyn, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht, wenn ſich etwa jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Profeſſor Titus Manlius Vermicularis. Es geht nunmehr in das drey und funfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eignen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatſchnitzer geſam-

geſammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſrer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es theuer verſichern, er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein beleſner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urthell ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todt ſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er jemanden auf ſeine grammatiſchen Wahrheiten tractirt: ſo oft heißt es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateiniſch, und mit niemanden ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd, und mit ſeinem Hausknechte, denn dieſe gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! wenn er noch lange lebt; ſo bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateiniſches Programma zugeführt, in welchem er ſo viel himmelſchreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römiſchen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Leſung der erſten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hoffnung zu ſeiner Beſſerung da. Wenn das Ding ſo fortgeht: ſo wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programma elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veſte, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgeſagt haben, daß er das Geringſte von der Rechtsgelehrſamkeit verſteht; aber er iſt doch Doctor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine ſo gelehrte Unterkehle, als zehn andre ſeines gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch Doctor werden. Ihre Hochedlen, unſer Herr Vanno, hieß ſchon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es iſt gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernſte geworden iſt; er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſeyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben! Das iſt der leibhafte Papa! Er iſt kaum funfzehn Jahr alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doctor werden, und in kurzem wird er es ſeyn! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüte, daß ſie alle Doctor ſeyn müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doctortitel ab; ſo werden ſie die betrübteſte Figur von der Welt vorſtellen. Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſeyn, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, George Knut, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten römiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt;

ſo ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum ausſehen kann, wenn er feinſilbrige Zweydrittheile einwechſelt. Nur ohnlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der gröſßte Narr wäre. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtellte die Venerem victricem vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeutete die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren die groſße Männer einig. Ob ſie aber victrix oder armata ſeyn ſollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtund. Selbſt die Weiber dieſer beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammen drucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

- - - Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenens?

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſo gar ſeine Köchinn allen Leuten erzählte,

was ihr Herr Onkel für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſeyn, welchen man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beynahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, iſt mein ſehr naher Vetter; aber er ſchämt ſich meiner, und ſeiner ganzen Freundſchaft: denn er behauptet, Trotz allen Genealogiſten, daß ſein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin geweſen ſey. Wer ſo liebreich ſeyn, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt, und ſein Großvater ein guter ehrbarer Schneider geweſen, der wird ſein Todfeind. Der Küſter kam ſehr ſchlimm an, als er ihm dieſes aus dem Kirchenbuche beweiſen wollte. „Das hat ein Scheim geſchrieben!“ rufte er, und holte den Mabillon, damit er ſehen ſollte, daß ſein Kirchenbuch nicht die geringſte Beſchaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfodert würde. Gegenwärtig iſt er mit den politiſchen Affairen außerordentlich beſchäfftigt. Er iſt ſehr franzöſiſch geſinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beynahe zu mächtig, denn jenſeits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Fauſt, wenn er in Geſellſchaften von dem Prätendenten ſprechen hört: denn das läßt er ſich nicht ausreden, daß der Prätendente durch ſeine ſchlauen Anſchläge bis nach Edenburg gekommen iſt. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schleſien, denn er hat die Abſicht gar

nicht,

cht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit
ußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit
ſichen Tagen ſo tiefſinnig herumgehen ſehen, daß ich
fürchte, es dürfte mit nächſten eine große Meuterey
ider die Czaarinn auf ſeiner Studierſtube ausbrechen.
enn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich
ne politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als
e vier Wände ſeiner Studierſtube gehen. Bey alle
m aber ſchreibt er doch ſehr viel Staatsſachen, und ſo
r politiſche Monatſchriften; doch werden ſie, dem Him
el ſey Dank! nicht gedruckt. Er behält ſie alle im
oncepte, und ſagt: Dieſes ſey ein heimlicher Schatz,
elchen er ſeinen Kindern ſammle. Itzt arbeitet er an
ner Deduction, worinnen er die gerechten Anſprüche
s Königs in Frankreich an das orientaliſche Kaiſer
um ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedi
rt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in
r Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlich
lehrte Deduction. Sollte dieſer gründlichgelehrte
Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe,
s Tollhaus geſperrt werden; ſo werde ich ihn doch,
enn er künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen
llte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann
i ſeinem vermeynten Vaterlande durch ein neues Pro
kt zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brodt ehrlich
rdienen kann.

Ich weis nicht, ob ich unter die Anzahl meiner ge
hrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan
chnen darf. Er hat wirklich ſtudirt, und ich habe ihn
it meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen geſe
n; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen,
ach der er ihm in drey Jahren mehr, als zweytauſend

Thaler, auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem itztlebenden gelehrten Deutſchland. Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringſte! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann verſichern. In Leipzig heurathete er eine Jungemagd; denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt, und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt oder häßlich werden; ſo läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er ſich, meines Erachtens, vortrefflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ſo beſchaffen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur, wie wohlfeil er iſt; ſo zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er ſeinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Menſch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweiſen will. Er iſt ſo geduldig, man kann mir ſicher glauben; ſo geduldig iſt er, daß er ſo gar mit der Frau im Hauſe gut wird auskommen können; und wer weis denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch ſein Glück treibt, wenn er ſich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag

das

das Ding betrachten, wie ich will, an dieſem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiſte Freude, und ich habe mir ſchon ein gewiſſes Haus in unſrer Stadt ausgeſehen, wohin ſich zu einem Informator kein Menſch beſſer ſchickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Künſten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberſchlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutſchland ſeyn müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo viele ſind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſey; ſo muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es iſt ein gelehrtes Werk! Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, ſind ſehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen finſtern Mathematiker geſehen, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrſamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die ſeinige für die wahre; alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth: dieſes Wort iſt von einer ſo weitläuftigen Bedeutung, daß es eine abſonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigſtens ſo viele Bände einnehmen dürfte, als die europäiſche Fama.

Gelehrter Wind, hiervon siehe mit mehrern die meisten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrüßlichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals mißvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft andrer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andere Bedeutung des Worts Menschenfeind Statt haben kann.

Ich setze, und zwar vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Mensch nichts anders ist, als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andre menschliche Thiere aber, die um dasselbe herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe giebt, dasjenige zu scheinen, was es nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu seyn; und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle diese Wahrheiten vorsagt. Wer so vermögen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

Menschenfeinde also sind Leute, welche die Wahrheit sagen. Ein häßliches Laster, wodurch man

die

die glückſelige Einbildung andrer Leute ſtört, und zugleich ſein eignes Glück hindert.

Ein Menſchenfeind würde ich ſeyn, wenn ich ſagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwande ſeiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiſſe gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider ſich reizte, und das Vermögen verlaßner Mündel an ſich riſſe; daß dieſe noch in funfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereyen des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter ſein Andenken verfluchen würden. Alles dieſes thut Neran; es iſt wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieſes vorzuhalten, denn ich mag keines Menſchen Feind ſeyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Prieſter der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, ſo oft ich zu ihm komme; dieſes aber geſchieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran iſt, ſo ſind noch viele andre, und ich würde von den größten Pallaſten anfangen, und bis in die Hütten des geringſten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweiſen, daß man ein Menſchenfeind würde, ſobald man die Wahrheit ſagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtſamen, verſtockten, ich weis beynahe nicht, wie ich ſie arg genug ſchimpfen ſoll! mit einem Worte, bey den verhaßten Satyrenſchreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, Erbfeinde der Menſchen zu ſeyn, und welche ſo unbeſonnen ſind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche

Obrigkeit nicht Anſtalt macht, dieſe Menſchenfeinde auszurotten: ſo lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde ſicher ſeyn können, den angemaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das Erſchrecklichſte iſt, ſo gar Leute, welche ſich durch den Bannſtral, den ſie in ihren drohenden Händen führen, beym Pöbel anſehnlich und furchtbar machen, werden dennoch dieſen verwägnen Menſchenfeinden nicht fürchterlich genug ausſehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorſtelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich ſeyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter dieſen ſatyriſchen Menſchenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichſten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menſchen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine ſolche Wahrheit, die man uns mit einer ſpöttiſchen Miene ſagt; denn oftmals ſind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen ſpottend nachahmet, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unſers ſchönen Geſchlechts muß ich erinnern, daß alles, was ich bisher geſagt habe, von ihm nicht zu verſtehen iſt. Nichts auf der Welt iſt ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm iſt nur der ein Menſchenfeind, welcher ſchmeichelt. Brigitte iſt abergläubiſch, neidiſch, und verläumdet ihren Nächſten; Flavia iſt verbuhlt, und überläßt ihre Gunſt an den Meiſtbietenden; Cälie iſt ſo hochmüthig, daß ſie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringſten nachgeben würde, und ſollte ſie mit ihrem Manne auch Bettelbrodt eſſen müſſen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieſes Brigitten, Flavien und Cälien

trocken

recken unter die Augen zu ſagen, ohne von ihnen ein Menſchenfeind genannt zu werden. Sie werden ſich ſchämen, ſie werden ſich beſſern, ſie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank ſagen. So merklich ſind die Vorzüge, welche ſolches Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur ſchwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewiſſen, ſind bey unterſchiednen Leuten, die in öffentlichen Geſchäfften ſtehen, eine gewiſſe Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben ſie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwiſchen aber ſind ſie doch ſo unentbehrlich, als dieſe, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird alſo bey dergleichen Leuten ſo viel heißen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande ſeiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein Unverpflichteter zu thun nicht wagen darf, ohne ſeine Leidenſchaften zu verrathen. Weil in gewiſſen Gegenden ſowohl geiſtliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geſchenke und aufzuwendende Unkoſten erlangt werden; ſo iſt es gar wohl zu verſtehen, was die geleiſtete theure Pflicht heißt; und alsdann wird der Ausdruck, ſeine Pflicht ſorgfältig zu erfüllen ſuchen, nichts anders ſagen, als wenn ich ſpreche: ſich ſorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern ſo viel wieder zu erpreſſen, als das Amt gekoſtet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewiſſenhafter Richter ſprechen, wenn ihm der Beklagte Geſchenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewiſſenhaften Richters ſeine Frau Liebſte nicht in Pflichten ſteht, und ſich daher mit ſeinen Geſchenken zu dieſer wenden, wenn er anderes, von ihrem Manne, ein pflichtmäßiges Urtheil verlangt. Ich habe einen Schöſſer gekannt, welcher das Expensbuch beſtändig vor ſich liegen hatte, und daher von ſich ſelbſt rühmte, daß er ſeine Pflicht niemals aus den Augen ließe; denn er glaubte, nur um deswillen ſey er ein verpflichteter Schöſſer, daß er ſeinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: pflichtmäßig arbeiten, überſetzen. Aber das wäre ein erſchrecklicher Schnitzer wider den juriſtiſchen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewiſſen Amtmann weiſen. Wenn dieſer über die nahrloſen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt; ſo ſpricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann kann es „faſt nicht mehr ausſtehen. Lauter Arbeit ex officio! „Bald Armenſachen! Bald Bericht wegen brandbe„ſchädigter Unterthanen! Bald wegen herrſchaftlicher „Sachen! Alles ex officio!“ Sachen alſo, davon in der Taxordnung nichts ſteht, ſind Sachen ex officio, und freylich ſind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verſtand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben; ſo wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen

ſchon macht ſich auf der Katheder von dem Worte Verſtand macht.

Ich ſchreibe nicht für Pedanten, ſondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verſtand ſo viel, als Reichthum.

Ein Menſch ohne Verſtand, iſt nichts anders, als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigſte und nützlichſte Mann in der Stadt ſeyn, das hilft ihm alles nichts; der Verſtand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es iſt nicht für einen Dreyer Verſtand darinnen! ſpricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieſt. Warum? Mein Wirth iſt ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die ſchönſte Ode auf die Börſe trüge, ſo würde er doch nicht einen Dreyer dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verſtand, ſagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld ſieht, wenn gleich ſein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lomber ſpielt, Knötchen macht, zum Fenſter hinaus ſieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn ſpottet. In Geſellſchaften, wo ſie keines von dieſen allen thun kann, iſt ſie nicht im Stande, etwas weiter zu ſagen, als ein trocknes Ja und Nein; und ſpielte ſie nicht mit ihrem Fächer: ſo würde man ſie für eine ſchöne Statue anſehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat ſie doch viel Verſtand, denn ihre Mutter hat ihr ein ſehr ſchönes Vermögen hinterlaſſen.

Der Menſch hat einen ſehr guten natürlichen Verſtand, heißt ſo viel: Er hat von ſeinen Aeltern

tern eine reiche Erbſchaft übernommen, und nicht nöthig gehabt, ſelbſt Geld zu verdienen.

Was alſo dieſes heißt: Er wuchert mit ſeinem Verſtande, das darf ich niemanden erklären; es verſteht ſich von ſich ſelbſt.

Ich bin der Dümmſte eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verſchiednen Grade des Verſtandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verſtande meiner Landsleute ungefähr folgenden Tariff machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verſtand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verſtand;
12000 Thaler, ein feiner Verſtand;
30000 Thaler, ein großer Verſtand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verſtand;
100000 Thaler, ein engliſcher Verſtand;

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit jeden tauſend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum ſo klug war, als ſein Reitpferd. Er beſaß aber viermal hundert tauſend Thaler, und um deswillen verſicherte mich mein Correſpondent, daß er in ganz Mecklenburg beynahe der Verſtändigſte wäre.

Der Kerl hat ſeinen Verſtand verloren! wird man alſo von einem bankerotten Kaufmanne ſagen, und ich kenne einige davon, welche dieſer Vorwurf weit mehr ſchmerzt, als wenn man ſagen wollte, ſie hätten

ihren

ihren ehrlichen Namen verloren. Dieſes iſt noch der einzige Troſt für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthſchaft, und durch ihren unſinnigen Staat an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren eingebrachten Verſtand, daß ich mich kunſtmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nöthig iſt, ſich und ihren unverſtändigen Mann auf das bequemlichſte zu ernähren.

Beytrag

Beytrag

zum

deutſchen Wörterbuche *).

Als ich es wagte, der geleherten Welt meinen Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs mitzutheilen; ſo bat ich mir zugleich den Beytrag meiner Landsleute zu dieſem wichtigen und weitläuftigen Werke aus. Ich bin ſo glücklich geweſen, daß an mich verſchiedne Artikel eingeſandt worden ſind, und mein Vergnügen darüber iſt ſo groß, daß ich nicht einen Augenblick länger anſtehen kann, ein Paar davon bekannt zu machen, welche völlig nach derjenigen Anlage ausgearbeitet ſind, die ich mir zu meinem Wörterbuche gemacht hatte. Ich hoffe, es werden dieſe neue Proben noch andre aufmuntern, ihrem Beyſpiele zu folgen, um mich durch ihre geſchickte Beyhülfe in den Stand zu ſetzen, daß ich noch vor dem Schluſſe des itzigen Jahres ſolches unter die Preſſe bringen kann. Den Herren E** und Gl** ſtatte ich zugleich für dieſe ihre Bemühungen den verbundenſten Dank ab. Ich wollte wohl wünſchen, daß ich ihre völligen Namen, und den Ort ihres Aufenthalts erfahren möchte, damit ich Gelegenheit haben könnte, ihnen einі-

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 3ter Band, 2tes Stück, 1745.

ine Zweifel zu eröffnen, welche mir wegen der
von ihnen eingeſandten Wörter beygefallen ſind.
rrn Kr** muß ich ſagen, daß er die Abſicht,
) bey unſerm Wörterbuche habe, nicht recht ein-
aben mag. Dergleichen Artikel, wie er einge-
t, ſcheinen in ein Wörterbuch zu gehören, das
eine einzige Familie geſchrieben iſt. In dem
vorinnen er wohnt, mag er ein ſehr aufgeweck-
chalkhafter Kopf ſeyn, welcher ſeine ganze Fa-
n vielleicht auf Koſten anderer zu lachen macht.
ürchte ich, ſein Witz geht nicht weiter, als bis
austhüre. In andern Häuſern wird ihn ohne
: eines Scholaſten niemand verſtehen. Der
Familienſcherze ſind gute Quodlibete, welche nur
bloßne Geſellſchaft einſieht, und belacht. Auf
lichen Leuten darf man es nicht wohl zumuthen,
olche leſen ſollten.

erſchiedne meiner Correſpondenten haben ver-
) möchte ihnen einige Wörter vorſchlagen, deren
ng ſie unterſuchen könnten. Ich will etliche da
etzen, deren Bedeutung mir am zweydeutigſten,
unbeſtimmteſten zu ſeyn ſcheint. Die verſchied-
ensarten, bey welchen ſie gebraucht werden, ver-
wegen dieſer Ungewißheit eine ſolche Verwir-
gemeinen Leben, daß ein jeder Patriotiſchgeſinn-
einen Augenblick zaudern ſollte, eine gewiſſe Be-
davon feſtzuſtellen. Ich erwarte dieſen Bey-
: dem größten Verlangen. Den Nutzen davon
: und ihre Kinder zu genießen. Hier ſind die
ſelbſt:

ächt.	Bezaubert.
	Demuth.

Ehr-

Ehrgeiz.	Körnigt.
Eiferſucht.	Kunſtrichter.
Freyheit.	Rangſtreit.
Geſchmack.	Scherzhaft.
Geſundheittrinken.	Sparſamkeit.
Gleichgültig.	Unparteyiſch.
Großmuth.	Unſchuld.
Ich.	Witz.

Dieſes mag genug ſeyn. Es giebt noch unzählich andre Wörter, welche wenigſtens ſo wichtig, als dieſe ſind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geſchickten Landsleuten überlaſſe. Die Briefe ſind an den Verleger zu ſenden, und ihre Namen ſollen verſchwiegen werden, wenn ſie es verlangen.

Deutſch.

Iſt ein Schimpfwort. Die Franzoſen ſprechen: Er hat den Fehler, daß er ein Deutſcher iſt. Denn, wie bey vielen Franzoſen der Verſtand überhaupt ſehr ſonderbar iſt; ſo haben ſie gefunden, daß alle die, welche diesſeits des Rheins gebohren ſind, weder witzig, noch tapfer, und alſo gute ehrliche Menſchengeſichter, mit einem Worte, Deutſche ſind.

Es klingt alles ſo gar deutſch in ſeinen Verſen, iſt der tiefſinnige Machtſpruch, den über deutſche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bey ihren Franzöſinnen zur Noth ſo viel gelernt haben, daß ſie die Utrechter Zeitungen exponiren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verſtand darum geben würden, wenn ſie keine Deutſche, ſon-

rn unter dem Conſulate des Cicero in Rom geboren
n. Ihnen kömmt nichts ſo lächerlich vor, als die
ühung, in der deutſchen Sprache Donatſchnitzer zu
eiden. Den, der ſich Mühe giebt, zierlich und re-
äßig deutſch zu ſchreiben, können ſie, ihrer Mey-
nach, nicht ärger beſchimpfen, als wenn ſie ihn
deutſchen Michel heißen. Dieſes Wort begreift
ihrer Grammatik wenigſtens eben ſo viel Schande
Laſter in ſich, als bey den alten Juden ein Sama-
oder bey den Savoyarden ein Barbet. Ich habe
merkt, daß die deutſche Sprache unter ihren Kin-
beſonders zwo Arten von Feinden hat. Einige
lgen ſie aus Hochmuth und Eigennutz, andre aber
hten ſie aus Leichtſinn. Jene geben ſich eine ernſt-
, gebieteriſche und monarchiſche Miene. Sie ſind
hnt, ihre Wahrheiten mit aufgehabnem Arme zu
apten, und den Pflichten der väterlichen Liebe mit
Ruthe Gnüge zu leiſten. Man nennt ſie auch rö-
geſinnte Männer, oder lateiniſche Görgen, zur
digen Vergeltung der deutſchen Michel. Es liegt ih-
viel daran, die deutſche Sprache zu unterdrücken,
je ſie ſelbſt ſo wenig verſtehen. Ihr Anſehen dürfte
ich ſehr fallen, wenn die Welt anfienge zu glauben,
Mann verdiene den Namen eines wahren Gelehrten
nicht, wenn er ſchon ein lateiniſcher Sprachmeiſter
In Lehmanns ſpeyeriſcher Chronik finden wir
Geſchichte eines treufleißig verordneten Lehrers, wel-
ein ſo abgöttiſcher Verehrer des Cicero geweſen, daß
inen Sohn bloß deswegen der lateiniſchen Sprache
Mutterleibe an geweihet, weil er eine Warze auf der
e gehabt. Und ungeachtet ſich bey zunehmenden
ren geäußert, daß ihn die Natur nicht zu einem Ci-

cero, sondern höchstens zu einem deutschen Holzhacker geschaffen; so hielt sich doch dieser gelehrte Vater in seinem Gewissen für verbunden, einem so deutlichen Berufe, als sein Sohn an der römischen Nase trug, nicht zu widerstreben. Ja, er soll in seinem Eifer so weit gegangen seyn, daß er sein Kind, bey vermerkter Widerspänstigkeit, amtsmäßig und mit der Ruthe in der Faust gezwungen, die Finger auf die lateinische Grammatik zu legen, und seine deutsche Muttersprache solemni ritu formulaque abzuschwören. Nichts kam ihm toller vor, als deutsch zu lernen; denn sein Schuster redete deutsch, und er redete so gut als sein Schuster; beyde aber hatten es niemals gelernt, und verstunden einander doch. Dergleichen lateinische Zeloten kann man dadurch keinesweges besänftigen, wenn man ihnen gleich einräumt, daß einem Gelehrten die griechische und lateinische Sprache unentbehrlich sey; daß ein Mann, welcher kein Latein verstehe, wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle, als die sklavische Hochachtung, welche sie gegen alles dasjenige hegen, was lateinisch klingt; und daß man ihnen nur die allzuabergläubische Verbitterung gegen ihre Muttersprache, als einen lächerlichen Fehler, anmerke. So bescheiden auch dergleichen Einschränkungen sind, so wenig sind sie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze Maschinengeräth in Unordnung, wenn sie dergleichen Friedensvorschläge hören. Ad rogum! ad rogum! schreyen sie, so bald sie eine Abhandlung sehen, welche zur Aufnahme, und Verbesserung der deutschen Sprache abzielt; ja einer von meinen Freunden besitzt ein Exemplar von den Belustigungen des Verstandes und Witzes, in welchem ein solcher Pflegevater, unter dem Namen Irenäus Ma-

rigo-

Rigophorus *), mit zitternden Händen geschrieben hatte:

HVNC TV ROMANE CAVETO!

Die zweyte Art der Antideutschen machen diejenigen aus, welche die deutsche Sprache nur aus Leichtsinn verachten. Diese sind von den ersten weit unterschieden. Wenn jene etwas lesen, das nicht lateinisch ist, so schüttelt sich ihre ganze Natur; diese leichtsinnigen Feinde aber können es noch so ziemlich gelassen anhören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutschen Sprache geredet wird. Ja, ich habe es so gar mit meinen Augen gesehen, daß man einem solchen Undeutschen, welcher ein junges Herrchen von Profession war, zwey Blätter aus dem Haller vorlas, ohne daß es ihm etwas weiter schadete, als daß er lachte, trällerte, pfiff, sich auf einem Beine herumdrehte; und so bald er mit einer Prise Tabak dem Gehirne ein wenig Luft gemacht hatte, so sagte er weiter nichts, als: Pardieu! le miserable jargon! Sogleich war auch sein Paroxysmus vorbey, und man sah zwischen ihm und einer vernünftigen Kreatur beynahe nicht den geringsten Unterschied. In der That verdienen diese Feinde der deutschen Sprache, daß man sie mit Langmuth erträgt. Denn, wenn sie die deutsche Sprache verspötten; so geschieht es eben so wenig aus Bosheit, als wenn sie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Einfalt eines deutschen Meisters, und nicht der witzige Schneiderverstand eines erfindsamen Franzosen hervorgebracht hat. Sie spotten, weil es

*) S. die Belustigungen des Verstandes und Witzes 2ter Th. S. 465. und in gegenwärtigen Schriften, 2ter Th. S. 513.

deutſch heißt, und lachen, weil es nicht franzöſiſch iſt. Wer ein gegründetes Urtheil oder Beweiſe von der Nichtswürdigkeit der deutſchen Sprache von ihnen fodern wollte, der foderte zu viel. Genug, es iſt Mode, ſie zu verachten, und ihr Verſtand ändert ſich ſo oft, als die Mode; dieſes aber geſchieht alle vier Wochen. Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des itzigen Jahrhunderts bediene, in allem einen zureichenden Grund ſuchen, wollen aus den Lehrſätzen der Phyſik, und aus der Erfahrung beweiſen, daß es deswegen ſo viele luſtige Feinde ihrer Mutterſprache unter uns gebe, weil die Franzoſen in ihrem Umgange ſo artig und einnehmend wären, daß viele von unſerm deutſchen Frauenzimmer ihnen nichts abſchlagen konnten. Ich laſſe die Vermuthung an ihren Ort geſtellt ſeyn. Unwahrſcheinlich iſt ſie freylich nicht, und ich ſollte faſt ſelbſt glauben, daß die Natur dergleichen poßierliche Körper nicht zur Welt bringen könnte, ohne ſich der Verbindung eines franzöſiſchen Papas und einer deutſchen Mutter zu bedienen. Dieſes mag von den unterſchiednen Arten der Feinde, welche die deutſche Sprache hat, genug ſeyn.

Er iſt ein ehrlicher alter Deutſcher; dieß würde ein Anfänger in der deutſchen Sprache alſo erklären: Er iſt ſo ehrlich, wie ein alter Deutſcher. Aber das wäre ein großer Sprachſchnitzer; ſondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man ſonſt Höflichkeiten, und in gewiſſem Verſtande, auch Complimente nennt. Denn hierdurch, und durch die Gabe, zu trinken, können wir es unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, noch ſo ziemlich gleich thun.

Alt-

Altdeutſch heißt daher in einigen Geſellſchaften ſo viel, als grob.

Deutſche Redlichkeit, iſt ein verbum obſoletum, oder höchſtens nur ein Provinzialwort. Siehe hiervon mit mehrern des Panzirollus Abhandlung von denen Sachen, welche bey uns verloren gegangen ſind.

E **

Fabel.

Eine Fabel iſt, ordentlicher Weiſe, und beſonders nach dem Begriffe einiger Neuern, ein ſolches Gedicht, bey welchem der Name eines Thieres, oder ſonſt eines Dinges ſteht, das noch etwas dümmer iſt, als der Verfaſſer. Wir würden zu viel von ihm fodern, wenn wir eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit, oder gar eine Sittenlehre darinnen ſuchen wollten. Die Ausführung der Fabel mag noch ſo trocken, noch ſo abgeſchmackt, noch undeutlich ſeyn; ſo iſt doch das, was ein ſolcher Fabeldichter im Namen ſeines Thiers ſagt, für eine unvernünftige Beſtie noch allemal klug genug geſprochen. Er ſchreibt: Der . . eine Fabel. Und ſiehe, ſo iſt es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht.

Das Wort Fabel wird noch in einem andern Verſtande, und zwar von ſolchen Erzählungen gebraucht, welche zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich ſind. Daß ein Frauenzimmer ſich über den vermeynten Tod ihres Liebhabers dergeſtalt betrübt, daß ſie ſich ſelbſt ums Leben bringt; und daß es Liebhaber giebt, welche über den Verluſt ihrer Schönen ſo untröſtbar ſind, daß

ſie in ganzem Ernſte Anſtalt machen, ſich zu erſtechen: das iſt wohl möglich, aber nimmermehr wahrſcheinlich, und eben um deswillen gehört die Geſchichte des Ovids vom Piramus und von der Thisbe mit allem Rechte unter die Fabeln.

Dieſe Beſchreibung, welche ich von dem Verſtande des Worts Fabel gegeben habe, öffnet den Dichtern ein weites Feld zu tauſend Erfindungen. Mir ſind deren ſchon ſo viele beygefallen, daß ich der Welt mit einem ziemlich ſtarken Octavbändchen davon aufwarten könnte. Wer weis, was noch geſchieht? Ein Dichter bin ich zwar nicht; aber hundert Leute machen Verſe, die doch keine Dichter ſind; und geſetzt, ich ſchriebe nicht feurig, ſo würde ich gewiß ziemlich fließend ſchreiben. Das iſt ſchon genug! Und wenn mir auch hierinnen alle vernünftige Welt widerſpräche; ſo weis ich doch, Strephon giebt mir ſeinen Beyfall, denn ihm gehts auch ſo! Damit aber die gelehrte Welt vor großem Verlangen nach meinem Bändchen nicht gar zu ungeduldig werde, wie ich faſt befürchten muß; ſo will ich inzwiſchen von vieren meiner Fabeln nur den Inhalt herſetzen. Man wird finden, daß ſie durchgängig möglich ſind; keine einzige aber wahrſcheinlich iſt.

Die erſte Fabel.

Der betrübte Wittwer.

Agenor, ein reicher Bürger, lernte ein Frauenzimmer kennen, welches weder Schönheit, noch Vermögen hatte, aber deſto tugendhafter war. Bloß ihrer Tugend wegen liebte er ſie. Er heurathete ſie, und die ganze Stadt lob-

lobte ſeine Wahl; denn die meiſten Bürger dieſer Stadt waren tugendhaft, und keiner heurathete aus eigennützigen und niederträchtigen Abſichten. Zwanzig Jahre ihrer Ehe waren verfloſſen, und nicht ein einzigesmal hatten ſie einander Gelegenheit zu einem Mißvergnügen gegeben. Noch im zwanzigſten Jahre liebten ſie einander noch ſo vernünftig, eben ſo zärtlich, als an dem Tage ihrer Verlobung. Auf dieſen Umſtand werden meine Leſer ja wohl merken; denn das iſt eine Hauptfabel. Agenor verlor ſeine Frau, welche bloß um deswillen ſchwer zu ſterben ſchien, weil ſie ſich von ihrem Manne trennen ſollte. Zehn Monate hat Agenor zugebracht, ehe er ſich einigermaßen tröſten, und zu einer neuen Heurath entſchließen konnte. An fünf Monaten wäre es ſchon genug geweſen; aber zu einer Fabel mußten es ſchlechterdings zehn Monate ſeyn.

Die zweyte Fabel,

noch etwas unwahrſcheinlicher, als die vorige.

Die reiche Wittwe, eine gute Frau.

Philinde, eine junge Wittwe, welche den Meran durch ihr zugebrachtes Vermögen zum reichſten Manne in der Stadt gemacht hatte, liebte ihn ſo zärtlich, daß ſie ihm auch nicht ein einzigmal ſeine Armuth verwarf. Sie trug ſo viel Ehrfurcht gegen ihn, daß es ſchien, als hätte ſie beynahe gar vergeſſen, wie groß ihr Einbringen wäre. Konnte ſie ja etwas betrüben; ſo war es die große Behutſamkeit, mit welcher Meran ſich ihres Vermögens bediente. Sie munterte ihn auf, für ſich etwas

weniger ſparſam zu ſeyn; und brauchte ſie ſelbſt einiges Geld, ſo bat ſie ihren Mann mit ſo vielen Liebkoſungen darum, als wäre es ſein eignes Vermögen. Nerans ſtarb, und die Chronik ſagte, daß ſie alle Jahre an demjenigen Tage ganz untröſtbar geweſen, an welchem er geſtorben. Ja, man will ſo gar verſichern, daß ſie über dieſen Verluſt ſich niemals zufriedner zu tröſten gewußt, als wenn ſie den armen Freunden ihres verſtorbenen Mannes mit ihrem Vermögen beyſpringen können. Niemals habe ſie dieſes anders genennt, als die Verlaſſenſchaft ihres Nerans, an welche alle ſeine Verwandten Anſpruch zu machen hätten, welche deſſelben bedürftig wären. So weit geht dieſe Fabel.

Die dritte Fabel.

Ich habe einen Mann gekannt, deſſen Beruf war, eine große Geſellſchaft Leute wöchentlich vor allen Laſtern zu warnen. Es kam ihm beynahe kein Laſter verderblicher vor, als der Geiz. Den Geiz malte er alſo aufs abſcheulichſte ab, ſo oft er hierzu Gelegenheit fand. »Das iſt nichts Unmögliches! Das hören wir oft!« werden meine Leſer rufen. Geduld! ich will weiter erzählen. Dieſer Mann wußte ſein Vermögen den Armen auf eine ſo vorſichtige Art zufließen zu laſſen, daß die wenigſten erfuhren, von wem es herkam. Keine nothdürftige Wittwe ließ er mit Thränen von ſich gehen, ſie mußte denn aus Dankbarkeit geweint haben. Einem Kaufmanne, welcher ehrlich, aber in ſeiner Handlung unglücklich war, lieh er ein anſehnliches Kapital, ohne Verzinſung, damit er ehrlich bleiben, und ſechs unerzogne

re Kinder ernähren könnte. Auf Pfänder lieh er nicht, und niemals ſoll er über fünf Procent genom- n haben. Eine ſchöne Fabel, zu der ich aber den Ti nicht weis!

Die vierte Fabel.

Der billige Dichter.

hokles war ein berühmter Dichter derjenigen Stadt, welcher bey ſchwerer Strafe niemand gelobt werden ſte, der nicht wirklich tugendhaft war. In dieſer adt ſchätzte jedermann die Dichtkunſt nach ihren irden. Kein Reimer ward daſelbſt geduldet, und n hat zween aus dem Weichbilde verwieſen, welche Faulheit nicht arbeiten wollten, ſondern zur Stil- g ihres Hungers reichen Kaufleuten zu ihren Na- mstagen gratulirten. Ich wollte dem Herrn Stelpo hlmeynend rathen, daß er ſich in dieſe Stadt nicht gte! Alle Leute ſuchten die Freundſchaft des Phokles gewinnen, damit er ihnen die Fehler entdecken ſollte, lche ſie an ſich hätten. Der Biſchoff daſelbſt bat ihn lchfalls darum, und dieſem ſagte er: „Du biſt ein ochmüthiger, ein eitler, ein niederträchtiger und har- r Mann; du lehreſt deine Gemeine ſehr erbaulich, ber ſie kann deinen Lehren nicht glauben, weil dein eben beweiſt, daß du ſie ſelbſt nicht für wahr hältſt!“ eſes bewegte den Biſchoff dergeſtalt, daß er ihn aufs tlichſte umarmte, und ſeine redliche Offenherzigkeit öffentlicher Gemeine pries. Als er dem regieren- Bürgermeiſter entdeckte, daß er ein ſehr unwiſſender ann, und nicht werth wäre, ein Vater der Stadt zu

heißen, ſo lange er nicht unterließe, mehr auf ſeinen Nutzen, als auf den Nutzen ſeiner Bürger zu ſehen; es fehlte nicht viel, daß ihn dieſer nicht mit Gewalt genöthigt hätte, an ſeiner Stelle das Ehrenamt eines Bürgermeiſters anzunehmen. Rathsherr aber mußte er doch werden; er mochte wollen oder nicht. Es war erſtaunlich anzuſehen, mit wie viel Ehrfurcht und Freundſchaft ihm die reichſten Kapitaliſten begegneten. In ſeiner Geſellſchaft vergaßen ſie, daß ſie Wechsler waren, und redeten witzig. Alle Frauenzimmergeſellſchaften waren todt und ſchläfrig, in welchen Phokles nicht war. Denn damals, als Phokles lebte, wußte man von Fächern nichts; Lomber ward gar nicht geſpielt; und die Kunſt, den Nächſten zu richten, war nur in ein Paar Familien bekannt. So bald man den Phokles nur von weitem erblickte, ſo bald war alles vergnügt und lebhaft. Lebte Phokles in meiner Stadt; ſo würde man hier auf die Vermuthung fallen, er ſey um deswillen ſo beliebt geweſen, weil er dieſen ſchönen Kindern artige Schmeicheleyen vorgeſagt, ihre ſchönen Hände vereewigt, ihre Augen beſungen, mit unter ein Paar Takte geſeufzt, zum Spaße ein wenig verzweifelt, und ſeine Nachbarinn Tieger und Fels geſcholten hätte, weil ſie ſo unmenſchlich grauſam geweſen, und ihm einen Kuß verſagt. Dieſes iſt gemeiniglich die Sprache unſrer heutigen Dichter. Aber Phokles ſang ganz anders! Er rühmte die Phyllis wegen ihrer anſtändiger Sittſamkeit; Kleonen wegen ihrer vernünftigen Wirthſchaft. Er lobte Aeſinen wegen ihrer ſorgfältigen Kinderzucht, wodurch ſie noch die Nachwelt ihrer Stadt glücklich zu machen ſuchte. Er beſang die Unempfindlichkeit der Kalliſte gegen die leichtſinnigen Bemühungen eines jungen Herrn. An Euphroſynen rühmte er, daß ſie noch

mehr

ir tugendhaft, als ſchön wäre: und vergötterte Leo-
en wegen ihrer ehelichen Treue. Wegen ihrer ehe-
n Treue? Das klingt ſehr altväteriſch! Es kann
hl ſeyn; aber es iſt auch ſchon lange, daß Phokles
orben iſt. Er ſtarb in eben dem Jahre, als kein
terhafter glücklich, kein Philoſoph ein Pedant, keine
ge Wittwe verbuhlt, kein junger Herr in ſich ſelbſt
liebt, kein vornehmer Mann ein Verächter der ſchö-
Wiſſenſchaften, kein Richter geldgierig, kein Advo-
ein Lügner, kein Wucherer niederträchtig, und noch
Narr geehrt war. In dieſem Jahre ſtarb Pho-
. Iſt es alſo wohl ein Wunder, wenn uns ſeine
gedichte altväteriſch vorkommen? Dieſes muß ich
h erinnern, daß Phokles alle andre Dichter für größre
chter hielt, als ſich ſelbſt; daß er vor Vergnügen auf-
ſich war, ſo oft er ein ſchönes Gedicht von einem
dern zu leſen bekam; daß er in fremden Werken die
hler andrer überſah, und entſchuldigte, und nur ge-
n ſeine eignen Schriften ein unparteyiſcher und uner-
tlicher Richter war; daß er niemals mehr erröthete,
wenn man der Schönheit ſeiner Gedichte Gerechtig-
t wiederfahren ließ; und daß er aus einem kleinen
genſinne, oder vielmehr aus einer unzeitigen Furcht-
nkeit, alle Gelegenheit vermied, ſeine Gedichte unter
Leute, oder wie wir es heut zu Tage nennen, auf
Nachwelt zu bringen; denn das muß man wiſſen,
ß dieſer Ausdruck damals ſehr ſelten vorkam. Eben
ſes beſcheidne Mißtrauen iſt Urſache, daß wir von
hen Gedichten nur noch wenige Bogen übrig haben.
d dennoch nennt ihn jedermann den großen Phokles!

„Welcher Miſchmaſch!“ rufte Mäv. Ein Dich-
er, der durch wenige Bogen berühmt worden iſt! Der

„ge-

»gegen seine eignen Lieder unempfindlich ist! Der an»dre Dichter für groſser gehalten hat, als sich! Ein »Dichter, der ein groſser Mann, und doch so gewesen »ist, wie Phokles! Ist wohl was Ungereimters? Ist »wohl jemals etwas Unwahrscheinlichers gefunden wor»den, als dieses?« Du hast Recht, Mäv! Aber eben darum ist die Geschichte des Phokles eine Fabel; und eine Fabel wird es seyn, so bald ich der Welt erzähle, daſs du ein geschickter Dichter seyst! Dieses mag von denen Fabeln zur Probe genug seyn, die ich liefern würde, wenn ich ein Poet wäre. Es ist ewig Schade, daſs ich keiner bin.

Diesen Augenblick höre ich, daſs mein Hauswirth in den letzten Zügen liegt. Wenn er doch nur dasmal stürbe! Ich bin einmal in vollem Schreiben, und die Standrede würde ich doch vermuthlich thun müssen. Meine Leser sollten es auch zu genieſsen haben. Ich wollte die Rede drucken lassen. Wie prächtig würde sich das ausnehmen, wenn mein Verleger diesen Titel an seinen Laden kleben lieſse!

ΦΟΒΕΡΩΤΑΤΟΝ ΠΑΝΤΩΝ ΤΩΝ ΦΟΒΕΡΩΤΑΤΩΝ,

das iſt:

Das fürchterlichſte unter allen fürchterlichſten.

Oder:

Das unerbittliche Geſchick des ungerechten Himmels durch einen frühzeitigen Tod;

Bey der Baare

des weiland Hochedelgebohrnen, Veſten, und Rechtshochgelahrten Herrn,

Herrn N. N.

Erb-Lehn- und Gerichts-Herrn auf N. N. berühmten Doctors beyder Rechte,

Welcher im vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines ruhmvollen Alters, zur gröſten Betrübniß ſeiner noch jungen, und um deſto mehr untröſtbaren, hinterlaßnen Frauen Wittwe, und ſämmtlicher in die tiefſte Trauer verſetzten Erben, zum Schrecken aller nothleidenden Wittwen und Waiſen, zum Unglücke aller Dürftigen und Verlaßnen, der ganzen Stadt zum Jammer, und zu einem unerſetzlichen Verluſte der edlen Gerechtigkeit, viel zu früh, doch ſelig, verſchied,

in Gegenwart der leidtragenden Bürgerſchaft und unter Begleitung vieler tauſend Thränen,

in Form einer Standrede betrachtet.

Eine Fabel

von

N.

Auf Verlangen zum Drucke befördert.

Ehe ich dieſen Artikel von Fabeln ſchlieſſe, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich habe oben geſagt, daß dasjenige eine Fabel ſey, was zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich iſt. Aus dieſem Satze folgt, daß diejenige Erzählung den Namen einer Fabel nicht verdiene, welche nicht allein möglich, ſondern auch höchſt wahrſcheinlich iſt. Ich finde dieſen Fehler beſonders in den Fabeln des Phädrus. Die Geſchichte von dem verdorbnen Schuſter, welcher, um nicht zu verhungern, ein Arzt geworden war, und welcher bekannte, daß er ſeinen Ruhm nicht durch ſeine Geſchicklichkeit, ſondern durch die Dummheit des Pöbels erlangt habe; dieſe Geſchichte iſt ſo wahrſcheinlich, daß ich ſelbſt in meiner Stadt mehr, als zehn dergleichen mediciniſche Schuſter kenne; wenigſtens ſind es ſolche Leute, welche zu allem in der Welt ungeſchickt ſind, und doch die Verwägenheit haben, ſich für Aerzte auszugeben. Wie wohl würden ſie thun, wenn ſie jedesmal über ihre Recepte die Verſe ſchrieben:

Quantae putatis eſſe vos dementiae,
Qui capita veſtra non dubitatis credere,
Cui calceandos nemo commiſit pedes!

Sie könnten dafür die beyden griechiſchen Buchſtaben, α und ω, weglaſſen. Der Verluſt, den ſie durch Weglaſſung dieſer beyden Buchſtaben litten, wäre zwar freylich groß, weil ſie gemeiniglich weiter kein Griechiſch verſtehen, als dieſes; aber es wäre doch fein aufrichtig gehandelt.

Ich will noch eine Probe herſetzen, damit man deſto deutlicher ſehen könne, wie ſehr Phädrus wider

dieſe

dieſe Regel verſtoßen habe. Iſt wohl eine Geſchichte wahrſcheinlicher, als dieſe, daß eine häßlichgebildete Schweſter ſich über ihren Bruder erzürnt, welcher ſeine ſchöne Bildung gegen ſie gerühmt; daß es einen jungen Menſchen gegeben habe, welcher ſeine Geſtalt im Spiegel bewundert; und daß ein Frauenzimmer um Rache geſchrien, als ſie wegen ihrer Häßlichkeit verſpottet worden? Nimmermehr gebe ich zu, daß dieſes eine Fabel ſey; und wenn man mir widerſprechen wollte, ſo behauptete ich, daß meine andächtige Nachbarinn, welche ihren Mann alle Wochen wenigſtens einmal mit dem Pantoffel ſchlägt, auch unter die Fabeln gehört. Dieſes aber wird man ihren geplagten Mann, der die wirkliche Exiſtenz ſeiner Frau gar zu wohl fühlt, nimmermehr bereden. Es ſcheint auch faſt, als ob Phädrus ſeinen Fehler ſelber gemerkt hätte. Er ſpricht:

- - - - Illa iraſcitur,
Accipiens (*quid enim?*) cuncta in contumeliam.

Dieſes quid enim? würde ſich im Deutſchen nicht beſſer ausdrücken laſſen, als durch: Iſt das wohl Wunder? Machen es unſre Frauenzimmer nicht alle ſo? Was aber unſre Frauenzimmer alle thun, das iſt wohl keine Fabel.

Ich war anfänglich Willens, unter dieſe fehlerhaften Fabeln des Phädrus ſeine ſechste Erzählung im zweyten Buche von dem geſchäfftigen Müßiggange zu rechnen. Es hat mich aber ein guter Freund davon abzubringen geſucht, weil er glaubt, es ſey dieſes keine wirkliche Erzählung, ſondern eine Allegorie, und gehe

eigent-

eigentlich auf die jungen Advokaten, welchen zwar wegen ihrer Unerfahrenheit noch niemand seinen Rechtshandel anvertraut, die aber dennoch gar zu gern sehr beschäfftigt aussehen wollen, und um deswillen flüchtig durch die Gassen laufen; niemals ausgehen, ohne ein Stückchen Acten im Busen zu haben; die Richterstube belagert halten, ohne hinein zu gehen; alle Bauern, die ihnen begegnen, anreden; alle Gesellschaften mit ihrem casu in terminis quälen; von ihren gewonnenen Processen so viel Aufhebens machen, als mancher junger Officier von dem letztern Feldzuge nicht thut; welche ganz erhitzt und tiefsinnig aussehen, wenn sie Mittags um zwölf Uhr vom Rathhause kommen, damit man glauben soll, sie hätten sich mit ihrem Gegner gezankt; mit einem Worte, welche vor langer Weile sterben müßten, wenn sie nicht die Geschicklichkeit besäßen, zum Verdrusse der halben Stadt auf die geschäfftigste Art nichts zu thun. Dieses ist die Auslegung, welche mein Freund von der Fabel macht. Wie weit sie gegründet sey, will ich nicht untersuchen. Recht wahrscheinlich kömmt sie mir freylich nicht vor. Sie klingt mir gar zu deutsch, und anstatt, daß ich bey deren Erzählung mit meinen Gedanken in Rom seyn sollte; so verliere ich mich unvermerkt in meiner Vaterstadt, und sehe auf dem Rathhause und auf dem Markte eine Menge junger Müßiggänger herumlaufen, welche vor großer Beschäfftigung, nichts zu thun, keichen. Gesetzt auch, es sey eine allegorische Erzählung; so kann ich doch nicht errathen, warum Phädrus eben nur eine gewisse Art junger Advokaten gemeynt habe? Konnte es denn nicht eben so wohl auf die jungen Aerzte gehen? Wenigstens kenne ich einen, welcher so ängstlich durch die Gassen läuft, als wenn ihn die Seelen der Verstorbnen verfol-

folgten, welche an ſeinen Pillen haben erſticken müſſen. Er thut ſo unruhig, als wenn er die halbe Stadt zu einem methodiſchen Ende zubereiten müßte. Oft beſteht ſeine große Arbeit in weiter nichts, als daß er einen Hund aufſucht, ihn zu würgen, oder Rhabarber holt, um eine Frau zu kuriren, welche der Mann durch ſeine Vermittelung los zu werden ſucht. Dieſes ſind meine Zweifel, welche ich über die eigentliche Bedeutung der Erzählung aus dem Phädrus habe. Meine Leſer ſollen den Ausſpruch thun, ob ich oder mein Freund Recht habe, ob die allegoriſche Erzählung auf die jungen Advokaten, oder auf die jungen Aerzte, oder vielleicht auf noch andre Arten müßiger, und doch geſchäfftiger, Gelehrten gehe? Hier ſind die Worte des Phädrus ſelbſt:

Eſt ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concurſans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens,
Sibi moleſta, et aliis odioſiſſima.

Geheime Nachricht

von

D. Jonathan Swifts

letztem Willen *).

Mylord,

Ich bin zeither nicht im Stande gewesen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen besondern Umständen des swiftischen Testaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, Ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es ist allerdings wahr, daß unser Swift zwölftausend Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauses ausgesetzt hat. Die Nachricht von diesem löblichen Vorhaben war schon vor seinem Tode bekannt; aber die meisten machten sich, wie auch Sie, Mylord, selbst gethan haben, unrichtige Begriffe von dieser mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieses Geld sey zur Verwahrung und zum Unterhalte physikalischer Narren bestimmt, welche klug seyn würden, wenn ihr Körper nicht

*) S. Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 3ter Band, 4tes Stück, 1746.

nicht ungesund, und ihr Geblüt nicht verderbt wäre: allein, hierinnen betrog sich unsre ganze Stadt.

Swift, dessen Charakter Sie wohl gekannt haben müssen, beschäfftigte sich in seinem Leben niemals mit dieser Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorsorge des Magistrats, und den Händen der Aerzte und Barbierer überliess. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moralischen Narren lagen ihm am Herzen; Narren, welche oftmals bey gesundem Körper dennoch die gefährlichsten und ansteckendesten Krankheiten haben.

Seine Dienstfertigkeit erstreckte sich über ganz Großbritannien; und er hatte Lords und Schreiber in einer Kur. Durch eine vieljährige Erfahrung war ihm bekannt, daß es mit der moralischen Narrheit eben die Beschaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit welchem vornehme Leute am meisten geplagt sind, Leute von geringerm Stande aber nur selten, oder doch wenigstens nicht heftig befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm so vortheilhafte Vorschläge, daß er sich zu Westmünster niederlassen, und seine Kuren daselbst treiben sollte. Er hat es aber allemal auszuschlagen gesucht, weil er glaubte, er sey dieser weitläuftigen Arbeit nicht gewachsen, und die Menge der Narren sey daselbst viel zu zahlreich, als daß er sie in die Kur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am besten, weil daselbst gleich so viel Narren waren, als er bestreiten konnte. Indessen war er doch so billig, daß er Westmünster und London von Hause aus mit Recepten versorgte.

Er ſtarb in ſeinem neun und achtzigſten Jahre, und doch wünſchte er ſich ſelbſt, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angeſehenen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Die liebreiche Vorſorge gegen ſeine Mitbürger verließ ihn auf dem Todbette nicht. Simon Tuck, ſein Beichtvater, den das Mädchen der Mylady Wedle und ſein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatte, fragte ihn nur wenig Stunden vor ſeinem Tode: ob er freudig ſtürbe? »Nicht recht freudig,« antwortete ihm der ſterbende Swift; »ich wünſchte mir wohl noch einige Zeit »zu leben, da ich Euch kenne, und weis, daß Ihr meiner »Kur vor andern bedürft.«

Alle dieſe Umſtände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daß Sie geglaubt haben, Swift habe ſein Tollhaus für hypochondriſche Narren geſtiftet. Seiner Vorſorge werden ſich ſowohl in Irrland, als Großbritannien, ganz andre Narren zu erfreuen haben. Narren, welche ſich dieſes am wenigſten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig geſtorben iſt.

Sie können ſich hiervon noch beſſer überzeugen, wenn ich Ihnen ſage, daß ſich Swift in ſeinem Teſtamente auf ein Codicill berufen hat, welches man verſiegelt in ſeinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Perſonen, welche Swift vor andern für würdig hält, in ſeinem neuen Tollhauſe zu wohnen. Er hat das Parlament erſucht, ſein Teſtament zur Vollziehung zu bringen. Man iſt itzt damit beſchäfftigt, und ich hoffe, Ihnen, Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codi-

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinen letzten Willen, daß mein Tollhaus mit nachbenannten Personen eingeweiht werden soll, weil sie dieser Wohlthat vor allen andern bedürftig sind:

Nikolaus Karring, mein Küster, würde es sehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerst nennte. Er besitzt so viel geistlichen Hochmuth, daß er verdiente, Lord Erzbischoff zu werden; und da er seine Verdienste um die Kirche am besten kennt, so verzweifelt er selbst noch nicht gänzlich an seinem höhern Glücke, es müßte ihm denn die Gräfinn Yarmouth zuwider seyn, welcher er Schuld giebt, daß sie ihm schon zweymal hinderlich gewesen, und den König Georg wider seine Person eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkäntlich zu seyn; so ist er fast gar Willens, sich zum Prätendenten zu schlagen. Er sagt seinen Freunden ins Ohr, daß er öfters an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derselben unsre Geistlichen eine so unumschränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechtswegen zukäme, und weil man besonders aus den Küstern so gar wenig machte, die doch bey den Jakobiten in einem größern Ansehen stünden. Dem ungeachtet habe ich ihn bey seiner Religion in andern Punkten sehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnet in seinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner an dem Kirchspiele zu St. James hält er für einen Quäker, weil dieser ihm einmal begegnet ist, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und von unserm Bischoffe schwört er bey seiner Seele, daß er ein Jakobit sey, weil dieser ihn

unlängſt Nikolaus, und nicht, Herr Nikolas, gerufen. Mit einem Worte, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider ſind, oder ihm nicht mit ſo vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey ſeinem ehrwürdigen Küſteramte fodern zu können glaubt. Um deswillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen ſoll, und um ſeinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, ſoll Herr Niklas den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord Lavat verdient, ſein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenſtellen in der Welt nach Verdienſten ausgetheilt würden; ſo wäre Lord Lavat ein Kutſcher. Er iſt aber Lord, kraft ſeines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er iſt ſehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienſte ſeiner Vorältern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten ſoll, deſſen Vorfahren müſſen wenigſtens zu Wilhelm Conqueſtors Zeiten ſchon hochgeborne Fuchsjäger geweſen ſeyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, jederzeit überſtimmt, und verhindert wird, ſeine heilſamen Rathſchläge zum Beſten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente ſitzen, verſichern wollen, daß er ſeit dem Tode der Königinn Anna nicht ein Wort geſprochen, ſondern zu allen Willen ſtillſchweigend ſeine Einwilligung gegeben habe. So viel iſt gewiß, man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Proteſtation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erſtreckt ſich ſeine Staatskunſt weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfaſſung andrer Länder iſt er ganz unwiſſend. Ich bin ſelbſt dabey geweſen, als in einer Geſellſchaft von den Vorzügen der deut-

deutschen Reichsritterschaft gesprochen, und auf gut britisch davon geurtheilt wurde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streite ein Ende. »Ich,« rief er, »ich aber lebe mir die Herren Cantons.« Denn die Cantons hielt er, nach seiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adeliche Familie in Deutschland. Diese große Unwissenheit und Dummheit unsers Lords macht, daß ich befürchte, er sey im Stande, sich bey der nächsten Gelegenheit zu einer Bande mißvergnügter Unterthanen zu schlagen, und in der Kirche und dem Regimente große Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird also Sorge tragen, ihn in meinem Tollhause sorgfältig zu verwahren.

Da in Großbritannien die Vornehmsten des Reichs sich eine Ehre daraus machen, die Gelehrsamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern; so ehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herumzugehen. Das ist ihm nicht genug, daß er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pachter. Er macht sich so gar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzigtausend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert, und bey Hofe geduldet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretäre auf seinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er steht im Begriffe,

ſich noch einen dritten aus Deutſchland zu verſchreiben, weil er glaubt, ein Deutſcher ſey zum Bewundern am geſchickteſten, und zu einem Jakob Pudding, welche Leute er ſehr hoch hält, recht von Natur gemacht. Wenn er recht groß thun will; ſo verſichert er mit den theuerſten Schwüren, daß er in ſeinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch geleſen habe, als den Kalender, und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen raſenden Kopf, den Grafen Shaftsbury für einen mürriſchen Schulfuchs, und die ganze großbritanniſche Nation für pedantiſch, weil ſie zugelaſſen hat, daß der Versmacher Dryden in der Abtey Weſtmünſter begraben worden ſey. Wenn Lord Pallbrow noch zwey Jahre in ſeiner Dummheit hingeht, ſo iſt nichts gewiſſer, wenigſtens nichts wahrſcheinlicher, als daß noch gar ein Freygeiſt aus ihm wird. Er ſoll alſo ins Tollhaus, und zwar ſo bald, als nur möglich.

Seine Hochwürden, der Biſchoff G. Carry, verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, ſeine Gemeine werde ihn nicht ſehr vermiſſen, weil ſie ihn ſehr ſelten, als Biſchoff, zu ſehen bekömmt. Sein Kapellan hat alle biſchöfflichen Bemühungen; Seine Hochwürden aber laſſen ſich aus Beſcheidenheit nur an der Beſoldung und Accidentien begnügen. Er ſchachert wie ein portugieſiſcher Jude. Er aſſecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er ſitze in ſeiner Studierſtube, ſo ſteht er auf dem Boden, und ſieht ſich nach dem Winde um. Er leiht ſeine Kapitalien mit großer Vorſicht, und mit weit beſſerm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börſe thun kann. Ich bin ſeinetwegen oft in Sorgen geweſen, weil ich weis, daß auch der vorſichtigſte Wuchrer unglücklich ſeyn kann. Es würde ein ſehr wichtiger

iger Punkt in unſrer Kirchenhiſtorie werden, wenn ihn inmal ein Wechſelgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen ollte, oder wenn dieſer hochwürdige Mann Bankerot nachte, und in den Schuldthurm geſperrt würde. Die rmen Mitgefangnen ſollten mich dauern; denn ich raue ihm zu, daß er die Almoſenbüchſe ſehr ungleich theien, und allemal wenigſtens den zehnten Theil für ſich, ls Biſchoff, behalten würde. Man ſchaffe alſo dieſen Wuchrer ins Tollhaus, und wenn es möglich iſt, auch enjenigen, welcher ihn zum Biſchoffe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, aß ſich der junge Herr Something erhenken wollte, eil er befürchtete, daß man ihn bey der Rathswahl ibergehen würde. Ich bin ſehr übel damit zufrieden, aß man ihn geſtört hat. Er hätte ſich bey dem damaigen ſtarken Oſtwinde immer, als ein braver Britte, hängen können; ſo würde das Land einen Phantaſten eniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhauſe unterbringen möchte. Dieſer unmündige Knabe iſt, trotz der geſunden Vernunft und ſeines keinenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, ſondern auch ſein eigner Körper muß gewaltig darunter leiden: denn er hatte dieſe ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang ekleidet, da ſich auf einmal alle ſeine Glieder mit der röſten Ernſthaftigkeit aus einander rekten. Der Kopf reßte ſich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halſe ehen. Eine Unterkehle, noch majeſtätiſcher von Anſehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Plackney, nterſtützte dieſes Haupt, und die weiſe Natur erzeigte ich dadurch ſehr ſorgfältig, da ſie wohl wußte, daß dieſes Haupt von den ſchweren Sorgen des ganzen Stadt-

regiments angefüllt wäre. Seine Augen, welche seit etlichen Monaten mit nichts beschäfftigt gewesen waren, als auf der Schaubühne, mit unsrer artigen Tänzerinn, der Jungfer Poper, zu buhlen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und er soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmiene geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was für Gewalt dieser auf einmal hervorbrach. Zusehends schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meister King hat sich am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weis. Ein solcher prächtiger Bauch will gute und steife Beine haben, das versteht sich von selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Something zusehen, wenn er durch die Gassen steigt. Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen Last zu krechzen. Dieses ist unsers Somethings Abschilderung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr sey, dem will ich rathen, seine Gesellschaft zu suchen. Was er spricht, das spricht er nur zweydeutig mit halben Worten. Bey den Reden andrer hört er aufmerksam und argwohnisch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Policey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann

dann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und Schwäche des Vaterlandes. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen gesprochen worden, weis er beynahe noch mehr zu erzählen, als unsre jungen Ritter, wenn sie zum erstenmale in dem Hause der Gemeinen gewesen, und Subsidien bewilligt haben. Wer ihm zu schmeicheln weis, den versichert er seines Schutzes, und seiner väterlichen Vorsorge, und wer sich vor seinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuversichtlichen Miene geschieht, mit welcher die alten Könige die Köpfe anrührten. Dieses wird genug seyn, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr Something in das Tollhaus soll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daß es noch in diesem Jahre geschehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich Willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell auch in mein Tollhaus zu schaffen. Man hatte mich bereden wollen, er sey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verschiednen unsrer Bürger wiederfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu gestehen, alle die Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau ist an allem Schuld. Diese ist es, welche die Parteyen verdammt und loszählt; ihr Mann aber ist weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieser einsehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über

alle

alle andre Frauensperſonen den Vortritt behaupten. Nur ſie iſt Urſache, daß der brave Kaufmann Car-er in den ſchweren Proceß verwickelt wurde, welcher ihn um ſein ganzes Vermögen brachte, nicht etwa, weil ſeine Sache ungerecht war, ſondern weil ſeine Frau ſich an der Frau Nowtell gröblich verſündigt, und in der Kirche am Altare den Rang über ſie frevelhafter Weiſe genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geiſtlichen Aemter in unſrer Stadt ſeit einigen Jahren mit ſo elenden Leuten beſetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weis, daß die Frau Nowtell der göttliche Beruf iſt, und dieſe Stellen beſetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Hetzensfreundinn iſt, hat das Jus præſentandi; die Frau Nowtell vocirt ſie; der Rath muß ſie beſolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daß ſie in der Predigt gähnen und ſchlafen dürfen. Dieſes iſt noch der Reſt ihrer natürlichen Freyheit, deſſen ſie ſich auch ſehr wohl zu bedienen wiſſen. Alles dieſes hat mich bewogen, meinen gefaßten Entſchluß zu ändern. Die Frau Nowtell ſoll die ihrem unſchuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhauſe bekommen; ihr Mann aber, der durch dieſen Verluſt ſeiner Frau außer Stand geſetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohlthun, wenn er ſein Amt von ſich ſelbſt niederlegt, ſich zur Ruhe begiebt, ſeine Küche und Wirthſchaft beſorgt, und bey müßigen Stunden ſeine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthauſe in Pflichten ſtehenden Perſonen meine Werke der chriſtlichen Liebe ausüben könnte; ſo fallen mir unter den Sekretären, Schreibern und Einneh-

mern eine so große Menge kleiner Narren mittlern
ndes ein, daß ich nicht weis, bey wem ich anfan-
soll. Meine zwölftausend Pfund Sterlings reichen
rlich nicht zu, sie alle zu unterhalten. Die Com-
n sollte sich billig ihrer durch eine milde Stiftung an-
men. Wie freudig wollte ich sterben, wenn ich die
fnung, daß dieses geschehen würde, mit ins Grab
men könnte! Kurz, ich empfehle diese Narren ihrem
terlande!

Mein Freund, Partridge, starb mir zu früh;
hätte ihn sonst in meinem Testamente gewiß nicht
gessen: aber desto treulicher will ich für seine werthen
gehörigen sorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hin-
assen. Lauter Partridgen, und politische Narren,
ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich diesen
en Leuten eine unvermuthete Freude durch diesen mei-
letzten Willen machen werde. So tief ihre Einsicht
die Zukunft ist, und mit so vieler Gewißheit sie alle
nge zu bestimmen wissen, die im Staate und in den
milien geschehen sollen; so wenig werden sie sich träu-
n lassen, daß ich itzt Anstalt mache, sie ins Tollhaus
bringen. Sie sollen alle hinein, ich gebe ihnen mein
rt. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann,
er in absteigender Linie von dem weisen Partridge
kommt, der soll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen
den; und wenn er gar ein politischer Autor ist, so
er den Rang noch über meinen Küster haben. Ich
dieses ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbe-
te, daß man keinen von diesen Partridgen übergehe.
r diesen meinen letzten Willen freventlich übertritt,
soll, zur Strafe, schuldig seyn, ihre Schriften zu lesen,
sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen.

N. S.

N. S. Sollten die Narren aus dieſer Familie gar zu häufig anwachſen; ſo mag allenfalls ein andrer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philoſoph.

Herr Dewlapp Eſq. hat einen ſo wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich ſey; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr iſt. In ſeiner Jugend war er der lächerlichſte Junker in der ganzen Grafſchaft. Dieſes hinderte ihn, die geringſte Kenntniß von der Religion oder von andern Wiſſenſchaften zu erlangen. Itzt wird er in ſeinem drey und vierzigſten Jahre ſeyn, und er hat in ſeinem ganzen Leben noch nichts geleſen, als die geſchriebnen Zeddel, welche ihm ſein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit ſpricht, ſo lange ſeine Natur ſich ſelbſt gelaſſen iſt, der erſtaunt über ſeine Dummheit; denn er iſt nicht im Stande, drey vernünftige Worte ohne Anſtoß zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf ſteigt, und dieſes geſchieht ſchon beym andern Gerichte; ſo ſieht man den Herrn Dewlapp in ſeiner völligen Größe. Auf einmal wird er beredt; ſein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann ſchlimmer, als ſein Kapellan. Dieſer iſt ihm lächerlich, weil er ein Geiſtlicher iſt; denn ihm kömmt nichts abgeſchmackter vor, als die Religion. Er läuft vom Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt; und bringt man ihn auf den Zuſtand der Seele nach dieſem Leben, ſo weis er über dieſe Materie auf eine ſo feine Art zu ſpotten, wie ein Lohnkutſcher. Herr Dewlapp weis gar nichts, und daher kömmt es auch, daß er nicht weis, was er aus Seligkeit machen ſoll; und weil er das nicht weis, ſo

ſchließt

ſchließt er nach ſeiner natürlichſten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weißen Frau, und dem Mönche ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine Eſquires zu fürchten macht. Nach dieſer Beſchreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Urſache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, ſondern ihn ganz ſicher in ſeiner Freyheit dürfte herumgehen laſſen, ohne zu befürchten, daß er den geringſten Schaden in der menſchlichen Geſellſchaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich iſt, und dieſen Fehler mißbraucht eine Menge hungriger kleiner Geiſter, welche ihrem Verſtande entſagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie beſitzen etwas mehr Geſchicklichkeit, als ihr Wirth, den ſie dadurch ſich verbindlich zu machen wiſſen, wenn ſie ſeinen Gedanken eine Form geben, und ſie drucken laſſen, daß ſie ausſehen, wie ein Buch. Dieſes iſt der wahre Urſprung von allen denen Schriften, die ſeit dreyzehn Jahren wider die Religion herausgekommen ſind. Man hat immer nicht gewußt, wie es doch zugeht, daß in allen dieſen Schriften ſo wenig Zuſammenhang und Verſtand ſey. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwiſſenden und trunknen Ritters Dewlapps Tiſchreden ſind, welche von ſeinen hungrigen Koſtgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieſer Schwärmerey geſteuert werde; ſo verlange ich, daß Herr Dewlapp Eſq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird; ſo hoffe ich, daß er die Religion unangetaſtet laſſen ſoll. Er wird bey einem mäßigen Unterhalte gar nichts denken, und in ſeiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieſes iſt, dünkt mich, für ihn und für die Welt der kleinſte Verluſt. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der

dritte

dritte Theil seiner Einkünfte zur Beköstigung der kleinen Freygeister angewendet werde. Dieses wird sie, wie ich hoffe, beruhigen, und sie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu schreiben, da sie nunmehro weiter nicht nöthig haben, ihr Brodt damit zu verdienen.

James Diaper weis aus den göttlichen und bürgerlichen Gesetzen in bester Form Rechtens zu behaupten, daß dem Manne, und nicht der Frau, die Herrschaft gebühre. Er spottet also über diejenigen, welche sich aus der Possess werfen lassen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen diese etwas rathen. Seine Frau ist die vernünftigste Frau von der Welt. Da sie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt; so sucht sie ihn mit dem freundlichsten Zureden davon abzuziehen. Seine Verschwendung setzt sie in die Umstände, daß sie vielmals darben muß. Sie erträgt diesen Mangel mit der größten Gelassenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, seinen Aufwand zu mäßigen, und sich seiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verstoßung ihres Geschmeides, zweymal aus dem Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe steht, sich zum drittenmale ohne Rettung in denselben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß seine Frau vernünftig sey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es ist seine Frau, und seiner Frau darf ein rechtschaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre sonst die Herrschaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er ist diesen Abend gesonnen, zu Hause zu bleiben; seine Frau schmeichelt ihm wegen dieses vernünftigen Entschlusses. Gleich ändert er seinen Vorsatz; er geht aus, und zwar in die lüderlichste Gesellschaft,

ſchaft, zu zeigen, daß nur er Herr im Hauſe ſey, und nicht ſeine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem geſtrigen Rauſche weh; dieſen Abend will er nicht trinken. Er ſagt es, und giebt auf die Mienen ſeiner Frau Achtung. Dieſe Unglückſelige ſcheint ganz freudig darüber zu ſeyn. Kaum merkt er es, als er ſich ankleidet, und die ganze Nacht durch ſäuft. Er wird krank nach Hauſe gebracht. Das ſchadet nichts; er hat doch ſeine Herrſchaft behauptet. Iſt Diaper nicht ein Narr? Ich ſollte es wohl meynen. Er ſoll ins Tollhaus.

Der junge Thomas Swallow wird ſich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhauſe alt werden ſoll. Er iſt in der That nicht älter, als ſiebenzehn Jahre; aber bey ihm kann das Alter nicht entſchuldigen. Er verdient meine Vorſorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig ſchrieb. Deſſen Sohn, der Vater meines jungen Züchtlings, war ſchon weit ſchlimmer. Er ſchrieb Gedichte über Gedichte, ſo ſchlecht, daß ſelbſt die Niederländer darüber ſpotteten; ja, was das Erſchrecklichſte war, ſo ließ er ſeine Gedichte in einen Band zuſammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe ſeines Vaters, hat ſchon ein ziemliches Bändchen von ſeinen eignen Gedichten im Manuſcripte liegen, welches er zu ediren droht, ſo bald er mündig wird. Es iſt hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anſtalt, ihn in Sicherheit zu bringen; ſo würde ich es bey unſern Kindern nicht verantworten können. Unſere Enkel würden noch am glücklichſten ſeyn; denn bis zu ihnen dürfte von ſeinen poetiſchen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuließe, daß durch unſern jungen

Dichter sein Geschlecht fortgepflanzt würde! / Es scheint, daß das Uebel in dieser poetischen Familie mit jedem Grade steigt; und sollte dieser wieder einen Sohn zeugen: was ist gewisser zu befürchten, als daß man denselben gar an Ketten schließen, und ihm die Hände auf dem Rücken zusammenbinden müßte, damit er nicht schreiben könnte? Da der Großvater abgeschmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel seinen Vater schon itzt übertrifft: was soll aus dem Urenkel werden? Man sperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es schon dadurch, daß er die elenden Gedichte seines Vaters bewundert, und im Begriffe steht, sie mit einer Vorrede zum zweyteumale auflegen zu lassen. Er fängt schon an, seine eignen Gedichte andern vorzulesen. Auf der Gasse sogar fällt er die Leute an, und liest sie ihnen mit Gewalt vor. Er ist mißvergnügt, wenn man sie nicht lobt, und unversöhnlich, wenn man sie tadelt. Ungeachtet seiner Jugend kann er doch schon schimpfen, wie ein Kunstrichter von funfzig Jahren. Was soll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieses ist mein letzter Wille.

Wenn ich unsern Math. Pidgeon, diesen verschwenderischen Jüngling, fragen wollte, was mit seinem alten geizigen Oheime, Hugh-Pounces, anzufangen wäre? so zweifle ich nicht, er würde mir mit der größten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen versichern, daß sein Oheim ein Narr sey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht zu läugnen, daß Pounces ein Narr sey, wenn ich sehe, daß er alle erfinnliche Anstalt macht, auf dem Geldkasten Hungers zu sterben, und sein Vermögen dem jungen Pidgeon zu hinterlassen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entschließen, ihn in mein Tollhaus

zu

ehmen. Ich werde billiger ſeyn, wenn ich dieſe Stelle
erm leichtſinnigen Jünglinge einräume. Es iſt in der
ilosophie noch eine große Streitfrage, welcher von beyde
der größte Narr ſey? Derjenige, welcher bey ſeinem
trauiſchen Alter, als ein reicher Geizhals verhungert?
er ein unbeſonnener Jüngling, welcher ein Vermögen,
er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit
im Alter aus Armuth Hungers ſterbe? Wenigſtens iſt
r dem gemeinen Weſen nicht ſo ſehr zur Laſt, da im
gentheile die Obrigkeit ſich genöthigt ſieht, dieſen ent-
der, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehr-
en Bettler, im Hoſpitale zu ernähren. Ein Geizhals,
cher ſich von ſeinem Geldkaſten niemals zu weit ent-
rt, iſt gewiſſermaßen ſchon eingeſperrt. Warum ſoll
ihn in meinem Tollhauſe verſchließen? Ich will alſo,
u bringe den jungen Math. Pidgeon dahin. Hier
er bleiben, bis er dreyßig Jahre alt iſt. Müßig darf er
ht gehen; denn eben dieſes iſt ſein Unglück. Er ſoll we-
Mittags noch Abends etwas zu eſſen bekommen, wenn
nicht vorher mit ſeiner Hand ſo viel verdient hat, als
s Eſſen koſtet. Auf ſolche Weiſe wird er erfahren, wie
wer es ſey, ſeinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe
n ſeines Oheims Intereßrechnungen, dieſe ſoll er calcu-
ren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn
weit bringt, daß er arbeitet und rechnet; ſo wird man
n, im dreyßigſten Jahre ſeines Alters ohne Bedenken
eder frey laſſen, und ihm das Vermögen ſeines Oheims
vertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm,
d bin gewiß, das Vaterland wird es dereinſt erkennen,
ß ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der
achbarſchaft der erbaulichen Sara Kniddy zu wohnen,
r wird ſich nicht wundern, wenn er ſie in meinem Codi-

eille findet. Ihr Haus iſt einem verwünſchten Sc
und ſie einem Poltergeiſte ähnlich, der alle Menſchen
die ihm nicht ausweichen können. Wer es vern
kann, der hütet ſich wohl, mit ihr unter einem Da
wohnen. Den ganzen Tag ſpukt ſie im Hauſe h
Nirgends poltert ſie ärger, als in der Küche, und ni
iſt ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn ſie herum
und Pſalme brummt. Ihre unglückliche Magd,
empfunden, und es iſt nicht lange, daß dieſelbe beym
rechtes Auge über dem ſechsten Pſalm verloren
denn das andächtige Geſpenſt murmelte eben den S
deſſelben her, als die Magd aus Unvorſichtigkeit das
faß verſchüttete, und um deswillen von den bußfe
Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etlich
feigen bekam. Die ganze Gaſſe, in der ſie wohnt,
öde, und ich habe gefunden, daß ſeit ſechs Jahren,
ſo lange iſt Sara Knidly eine Wittwe,) die Mieth
die Hälfte des Preißes gefallen ſind. Wer es vern
kann, unter ihrem Fenſter wegzugehen, der thut es
und nimmt lieber einen Umweg; denn wen ſie mit
Augen erreicht, der iſt ohne Barmherzigkeit verda
Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiß, daß der lan
thige Himmel, bloß aus Hochachtung für ſie und ih
dächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in welche
wohnhaft iſt, noch zur Zeit verſchont, und verhindert
daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böſe h
tige Rotte zu verſchlingen. Unterdeſſen wünſcht ſie es
vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmle
Morgen in ihren Gebeten, wenn ſie aufſteht, und
daß noch Leute um ſie herum wohnen, welchen es
geht, und daß er nicht zum wenigſten die Frauenzi
ihrer Gaſſe in ihrer ſündlichen Eitelkeit, andern
Schrecken, und ihr zum freudigen Troſte, dieſe Nacht

mit Schwefel und Pech vertilgt hat. Denn wir Mannspersonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe gewiß, wenn die erschrecklichen Gerichte, mit denen sie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: so wird sie sich vom Himmel wenigstens etliche ausbitten, die er ihr zum sonderbaren Troste erhalten soll. Ich ersuche das Parlament, sich dieser Heiligen mit aller möglichen Vorsicht zu bemächtigen, damit sie nicht entwische, oder aus Andacht etlichen die Hälse breche, welche sich ihrer Person versichern wollen. Sie soll in dem abgelegensten Winkel des Tollhauses eingesperrt bleiben, damit sie die andern Narren nicht närrischer mache. Wäre einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen; so soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperrt werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen Statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weis, daß sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr Dewlapp Esq. und die andächtige Sara Knidly zusammengesperrt würden, und durch die Einsamkeit in Versuchung geriethen, ihr Geschlecht zu vermehren. Ersäufen müßte man die junge Brut! Den Augenblick müßte man sie ersäufen! Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas abscheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, dessen Vater ein dummköpfiger Freygeist, und die Mutter eine verläumderische Betschwester ist. Man hüte sich also ja wohl, und verwahrlose das arme Land nicht mit einer so widernatürlichen Mißgeburt.

Ich weis nicht, woher der muthwillige Knabe, Jakob Talley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für liederliche Narren zu ſtiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, dieſen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer umgezogenen Miene in mein Zimmer, und verſicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierinnen ſehr nützlich ſeyn könnte, wenn ich ſeinen Rath annehmen wollte. Vor ſeinen Augen, ſagte er, könnten ſich die Thorheiten der Menſchen nicht verſtecken. Er kenne ſie alle, er verfolge ſie aufs ſchärfſte, und die Liebe zur Wahrheit ſey bey ihm ſo ſtark, daß er ſich ſelbſt nicht ſchonen würde, wenn er etwas Lächerliches oder Thörichtes an ſich wahrnehmen ſollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er ſagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte bey meiner Stiftung dieſe Leute ja vor allen andern mir beſtens empfohlen ſeyn laſſen. Ich fand auf dieſer Rolle zehn Perſonen, und erſtaunte, als ich ſah, daß gleich die erſten fünf davon Geiſtliche waren, deren Lehren ſo vernünftig ſind, und deren Lebensart ſo erbaulich iſt, daß ſie wohl verdienten, ſelbſt in den Augen der Narren und unſrer kleinen Religionsſpötter ehrwürdig zu ſeyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er dieſe Männer des Tollhauſes würdig hielte; ich fragte ihn um die Urſache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverſchämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß die fünf Männer Geiſtliche wären, und daß die Geiſtlichen . . . Ich fiel ihm ſogleich in die Rede, weil ich merkte, daß er ſich anſchickte, dieſem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Laſt zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Perſonen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden.

Der

Der sechste Narr war sein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er sich hätte entschließen können, in seinem Alter die Thorheit zu begehen, und seine Mutter, eine mürrische geizige Frau und abergläubische Betschwester, zu heurathen, welche durch ihre verdrießlichen Lehren und altväterischen Klagen über den großmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nennte, schon längst verdient hätte, die siebente Stelle in dieser Narrenrolle einzunehmen. Da dieser rasende Jüngling seines Vaters und seiner Mutter nicht geschont hatte; so dürfen drey seiner Lehrer sich nicht wundern, wenn sie erfahren werden, daß er an ihre Versorgung auch gedacht, und sie unter seine Narrencandidaten gesetzt hatte. Er gab sie für unerträgliche Pedanten, lateinische Wurmkrämer, und ich weis nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Ursache, und vielleicht diese seyn, daß sich diese redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernhaftigkeit, als dieser Spötter vertragen konnte, hatten angelegen seyn lassen, ihn vernünftig zu machen. Ich schließe dieses unter andern daraus, daß er sich gegen mich beschwerte, einer von diesen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu sagen, daß die Jugend die Bosheit nicht entschuldige; daß ein Jüngling, welcher frech genug sey, seiner Lehrer zu spotten, in seinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu sterben, und daß die Spötterey eines Jünglings nicht witzig seyn könne, so lange dessen Herz boshaft sey. Dieser Vorwurf schmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur seine redliche Freymüthigkeit, sagte er, erweckte die Milz seiner Lehrer, und er tadelte nicht die Person seiner Lehrer, sondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich. und er würde nicht aufhören,

zu ſagen, daß ſie Narren wären, ſo lange es noch jemanden gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwägenheit dieſes jungen Menſchen ganz erſtaunt war; und weil er verſprach, mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen ſollte, ſo hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verſtellten Gelaſſenheit zu verſichern, daß ich mir ſeinen Eifer zu Nutze machen, und ſolche Veranſtaltungen treffen wollte, daß des Vaterlandes Beſtes beobachtet werden, und er die billigſte Belohnung dafür erlangen ſollte. Ich habe ihm einen verſiegelten Brief gegeben, welchen er nach meinem Tode dem Vorſtehern des Teſtaments ſelbſt einhändigen ſoll. Ich erſuche alſo dieſe Herren, demjenigen aufs genauſte und ſonder Verzug nachzukommen, was ſie in dieſem verſiegelten Schreiben veranſtaltet finden werden.

Weil ich nicht weis, wie lange ich leben möchte, und ob es nicht gar geſchehen könnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte; ſo will ich, zu Vermeidung aller Schwierigkeiten, hier einige Recrouten zu meinem Tollhauſe vorſchlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird ſie ſogleich kennen, wenigſtens werden ſie leicht zu erfragen ſeyn. Hier ſind ſie: Johann Gale, Lady Flower, O'Säfery, Carl Brackfeſt, Catharina Buckey, John Sun, Martin Fläce, Caſpar Wickſtaff, William Knall, und der Moraliſt Richard Kinsmann.

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, ſollen die Irrländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutſchen ſoll man einen beſondern Flügel bauen, und die Sachſen ſollen, als unſre alten Landsleute, zuerſt untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf

meine

meine milde Stiftung einen billigen Anſpruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für dieſe guten Leute ſorgen, doch unbeſchadet den Narren unſers lieben Vaterlandes.

Dieſes iſt mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin ſehen, daß derſelbe aufs genauſte erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen dieſe Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich als ein Patriot wünſche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollſäcken ſitzen möge. Ein guter Wunſch, der vielleicht ſo gar unmöglich nicht iſt, als es wohl ſcheint? Dublin, am $\frac{1}{2}\frac{7}{8}$ Brachmonats, 1745.

(L. S.) D. Jonathan Swift,
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abſchrift von dem ſwiftiſchen Codicille. Sie können ſich darauf verlaſſen; ich habe ſie ſelbſt gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, ſich des letzten Segens unſers Swifts theilhaftig zu machen, und dieſes Codicill in allen ſeinen Clauſeln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erſte, was man that, war dieſes, daß man ſich der angezeigten Narren zu bemächtigen ſuchte. Die Lords Lavat und Pallbrow ſtellten ſich abſcheulich ungeberdig, und der erſte würde ſich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden geſucht hätte, daß in dieſes Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigſtens ſechzehn Ahnen hätte. Dieſes einzige beruhigte ihn gewiſſermaßen;

denn er hoffte auf ſolche Art eine zahlreiche und anſehnliche Geſellſchaft zu finden.

Der Biſchoff O-Carry wollte Feuer vom Himmel fallen laſſen, weil das Parlament ſo ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antaſtete. Aber eben daraus ſah man, daß Swift Recht gehabt hatte, und Seine Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küſter, Herr Nikolaus, machte nicht viel Umſtände, ſobald er nur vernahm, daß er den Rang über den Biſchoff haben ſollte.

Herr Somerhing, ſo ſehr er auch anfangs erſchrack, faßte ſich doch, da man ihm verſprach, daß er der Polizey im Hauſe vorſtehen, und mit der Frau Nonpell wechſelsweiſe das Regiment führen ſollte. Die Frau ſpie Feuer, als man ſie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung iſt ihr verſprochen worden, daß ſie die Erlaubniß haben ſollte, nach Ableben des Küſters und Biſchoffs zween andre Candidaten zu vociren.

Des Dewlapp Eſq. konnte man ſich leicht bemächtigen; denn man gieng nach Tiſche zu ihm, da er beſoffen war und ſchlief. Man will für gewiß ſagen, daß er ſeitdem beſtändig geſchlafen; wenigſtens thut er ſo träumend, wie ein Menſch, der im erſten Schlafe geſtört wird, und daran mag wohl ſeine gute natürliche Dummheit Schuld ſeyn. Seine Koſtgänger ſcheinen ſich zu beruhigen, da ſie hören, daß ſie von dem dritten Theile ſeines Vermögens unterhalten werden ſollen. Es iſt große Hoffnung da, daß ſie wieder klug werden dürften. Der eine hat ſich ſchon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tiſche ein Paar Blätter lieſt, und ſich wundert, wie er ſpricht, daß in dieſem Buche ſo viel vernünftige Sachen ſtehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James

James Diaper hat appellirt, und behält ſich vor, ſeine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwiſchen hat man ihn doch eingeſperrt; aber ſeine arme Frau iſt ganz troſtlos. Der junge Thomas Swallow ſaß eben an ſeinem Pulte, machte ein Sinngedicht unter ſein Conterfay, welches er vor den erſten Band ſeiner künftigen Werke ſetzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in ſein Gefängniß, und dieſes ſchien ihn ſehr kräftig zu tröſten. Mach. Pidgeons ſchrie über ſeinen alten geizigen Oheim, dem er ſein Unglück zuſchrieb. Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigſtens mit eine Flaſche Pontack zu geben. Es iſt ihm aber abgeſchlagen worden, er müßte ſie denn mit ſeiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war luſtiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf ſie eben über ihrer Andacht an. Sobald ſie hörte, was man wollte, ſchmiß ſie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauſte ihm die Perücke. Dem Stockmeiſter kratzte ſie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsſchreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre ſtund, übergab ſie dem Teufel. Aber alles half nichts, ſie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieſes, daß der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein ſchlug. Itzt ſitzt ſie, und betet, und ſingt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch ſo weit zu bringen, daß den Herren des Parlaments die Zungen im Halſe verdorren ſollen; denn der Herr, ſpricht ſie, verläßt die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gaſſe Freudenfeuer angezündet, und es iſt ſo lebhaft darinnen, als ſonſt niemals. Der Preiß der Miethen ſteigt; nur in ihrem Hauſe getraut ſich noch niemand zu wohnen.

eille findet. Ihr Haus ist einem verwünschten Schlosse, und sie einem Poltergeiste ähnlich, der alle Menschen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet sich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag spukt sie im Hause herum. Nirgends poltert sie ärger, als in der Küche, und niemals ist ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn sie herumgeht, und Psalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es ist nicht lange, daß dieselbe beynahe ihr rechtes Auge über dem sechsten Psalm verloren hätte; denn das andächtige Gespenst murmelte eben den Schluß desselben her, als die Magd aus Unvorsichtigkeit das Salzfaß verschüttete, und um deswillen von den bußfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gasse, in der sie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daß seit sechs Jahren, (denn so lange ist Sara Knidly eine Wittwe,) die Miethen um die Hälfte des Preißes gefallen sind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenster wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn wen sie mit ihren Augen erreicht, der ist ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für sie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in welchem sie wohnhaft ist, noch zur Zeit verschont, und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böse hoffärtige Rotte zu verschlingen. Unterdessen wünscht sie es doch bisweilen, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebeten, wenn sie aufsteht, und sieht, daß noch Leute um sie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigsten die Frauenzimmer ihrer Gasse in ihrer sündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troste, diese Nacht über

mit

mit Schwefel und Peche vertilgt hat. Denn wir Mannspersonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe gewiß, wenn die erschrecklichen Gerichte, mit denen sie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: so wird sie sich vom Himmel wenigstens etliche ausbitten, die er ihr zum sonderbaren Troste erhalten soll. Ich ersuche das Parlament, sich dieser Heiligen mit aller möglichen Vorsicht zu bemächtigen, damit sie nicht entwische, oder aus Andacht etlichen die Hälse breche, welche sich ihrer Person versichern wollen. Sie soll in dem abgelegensten Winkel des Tollhauses eingesperrt bleiben, damit sie die andern Narren nicht närrischer mache. Wäre einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen; so soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperrt werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen Statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weis, daß sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr Dewlapp Esq. und die andächtige Sara Knidly zusammengesperrt würden, und durch die Einsamkeit in Versuchung geriethen, ihr Geschlecht zu vermehren. Ersäufen müßte man die junge Brut! Den Augenblick müßte man sie ersäufen! Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas abscheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, dessen Vater ein dummköpfiger Freygeist, und die Mutter eine verläumderische Beschwesser ist. Man hüte sich also ja wohl, und verwahrlose das arme Land nicht mit einer so widernatürlichen Mißgeburt.

Ich weis nicht, woher der muthwillige Knabe, Jakob Halley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu ſtiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, dieſen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezogenen Miene in mein Zimmer, und verſicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierinnen ſehr nützlich ſeyn könnte, wenn ich ſeinen Rath annehmen wollte. Vor ſeinen Augen, ſagte er, könnten ſich die Thorheiten der Menſchen nicht verſtecken. Er kenne ſie alle, er verfolge ſie aufs ſchärfſte, und die Liebe zur Wahrheit ſey bey ihm ſo ſtark, daß er ſich ſelbſt nicht ſchonen würde, wenn er etwas Lächerliches oder Thörichtes an ſich wahrnehmen ſollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er ſagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte bey meiner Stiftung dieſe Leute ja vor allen andern mir beſtens empfohlen ſeyn laſſen. Ich fand auf dieſer Rolle zehn Perſonen, und erſtaunte, als ich ſah, daß gleich die erſten fünf davon Geiſtliche waren, deren Lehren ſo vernünftig ſind, und deren Lebensart ſo erbaulich iſt, daß ſie wohl verdienten, ſelbſt in den Augen der Narren und unſrer kleinen Religionsſpötter ehrwürdig zu ſeyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er dieſe Männer des Tollhauſes würdig hielte; ich fragte ihn um die Urſache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverſchämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß die fünf Männer Geiſtliche wären, und daß die Geiſtlichen . . . Ich fiel ihm ſogleich in die Rede, weil ich merkte, daß er ſich anſchickte, dieſem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Laſt zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Perſonen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden.

Der

Der sechste Narr war sein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er sich hätte entschließen können, in seinem Alter die Thorheit zu begehen, und seine Mutter, eine närrische geizige Frau und abergläubische Beschwester, zu heurathen, welche durch ihre verdrießlichen Lehren und altväterischen Klagen über den großmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nennte, schon längst verdient hätte, die siebente Stelle in dieser Narrenrolle einzunehmen. Da dieser rasende Jüngling seines Vaters und seiner Mutter nicht geschont hatte; so dürfen drey seiner Lehrer sich nicht wundern, wenn sie erfahren werden, daß er an ihre Versorgung auch gedacht, und sie unter seine Narrencandidaten gesetzt hatte. Er gab sie für unerträgliche Pedanten, lateinische Wurmkrämer, und ich weis nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Ursache, und vielleicht diese seyn, daß sich diese redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernhaftigkeit, als dieser Spötter vertragen konnte, hatten angelegen seyn lassen, ihn vernünftig zu machen. Ich schließe dieses unter andern daraus, daß er sich gegen mich beschwerte, einer von diesen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu sagen, daß die Jugend die Bosheit nicht entschuldige; daß ein Jüngling, welcher frech genug sey, seiner Lehrer zu spotten, in seinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu sterben, und daß die Spötterey eines Jünglings nicht witzig seyn könne, so lange dessen Herz boshaft sey. Dieser Vorwurf schmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur seine redliche Freymüthigkeit, sagte er, erweckte die Milz seiner Lehrer, und er tadelte nicht die Person seiner Lehrer, sondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich. und er würde nicht aufhören,

zu ſagen, daß ſie Narren wären, ſo lange es noch jemanden gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwägenheit dieſes jungen Menſchen ganz erſtaunt war; und weil er verſprach, mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen ſollte, ſo hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verſtellten Gelaſſenheit zu verſichern, daß ich mir ſeinen Eifer zu Nutze machen, und ſolche Veranſtaltungen treffen wollte, daß des Vaterlandes Beſtes beobachtet werden, und er die billigſte Belohnung dafür erlangen ſollte. Ich habe ihm einen verſiegelten Brief gegeben, welchen er nach meinem Tode den Vorſtehern des Teſtaments ſelbſt einhändigen ſoll. Ich erſuche alſo dieſe Herren, demjenigen aufs genauſte und ſonder Verzug nachzukommen, was ſie in dieſem verſiegelten Schreiben veranſtaltet finden werden.

Weil ich nicht weis, wie lange ich leben möchte, und ob es nicht gar geſchehen könnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte; ſo will ich, zu Vermeidung aller Schwierigkeiten, hier einige Recrouten zu meinem Tollhauſe vorſchlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird ſie ſogleich kennen, wenigſtens werden ſie leicht zu erfragen ſeyn. Hier ſind ſie: Johann Gale, Lady Flower, O-Säfery, Carl Brackfeſt, Catharina Buckey, John Sun, Martin Fläce, Caſpar Wickſtaff, William Knall, und der Moraliſt Richard Kinsmann.

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, ſollen die Irrländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutſchen ſoll man einen beſondern Flügel bauen, und die Sachſen ſollen, als unſre alten Landsleute, zuerſt untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf

meine

meine milde Stiftung einen billigen Anſpruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für dieſe guten Leute ſorgen, doch unbeſchadet den Narren unſers lieben Vaterlandes.

Dieſes iſt mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin ſehen, daß derſelbe aufs genauſte erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen dieſe Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich als ein Patriot wünſche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollſäcken ſitzen möge. Ein guter Wunſch, der vielleicht ſo gar unmöglich nicht iſt, als es wohl ſcheint! Dublin, am $\frac{17}{28}$ Brachmonats, 1745.

(L. S.) D. Jonathan Swift,
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abſchrift von dem ſwiftiſchen Codicille. Sie können ſich darauf verlaſſen; ich habe ſie ſelbſt gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, ſich des letzten Segens unſers Swifts theilhaftig zu machen, und dieſes Codicill in allen ſeinen Clauſeln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erſte, was man that, war dieſes, daß man ſich der angezeigten Narren zu bemächtigen ſuchte. Die Lords Lavat und Pallbrow ſtellten ſich abſcheulich ungeberdig, und der erſte würde ſich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden geſucht hätte, daß in dieſes Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigſtens ſechzehn Ahnen hätte. Dieſes einzige beruhigte ihn gewiſſermaßen;

dann er hoffte auf ſolche Art eine zahlreiche und anſehnliche Geſellſchaft zu finden.

Der Biſchoff O-Carry wollte Feuer vom Himmel fallen laſſen, weil das Parlament ſo ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antaſtete. Aber eben daraus ſah man, daß Swift Recht gehabt hatte, und Seine Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küſter, Herr Nikolaus, machte nicht viel Umſtände, ſobald er nur vernahm, daß er den Rang über den Biſchoff haben ſollte.

Herr Something, ſo ſehr er auch anfangs erſchrack, faßte ſich doch, da man ihm verſprach, daß er der Polizey im Hauſe vorſtehen, und mit der Frau Nonpareil wechſelsweiſe das Regiment führen ſollte. Die Frau ſoll Feuer, als man ſie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung iſt ihr verſprochen worden, daß ſie die Erlaubniß haben ſollte, nach Ableben des Küſters und Biſchoffs zween andre Candidaten zu vociren.

Des Dewlapp Eſq. konnte man ſich leicht bemächtigen; denn man gieng nach Tiſche zu ihm, da er beſoffen war und ſchlief. Man will für gewiß ſagen, daß er ſeitdem beſtändig geſchlafen; wenigſtens thut er ſo träumend, wie ein Menſch, der im erſten Schlafe geſtört wird, und daran mag wohl ſeine gute natürliche Dummheit Schuld ſeyn. Seine Koſtgänger ſcheinen ſich zu beruhigen, da ſie hören, daß ſie von dem dritten Theile ſeines Vermögens unterhalten werden ſollen. Es iſt große Hoffnung da, daß ſie wieder klug werden dürften. Der eine hat ſich ſchon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tiſche ein Paar Blätter lieſt, und ſich wundert, wie er ſpricht, daß in dieſem Buche ſo viel vernünftige Sachen ſtehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James

James Diaper hat appellirt, und behält ſich vor, ſeine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwiſchen hat man ihn doch eingeſperrt; aber ſeine arme Frau iſt ganz troſtlos. Der junge Thomas Swallow ſaß eben an ſeinem Pulte, machte ein Sinngedicht unter ſein Conterfay, welches er vor den erſten Band ſeiner künſtlichen Werke ſetzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in ſein Gefängniß, und dieſes ſchien ihn ſehr kräftig zu tröſten. Mach. Pidgeons ſchrie über ſeinen alten geizigen Oheim, dem er ſein Unglück zuſchrieb. Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigſtens mit eine Flaſche Pontack zu geben. Es iſt ihm aber abgeſchlagen worden, er müßte ſie denn mit ſeiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war luſtiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf ſie eben über ihrer Andacht an. Sobald ſie hörte, was man wollte, ſchmiß ſie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauſte ihm die Perücke. Dem Stockmeiſter kratzte ſie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsſchreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre ſtund, übergab ſie dem Teufel. Aber alles half nichts, ſie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieſes, daß der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein ſchlug. Itzt ſitzt ſie, und betet, und ſingt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch ſo weit zu bringen, daß den Herren des Parlaments die Zungen im Halſe verdorren ſollen; denn der Herr, ſpricht ſie, verläßt die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gaſſe Freudenfeuer angezündet, und es iſt ſo lebhaft darinnen, als ſonſt niemals. Der Preiß der Miethen ſteigt; nur in ihrem Hauſe getraut ſich noch niemand zu wohnen.

So

Sobald der muthige Knabe, Jacob Halley, Swifts Tod erfuhr, und hörte, daß man sein Testament öffnete; so meldete er sich, und übergab den versiegelten Brief; in der gewissen Hoffnung, eine reiche Belohnung seines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in seiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

»Das Parlament wird von mir Endesunterzeichne»tem ersucht, sich der Person des Jacob Halley, der »ihnen dieses Schreiben versiegelt einhändigen wird, zu »versichern. Man wird aus meinem Codicille gesehen »haben, wie groß die Bosheit dieses Jünglings schon »itzt ist, und ich überlasse der weisen Einsicht des Par»laments, zu urtheilen, wie schädlich derselbe künftig »dem Vaterlande seyn könnte, wenn er fortfahren sollte, »diejenigen für Narren zu halten, welche die Hochach»tung des ganzen Landes verdienen. Es ist zu befürch»ten, daß er nimmermehr zu bessern seyn werde, da er »seine hämische Bosheit für Liebe zur Wahrheit, und »seine schmähsüchtige Wut für satyrischen Witz hält. »Seine Raserey, welche er bey seinen Aeltern und Vor»gesetzten anfängt, wird bis an den Thron des Königs »dringen, und eher nicht aufhören, bis sie das Heiligste »der Religion befleckt hat. Er ist nicht würdig, in mein »Tollhaus zu kommen. Ich ordne, daß man ihn in »das allgemeine Zuchthaus zu den Uebelthätern bringe, »welche mit ihm die Geißel verdient haben. Ich be»stimme hierzu zweyhundert Pfund, welche nach dem »Tode dieses Unsinnigen dem Zuchthause heimfallen »sollen. Ich verordne solches kraft dieses, als meinen »letzten Willen.

Jonathan Swift.

Man las ihm diesen Brief vor. Er erstaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte seine guten Absichten heraus-

herausſtreichen; aber man ließ ihn weiter nicht reden, ſondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Itzt ſchimpft er Tag und Nacht, und das Parlament iſt Willens, ihm einen Beißkorb machen zu laſſen.

Beynahe hätte ich vergeſſen, zu ſagen, daß man bereits drey Abkömmlinge des Partridge ausfindig gemacht hat. Der eine iſt ein Barbier in der St. James Straße, bey welchem man einen Stammbaum des Prätendenten mit politiſchen Anmerkungen, und eine Schutzſchrift für den Ritter St. Georg gefunden hat. Dieſe Schrift mag ziemlich gefährlich ſeyn; aber ſie iſt ſo verwirrt abgefaßt, daß man ſie nicht verſtehen kann. Der zweyte iſt ein caſſirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, ſeine Perſon in Begleitung zweener holländiſcher Officiere gleich im Anfange des Treffens in Sicherheit zu bringen, und um deswillen vom Regimente gejagt worden iſt. Er hatte einen Plan von der Schlacht bey Dettingen bey ſich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben ſollte, daß ſie nicht gerades Weges ſelbſt vor Verſailles rücken, und ſolches überrumpeln können. Der dritte iſt ein Schuſter, welcher eine Prophezeihung verkauft, daß im Jahre 1747 das päbſtliche Reich untergehen, Ludwig der Funfzehnte von Husaren gefangen, der Schach Nadyr in Paris einfallen, und das Leder ſo theuer werden ſollte, als es ſeit der Königinn Eliſabeth Zeiten nicht geweſen.

Mit Aufſuchung der Narrenrecrouten wird es ſchon etwas mehr Mühe und Arbeit koſten. Man hält inzwiſchen dieſen Artikel des Codicills ſo geheim, als nur möglich iſt, und man hat auf die Narren ein wachſames Auge, damit keiner entwiſche. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft iſt, da werden gewiſſe Aufſeher gehalten,

ten; welche auf ihre Handlungen Acht haben müſſen. Man kann noch bis dieſe Stunde nicht erfahren, wer der Job. Gale iſt, und es ſteht ein Preis von zehn Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Lady Flower hat es ſeine gute Richtigkeit. O Säfety wird genau beobachtet. John Sun, der wider ſein Vermuthen etwas vom Codicille erfahren, hat ſich ſelbſt angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von ſeiner böſen und verſchwenderiſchen Frau wegkomme. Man unterſucht die Sache. Die Frau ſieht noch ganz reinlich aus; ſie hat ein Paar große ſchwarze Augen, und die Meynungen der Richter ſind ſchon getheilt. Dem Gerichtsſchreiber hat beym letzten Verhör ihr Buſen gefallen; man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war ſonſt ſeine Köchinn, und er heurathete ſie bloß wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es giebt in Dublin zween Caſpar Wickſtaffs. Man iſt lange zweifelhaft geweſen, welcher gemeynt ſey. Der eine wohnt bey Williams Kaffeehauſe, der andre auf der Fleet-Straße. Man hat den erſten im Verdachte, weil er ſich gewiſſe Gratulanten hält, die ihm viel Gutes vorſagen, und alle Jahre ein Paarmal wünſchen müſſen, daß der Himmel dieſes theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlſeyn erhalten wolle. Die übrigen Narren ſind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein Paar Autores.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauſes einen ſchönen Platz ausgeleſen, welcher unweit des Hafens gelegen, und zeither der Tummelplatz unſrer jungen Heruchen und witzigen Stutzer geweſen iſt. Die Wahl iſt gut; denn auf ſolche Art bleibt dieſer Platz gewiſſermaßen noch ferner, was er geweſen iſt. Für eine gewiſſe Art Reimer, die ſich unter einander geiſtvolle Poeten nennen, wird noch ein ſchmaler Gang am Hafen ledig und

unbebaut gelassen. Er soll aber mit einer Planke verwahrt werden, damit kein Unglück geschehe. Ich sollte nicht meynen, daß es nöthig sey; denn, aus ihren Versen zu urtheilen, scheint es eben nicht, daß sie sehr tiefsinnig seyn müssen. Doch kann die Vorsicht nicht schaden.

Der Riß ist schon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Deutschen bestimmt ist. Um sich bey diesem Volke ein größeres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzosen verfertigen lassen, und die Ausführung des Baues soll auch an einen Franzosen verdungen, kurz, alles französisch werden. Ich habe hier etliche Deutsche gesprochen, welche darüber sehr vergnügt sind. Die Vorsorge des Parlaments geht noch weiter. Es ist ein Projekt gemacht worden, wodurch man im Stande zu seyn hofft, eine große Anzahl dieses Volks unterzubringen, und unterhalten zu können. Man hat bereits bey einigen deutschen Höfen unter der Hand auszuwirken gesucht, daß ein jeder ihrer Unterthanen, besonders derjenigen Gelehrten, welche das Ansehen haben wollen, weit klüger zu seyn, als andre, zehn und mehr Reichsthaler zu dieser Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Attestats bekommen soll, daß er ein großer, berühmter, vernünftiger, und gründlichgelehrter Mann sey, und seinen Verstand mit so und so viel Thalern gelöst habe. Die Namen dieser Subscribenten sollen gedruckt werden, und niemand soll alsdann bey schwerer Strafe befugt seyn, an ihrer Klugheit im geringsten zu zweifeln. Hierdurch hofft man, erstaunende Summen aufzubringen. Das Parlament sieht es zwar zum voraus, daß die größten Narren am meisten dazu steuern werden, um recht klug zu scheinen. Aber es thut nichts. Es ist doch wenigstens dazu gut, daß sie auf solche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man giebt ſich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daß die haſigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoey ſoll ein ſehr nachdrückliches Empfehlungsſchreiben herüber geſendet haben. Es iſt ihm aber rund abgeſchlagen worden. Und dieſes mit Rechte. Denn unſre Nation iſt durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermaßen erſchöpft, und daher nicht im Stande, eine ſo ungeheure Menge franzöſiſcher Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu ſeyn,

Mylord,

Dero

Dublin,
am $\frac{10}{21}$ März 1746.

gehorſamſter Diener,
Richard d'Urſey, Eſq.

N. S.

Sie werden entſchuldigen, Mylord, daß ich Ihnen das Promemoria nicht mit beygelegt habe, worinnen Swift diejenigen Deutſchen genennt, die er für würdig hält, in ſein Tollhaus zu kommen. Es iſt etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu ſtark werden.

Nachricht

von einem

Schlüssel zu Swifts Codicille *).

Leipzig.

Bey Boetius Erben unterm Rathhause ist zu haben: Schlüssel zu D. Jonathan Swifts Codicille; in Octav, viertehalb Bogen. Wir haben in einer Monatschrift vor einiger Zeit ein Schreiben eines Richard d'Urfey Esq. an einen Mylord erhalten, worinnen von D. Jonathan Swifts letztem Willen wegen Erbauung eines Tollhauses für moralische Narren umständliche Nachricht gegeben, und zugleich Swifts Codicill eingerückt worden ist.

Der Verfasser des Schlüssels, welcher vermuthlich nicht eher ruhig schlafen können, bis er viertehalb Bogen von sich gegeben, macht sich diese Mühe dadurch leicht, daß er uns einen Auszug vom Codicille liefert, welcher fast einen Bogen einnimmt. Er redet von der Satyre überhaupt, und insbesondere, und macht ein trocknes Gewäsche von dem, wozu man wirklich keinen Schlüssel braucht. Dieses bahnt ihm ganz natürlicher Weise

*) Diese Nachricht ist in den öffentlichen Zeitungen im Jahre 1746 eingerückt gewesen.

Weiſe einen nähern Weg zu ſeinem Vorhaben. Er erzählt, daß man ſeither in verſchiednen Geſellſchaften zweifelhaft geweſen, ob dieſes Codicill, und das ganze Schreiben des Eſq. eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen, oder nicht vielmehr nur ein deutſches Original ſey?

Hierzu braucht er zwey Blätter, ehe er die wichtige Entdeckung macht, es ſey in der That nur ein deutſches Original.

Nunmehr hat er gewonnenes Spiel. Er folgert hieraus recht freudig, daß alle die Namen, welche im Codicille ſtehen, nur erdichtete Namen ſind. Dieſes hat ihn aufmerkſam und argwöhniſch gemacht. Er hat herumgeſonnen, wer unter dieſen erdichteten Namen verſteckt ſeyn müſſe? Und endlich hat er es glücklich errathen.

Ihm haben wir es nunmehr zu danken, daß wir wiſſen, was für deutſche Ehrenmänner unter dem Namen der Lords verborgen liegen. Den Lord Pallbrow kennt er, und nennt uns ſogar den Ritterſitz, auf dem Ihre Excellenz wohnen. Den jungen Rathsherrn Something hat er gleich vom weiten am dicken aufgeblähten Bauche erkannt. Er glaubt, er ſey nach dem Leben getroffen, und er laſſe mit ihm bey einem Schneider arbeiten. Der Biſchoff O-Carry ſey kein rechter Biſchoff, aber ſonſt bekannt genug. Was uns am bedenklichſten geſchienen hat, iſt die Entdeckung von dem unſinnigen Dichter Thomas Swallow. Es ſteht im Codicille ausdrücklich, daß er noch nicht mündig ſey, und der Verfaſſer des Schlüſſels nennt ihn doch virum clariſſimum. Wie wenig reimt ſich das zuſammen? Mit einem Worte, er hat alles auspunktirt, ſogar, wer Johann Gale iſt, den er für einen Thorſchreiber hält.

Wir

Wir laſſen alle dieſe Vermuthungen an ihren Ort geſtellt ſeyn, ſowohl als den Namen des Verfaſſers dieſes ſwiftiſchen Codicills, welcher uns ſehr umſtändlich angezeigt, und ſogar deſſen Amt, ſo er gegenwärtig bekleidet, gemeldet wird.

Wir nehmen uns die Freyheit, nur etwas zu erinnern.

Es iſt eine Beleidigung für einen vernünftigen Satyrenſchreiber, wenn man glaubt, daß die Namen, deren er ſich in ſeinen Charakteren bedient, nur auf gewiſſe einzelne Perſonen gehen müſſen. So enge Gränzen hat nur ein Pasquill; eine Satyre iſt viel allgemeiner. Wenn ich den Herrn Something nenne; ſo meyne ich wohl zwanzig hochmüthige Narren auf einmal, und wir getrauen uns, zwiſchen Leipzig und Hamburg mehr, als ein Dutzend lächerliche Swallows, zu finden.

Noch eine größere Beleidigung iſt dieſes, daß er den Namen des Verfaſſers vom ſwiftiſchen Codicille nennt. Wir haben Urſachen, an der Richtigkeit dieſes Angebens ſehr zu zweifeln; und wäre es auch richtig, ſo können wir es mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer Unhöflichkeit belegen, daß er es wagt, einen Mann zu nennen, den vielleicht ſein Amt, oder andre Urſachen, bewegen, ſich noch zur Zeit verborgen zu halten.

Weil in dem ſwiftiſchen Codicille, und beym Schluſſe des Briefs eines Promemoria gedacht wird, in welchem Swift diejenigen Deutſchen genannt, welche in ſeinem Tollhauſe aufgenommen werden ſollen; ſo hat der Verfaſſer des Schlüſſels ſolches auch zum Drucke befördert. Es iſt fünf Bogen ſtark, ſehr enge gedruckt,

und beſteht aus lauter Namen; im Uebrigen iſt es auch bey Boetius Erben zu bekommen.

Nikolaus Stefzen in Augsburg iſt itzt beſchäfftigt, die in dieſem Promemoria benannten Candidaten des ſwifriſchen Tollhauſes, wovon beynahe zwey Drittheile Gelehrte ſind, in Kupfer zu ſtechen, wobey er bitter, daß diejenigen, ſo ſich in Aloygenperucken zu ſehen wünſchen, ſich binnen hier und Oſtern melden möchten.

Noch zur Zeit ſind wir nicht im Stande, zu urtheilen, ob dieſes Promemoria authentiſch ſey? Ganz unwahrſcheinlich iſt es nicht, und wir finden eine ziemliche Menge Narren darunter, welche uns und der Welt dafür bekannt ſind. Es ſtehen aber viele darinnen, die wir zum erſtenmale kennen lernen, und der Verfaſſer des Schlüſſels hat ſich bey uns ſehr verdächtig gemacht.

Rechtliches Informat

über die Frage:

Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfſteuer zu ziehen ſey?

Bey der Magiſterpromotion eines Freundes im Jahre 1743 gefertigt.

Meinen freundlichen Dienſt zuvorn.

Ehrſamer, und Namhafter,
Günſtiger Herr und guter Freund!

Als Derſelbe mir eine umſtändliche Speciem facti, Acta nebſt copeylich angefügten Nachrichtungen, Diplomatibus, und andern dahin einſchlagenden Urkunden, ſub ☉ ♂ = || et △ zugeſchickt, und dabey ſeine billige Beſorgniß geäußert:

Ob ein Poet gleich andern vernünftigen Kreaturen mit Steuern beleget, zu deren Verrechtung im Weigerungsfalle durch nachgelaſſene Zwangsmittel angehalten, und alſo nach der Verfaſſung hi-

ſiger Lande, unter andern zum Kopfſteuern gezogen werden möge?

auch dießfalls meine Rechtsbelehrung darüber gebeten.

Demnach erachte ich nach fleißiger Verleſung und Erwägung in Rechten gegründet, und zu erkennen zu ſeyn:

Daß ein Poet, qua talis, keinesweges mit Steuern zu belegen, noch der zeitherigen Verfaſſung entgegen, zu Regiſter zu bringen oder zu cataſtriren, am mindeſten aber mit Nachdrucke zu terminlicher Verrechtung der fälligen Kopfſteuer anzuhalten, oder ſonſt auf dergleichen Weiſe ichtwas zum Nachtheile der wohlhergebrachten Gerechtſamen zu verhängen ſey. Von Rechtswegen. Urkundlich mit meinem Inſiegel beſiegelt.

(L. S.) CAIVS IAVOLENVS,
J. V. D.

Rationes decidendi
in Sachen
Die Verſteurung der Poeten, und was dieſem allenthalben mehr anhängig, betreffend.

Ob es wohl das Anſehen gewinnen könnte, daß ein Poet keinesweges berechtiget ſey, ſich der allgemeinen Mitleidenheit zu entbrechen, da derſelbe mit den übrigen Bürgern gleiche Vorzüge zu genießen, ſich anmaſſet, und ſeine angebliche Befugniſſe zu behaupten, bey keiner Be-

legen-

legenheit entstehet, einfolglich die Beschwerungen von sich auf andere zu wälzen, unbillig scheint:

omnes enim personae, quibus lucrum per hunc ordinem defertur, etiam grauamen, quod ab initio erat complexum, omni modo sentiant, siue in dando sit constitutum, siue in quibusdam faciundis, vel in modo, vel conditionis implendae gratia, vel alia quascunque via excogitatum. Neque enim ferendus est is, qui lucrum quidem amplectitur, onus autem ei annexum contemnit.

l. vn. C. de Caducis tollendis §. pro secundo 4.

Dieses auch, nach dem einhelligen Ausspruche der alten und neuen Rechtsgelehrten, um so viel weniger bey den Poeten eine Ausnahme leidet, da widrigenfalls durch die eingestandene Befreyung dieselben nur desto mehr in ihrer mythologischen Einbildung verstärkt, und mit der Obrigkeit eben so willkührlich, als sie mit ihren Göttern thun, zu schalten, veranlasset werden möchten;

ideoque illis, qui sidera vertice tangunt, frena non relaxanda videntur.

vid. Pacificus a Lapide de nociferis reipublicae animalibus c. 4. §. 8.

Godofr. ad h. l.

Bellonius de laudibus Alexandri Sauli VIII, 3.

et aequum eſt, vt ille, qui immortalitatem anhelat, mortalitatis ſentiat incommoda.

Petr. ab Vbaldis de illo, quòd inſtum eſt circa inſomnia, IX, 3.

Blaſius Michalorius de Vtopia, per totum.

zudem nicht unbillig zu befürchten ſteht, daß durch dergeſtaltige Freyheiten noch mehrere angelocket werden, und zum merklichen Nachtheile Handels und Wandels ſich beyfallen laſſen möchten, ihre beſchwerliche Berufsarbeit zu verlaſſen, und dargegen in der müßigen Geſellſchaft der Muſen, oder in dem Schooße einer metaphyſikaliſchen Schöne auf Erſcheinungen und Reime zu warten, um deswillen denn bey den Römern die weiſe Verordnung geſchehen:

quod tolerandi quidem ſint Poëtae, neutiquam tamen gaudeant nec vllo priuilegio, nec munerum vacatione, nec ab angariis ſeu parangariis ſint immunes.

Contius in Scholiis ad Corpus Iuris Ciuilis.

Charondas in καὶ δαν, *ſeu veriſimilium V, 3. §. 9.*

Raeuardus in protribunalibus I, 4.

Hiernächſt die Ausflucht, daß ein Poet gemeiniglich mehr Witz, als Geld, beſitze, folglich, Abgaben zu entrichten, nicht im Stande ſey, dadurch aus dem Wege geräumt

geräumet werden könnte, daß dieſe ermähnte Poeten ordentlicher Weiſe die Gabe der Dreuſtigkeit beſitzen, und dasjenige, was ihnen fehlet, und ein anderer in Proſa zu verlangen, nicht Herz genug haben würde, dennoch in Verſen ganz artig, und deutlich zu fodern wiſſen,

> id autem apud ſe quis habere videtur, de quo habet actionem. Habetur enim, quod peti poteſt.
>
> *l.* 143. *ff. de V. S.*

ſolchergeſtalt auch einiger Abfall ihrer Nahrung nicht zu befürchten iſt, ſo lange ihnen, wie ohnehin billig, nachgelaſſen bleibt, ſich an den Geburtstägen und Hochzeitfeſten ihrer Mäcenaten, über deren hohes Wohlſeyn gegen die Gebühr zu erfreuen,

> genus enim eſt donum Labeo a donando dictum, munus ſpecies: nam munus eſt donum cum cauſſa, vtpote natalitium, nuptalitium.
>
> *l.* 194. *ff. de V. S.*

et quae ſunt reliqua Poëtarum Beyſpiele.

Gloſſa ad hanc legem.

wie man denn die guten und austräglichen Umſtände der Poeten deutlich genug aus ihrer Verſchwendung abnehmen könne, da ſie nicht, wie andere Geſchöpfe, mit ordentlicher Nahrung und Bedürfniſſen zufrieden ſind,

ſondern bis auf den Geringſten unter ihren Brüdern, Ambra und Zibeth eſſen, Nektar trinken, ihren Gebietrinnen, und wären es auch nur Kammermädchen, korallene Lippen, Zähne von Elfenbein, purpurne Wangen, Haare mit Perlen und Diamanten durchflochten, und tauſenderley Pracht zu verſchaffen wiſſen; überhaupt aber jedermann ohne Ausnahme, ſo Werbung und Handthierung in ſächſiſchen Landen treibt, und ſich darinnen enthält, ſein Handelsgeld, Zins, und alles ſein verbend Gut und Vermögen verſteuern ſoll,

Cod. Aug. P. I. p. 89. *P. II. p.* 1373. 1377. *ſeqq.*

und alſo unter dieſe allgemeine Verfaſſung die poetiſche Nahrung und Gewerbe nicht unbillig gezogen werden dürfte;

Sintemalen aber und nachdem die höchſte Billigkeit erfodert, daß man zwiſchen ſterblichen Bürgern, und unſterblichen Dichtern, einen großen Unterſchied machet, und die, welche in gerader Linie vom Jupiter abſtammen, mit einigerley Abgaben nicht beſchwere, vielmehr den proſaiſchen Layen eignen und gebühren will, daß ſie die Prieſter des Apollo in Steuern und Gaben übertragen, und diejenigen in dieſer vergänglichen Zeitlichkeit frey halten, welche die Schlüſſel zur Ewigkeit in ihren Händen tragen, und bey denen es lediglich ſteht, ob uns die Nachwelt loben oder tadeln ſolle; anbey die eingeſtreute Beſorgniß wegen der ungezäumten Einbildung der Poeten ſo unnöthig, als unzulänglich, und bloß ein praeſumen de futuro iſt;

in

in dubio enim quilibet praeſumendus eſt bonus.

Goveanus, in variis lectionibus.

eben ſo wenig auch zu fürchten ſteht, daß durch Nachlaſſung dergeſtaltiger Freyheiten und Privilegien andre zum Nachtheile des gemeinen Weſens angelocket werden möchten, ſich um den Lorbeer, und den Namen eines Poeten zu bemühen, da es bey gegenwärtigen betrübten Zeiten faſt das Anſehen gewinnt, daß man aus Eigenſinn von einem Dichter noch etwas mehr, als Reime und Sylben, fodern, und ihm ſogar anſinnen will, vernünftig zu denken, welches doch nicht jedermanns Werk iſt; am allerwenigſten aber die angezogenen römiſchen Gebräuche hierinnen etwas beweiſen mögen, da auf eben ſolche Art behauptet werden könnte, daß der ſo unentbehrliche methodus mathematica dem gemeinen Weſen nachtheilig ſey;

Ars mathematica damnabilis et interdicta omnino.

l. 2. C. de maleficis, mathematicis et caeteris ſimilibus.

Godofredus et omnes Comment. ad hunc titulum.

anbey die gerühmte Möglichkeit eines reichen Poeten gemeiniglich nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gerechnet wird, welche wohl ſchwerlich praktiſch werden dürfte, ſo lange ihre Mäcenaten dasjenige bleiben, was ſie gröſtentheils ſind;

et

et ea, quae raro accidunt; non temere in agendis negotiis computantur,

l. 64. ff. de R. I.

die Verschwendung hingegen, welche man quäßionirten Poeten zur Last legen will, vielmehr zu Behauptung ihrer Steuerfreyheit gereichen muß, da, ohne einen so kostbaren Aufwand, die wenigsten vermogend seyn würden, denjenigen vorzüglichen Charakter zu behaupten, welcher ihnen allein anständig ist, und da es in der That einerley wäre, ob man einem gemeinen Manne Feuer und Wasser, oder einem Poeten Nektar und Ambra, untersagen wollte; überhaupt aber ein Poet, statt der angesonnenen Beschwerung, vielmehr eine Steuerbegnadigung, gleich andern preßhaften Personen zu verdienen scheint, indem er bloß aus Liebe zu den schönen Wissenschaften, und aus Begierde der Nachwelt zu gefallen, sich öfters in so verwirrte Umstände setzt, daß er seiner selbst nicht mächtig ist, daß er Sterne beschwört, Todte bannt, ganze Flüsse mit seinen Thränen aufschwellt, Felsen betäubt, und den einsamen Wäldern die Grausamkeit einer Doris klaget, eben so, wie jener tapfere Ritter von der traurigen Gestalt, welcher sich in dem schwarzen Gebirge die empfindlichste Buße auflegte, um die Härtigkeit einer unempfindlichen Prinzessinn von Toboso zu erweichen; endlich aber und zuletzt, die Immunität der Poeten um desto billiger zu behaupten seyn will, je weniger man Exempel beybringen wird, daß solche jemals zur Versteuerung gezogen worden, und je geneigter die Rechte sind, uns bey der vorigen Freyheit zu erhalten;

Arria-

Arrianus ait, multum intereſſe, quaeras, vtrum aliquis obligetur, an aliquis liberetur. Vbi de obligando quaeritur, propenſiores eſſe debere nos, ſi habeamus occaſionem, ad negandum. Vbi de liberando, ex diuerſo, vt facilior ſis ad liberationem.

l. 47. ff. de O. et A.

Alſo iſt, wie im Reſponſo enthalten, von mir billig erkannt.

Menſ. Febr. 1743.

Zwey Thl. 18 Gr. 6 Pf.

Der Glückwunſch folgt künftig bey Ablöſung dieſes Informats.

Ende des zweyten Theils.

et ea, quae raro accidun[illegible] 18.
agendis negotiis compr[illegible]

l. 64. ff. de R. I. [illegible]ernung der Spra[illegible] niedern Schulen S. 5

die Verschwendung hin[illegible] der Wahrheit 14
Poeten zur Last lege[illegible] lässigkeit der Satyre 24
ihrer Steuerfreyheit [illegible] Jugend 34
kostbaren Aufwan[illegible] Erzählung 42
den, denjenige[illegible] von Nicolaus Klimen, Küstern
welcher ihne[illegible] zu Bergen in Norwegen
That einer [illegible] 44
Feuer u[illegible] Gratulanten an den Autor; nebst
pra, u[illegible] des Autors darüber 70
der. e[illegible]
beg[illegible] die Reime in der deutschen Dichtkunst
ve[illegible] nothwendig sind; bey einer gewissen Gelegen-
[illegible] heit im Jahre 1737 verfertigt 84
Ein Traum von den Beschäfftigungen der abge-
schiednen Seelen 91
Abhandlung von Buchdruckerstöcken 146
Hinkmars von Repkow Noten ohne Text 175
Versuch eines deutschen Wörterbuchs 226
Beytrag zum deutschen Wörterbuche 254
Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letz-
tem Willen 274
Nachricht von einem Schlüssel zu Swifts Codicille 305
Rechtliches Informat über die Frage: Ob ein Poet,
als Poet, zur Kopfsteuer zu ziehen sey? Bey der
Magisterpromotion eines Freundes im Jahre
1743 gefertigt 309

figer Lande, unter andern zum Kopfſteuern gezogen werden möge?

auch dießfalls meine Rechtsbelehrung darüber gebeten.

Demnach erachte ich nach fleißiger Verleſung und Erwägung in Rechten gegründet, und zu erkennen zu ſeyn:

Daß ein Poet, qua talis, keinesweges mit Steuern zu belegen, noch der zeitherigen Verfaſſung entgegen, zu Regiſter zu bringen oder zu cataſtriren, am mindeſten aber mit Nachdrucke zu terminlicher Verrechtung der fälligen Kopfſteuer anzuhalten, oder ſonſt auf dergleichen Weiſe ichtwas zum Nachtheile der wohlhergebrachten Gerechtſamen zu verhängen ſey. Von Rechtswegen. Urkundlich mit meinem Inſiegel beſiegelt.

(L. S.) CAIVS IAVOLENVS,
J. V. D.

Rationes decidendi
in Sachen
Die Verſteurung der Poeten, und was dieſem allenthalben mehr anhängig, betreffend.

Ob es wohl das Anſehen gewinnen könnte, daß ein Poet keinesweges berechtiget ſey, ſich der allgemeinen Mitleidenheit zu entbrechen, da derſelbe mit den übrigen Bürgern gleiche Vorzüge zu genießen, ſich anmaßet, und ſeine angebliche Befugniſſe zu behaupten, bey keiner Be-

legen-

legenheit entstehet, einfolglich die Beschwerungen von sich auf andere zu wälzen, unbillig scheint:

omnes enim personae, quibus lucrum per hunc ordinem defertur, etiam grauamen, quod ab initio erat complexum, omni modo sentiant, siue in dando sit constitutum, siue in quibusdam faciundis, vel in modo, vel conditionis implendae gratia, vel alia quacunque via excogitatum. Neque enim ferendus est is, qui lucrum quidem amplectitur, onus autem ei annexum contemnit.

l. vn. C. de Caducis tollendis §. pro secundo 4.

Dieses auch, nach dem einhelligen Ausspruche der alten und neuen Rechtsgelehrten, um so viel weniger bey den Poeten eine Ausnahme leidet, da widrigenfalls durch die eingestandene Befreyung dieselben nur desto mehr in ihrer mythologischen Einbildung verstärkt, und mit der Obrigkeit eben so willkührlich, als sie mit ihren Göttern thun, zu schalten, veranlasset werden möchten;

ideoque illis, qui sidera vertice tangunt, frena non relaxanda videntur.

vid. Pacificus a Lapide de nociferis reipublicae animalibus c. 4. §. 8.

Godofr. ad h. l.

Bellonius de laudibus Alexandri Sanli VIII, 3.

et aequum eſt, vt ille, qui immortalitatem anhelat, mortalitatis ſentiat incommoda.

Petr. ab Vbaldis de illo, quòd iuſtum eſt circa inſomnia, IX, 3.

Blaſius Michalorius de Vtopia, per totum.

zudem nicht unbillig zu befürchten ſteht, daß durch dergeſtaltige Freyheiten noch mehrere angelocket werden, und zum merklichen Nachtheile Handels und Wandels ſich beyfallen laſſen möchten, ihre beſchwerliche Berufsarbeit zu verlaſſen, und dargegen in der müßigen Geſellſchaft der Muſen, oder in dem Schooße einer metaphyſikaliſchen Schöne auf Erſcheinungen und Reime zu warten, um deswillen denn bey den Römern die weiſe Verordnung geſchehen:

quod tolerandi quidem ſint Poëtae, neutiquam tamen gaudeant nec vllo priuilegio, nec munerum vacatione, nec ab angariis ſeu parangariis ſint immunes.

Contius in Scholiis ad Corpus Iuris Ciuilis.

Charondas in ἀυτόνομον, ſeu veriſimilium V, 3. §. 9.

Raeuardus in protribunalibus I, 4.

Hiernächſt die Ausflucht, daß ein Poet gemeiniglich mehr Witz, als Geld, beſitze, folglich, Abgaben zu entrichten, nicht im Stande ſey, dadurch aus dem Wege geräumt

geräumet werden könnte, daß dieſe ermähnte Poeten vordentlicher Weiſe die Gabe der Dreuſtigkeit beſitzen, und dasjenige, was ihnen fehlet, und ein anderer in Proſa zu verlangen, nicht Herz genug haben würde, dennoch in Verſen ganz artig, und deutlich zu fodern wiſſen,

id autem apud ſe quis habere videtur, de quo habet actionem. Habetur enim, quod peti poteſt.

l. 143. *ff. de V. S.*

ſolchergeſtalt auch einiger Abfall ihrer Nahrung nicht zu befürchten iſt, ſo lange ihnen, wie ohnehin billig, nachgelaſſen bleibt, ſich an den Geburtstägen und Hochzeitfeſten ihrer Mäcenaten, über deren hohes Wohlſeyn gegen die Gebühr zu erfreuen,

genus enim eſt donum Labeo a donando dictum, munus ſpecies: nam munus eſt donum cum cauſſa, vtpote natalitium, nuptalitium.

l. 194. *ff. de V. S.*

et quae ſunt reliqua Poëtarum Beaßeia.

Gloſſa ad hanc legem.

wie man denn die guten und auskräglichen Umſtände der Poeten deutlich genug aus ihrer Verſchwendung abnehmen könne, da ſie nicht, wie andere Geſchöpfe, mit ordentlicher Nahrung und Bedürfniſſen zufrieden ſind,

ſondern bis auf den Geringſten muß ihren Brüdern, Ambra und Zibeth eſſen, Nektar trinken, ihren Gebietterinnen, und wären es auch nur Kammermädchen, Roſenfarbene Lippen, Zähne von Elfenbein, purpurne Wangen, Haare mit Perlen und Diamanten durchflochten, und tauſenderley Pracht zu verſchaffen wiſſen; überhaupt aber jedermann ohne Ausnahme, ſo Werbung und Handthierung in ſächſiſchen Landen treibt, und ſich darinnen enthält, ſein Handelsgeld, Zins, und alles ſein werbend Gut und Vermögen verſteuern ſoll,

Cod. Aug. P. I. p. 39. P. II. p. 1373. 1377. ſeqq.

und alſo unter dieſe allgemeine Verfaſſung die poetiſche Nahrung und Gewerbe nicht unbillig gezogen werden dürfte;

Sintemalen aber und nachdem die höchſte Billigkeit erfodert, daß man zwiſchen ſterblichen Bürgern, und unſterblichen Dichtern, einen großen Unterſchied machet, und die, welche in gerader Linie vom Jupiter abſtammen, mit einigerley Abgaben nicht beſchwere, vielmehr den proſaiſchen Layen eignen und gebühren will, daß ſie die Prieſter des Apollo in Steuern und Gaben übertragen, und diejenigen in dieſer vergänglichen Zeitlichkeit frey halten, welche die Schlüſſel zur Ewigkeit in ihren Händen tragen, und bey denen es lediglich ſteht, ob uns die Nachwelt loben oder tadeln ſolle; anbey die einzige ſtreute Beſorgniß wegen der ungezäumten Einbildung der Poeten ſo unnöthig, als unzulänglich, und bloß ein praeſumen de futuro iſt;

in

in dubio enim quilibet praeſumendus eſt bonus.

Goveanus, in variis lectionibus.

eben ſo wenig auch zu fürchten ſteht, daß durch Nachlaſſung dergeſtaltiger Freyheiten und Privilegien andre zum Nachtheile des gemeinen Weſens angelocket werden möchten, ſich um den Lorbeer, und den Namen eines Poeten zu bemühen, da es bey gegenwärtigen betrübten Zeiten faſt das Anſehen gewinnt, daß man aus Eigenſinn von einem Dichter noch etwas mehr, als Reime und Sylben, fodern, und ihm ſogar anſinnen will, vernünftig zu denken, welches doch nicht jedermanns Werk iſt; am allerwenigſten aber die angezogenen römiſchen Gebräuche hierinnen etwas beweiſen mögen, da auf eben ſolche Art behauptet werden könnte, daß der ſo unentbehrliche methodus mathematica dem gemeinen Weſen nachtheilig ſey;

Ars mathematica damnabilis et interdicta omnino.

l. 2. C. de maleficis, mathematicis et caeteris ſimilibus.

Godofredus et omnes Comment. ad hunc titulum.

anbey die gerühmte Möglichkeit eines reichen Poeten gemeiniglich nur unter die theoretiſchen Wahrheiten gerechnet wird, welche wohl ſchwerlich praktiſch werden dürfte, ſo lange ihre Mäcenaten dasjenige bleiben, was ſie größtentheils ſind;

et ea, quae raro accidunt; non temere in agendis negotiis computantur,

l. 64. ff. de R. I.

die Verschwendung hingegen, welche man quäſtionirten, Poeten zur Laſt legen will, viel mehr zu Behauptung ihrer Steuerfreyheit gereichen muß, da, ohne einen ſo koſtbaren Aufwand, die wenigſten vermögend ſeyn würden, denjenigen vorzüglichen Character zu behaupten, welcher ihnen allein anſtändig iſt, und da es in der That einerley wäre, ob man einem gemeinen Manne Feuer und Waſſer, oder einem Poeten Nektar und Ambra, unterſagen wollte; überhaupt aber ein Poet, ſtatt der angeſonnenen Beſchwerung, vielmehr eine Steuerbegnadigung, gleich andern preßhaften Perſonen zu verdienen ſcheint, indem er bloß aus Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und aus Begierde der Nachwelt zu gefallen, ſich öfters in ſo verwirrte Umſtände ſetzt, daß er ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt, daß er Sterne beſchwört, Todte bannt, ganze Flüſſe mit ſeinen Thränen aufſchwellt, Felſen betäubt, und den einſamen Wäldern die Grauſamkeit einer Doris klaget, eben ſo, wie jener tapfere Ritter von der traurigen Geſtalt, welcher ſich in dem ſchwarzen Gebirge die empfindlichſte Buße auflegte, um die Härtigkeit einer unempfindlichen Prinzeſſinn von Toboſo zu erweichen; endlich aber und zuletzt, die Immunität der Poeten um deſto billiger zu behaupten ſeyn will, je weniger man Exempel beybringen wird, daß ſolche jemals zur Verſteuerung gezogen worden, und je geneigter die Rechte ſind, uns bey der vorigen Freyheit zu erhalten;

Arrianus ait, multum intereſſe, quaeras, vtrum aliquis obligetur, an aliquis liberetur. Vbi de obligando quaeritur, propenſiores eſſe debere nos, ſi habeamus occaſionem, ad negandum. Vbi de liberando, ex diuerſo, vt facilior ſis ad liberationem.

l. 47. ff. de O. et A.

Alſo iſt, wie im Reſponſo enthalten, von mir billig erkannt.

Menſ. Febr. 1743.

Zwey Thl. 18 Gr. 6 Pf.

Der Glückwunſch folgt künftig bey Ablöſung dieſes Informats.

Ende des zweyten Theils.

Inhalt

Inhalt
des zweyten Theils.

Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen S. 5

Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit 14

Sendſchreiben von der Zuläßigkeit der Satyre 24

Von Unterweiſung der Jugend 34

Irus, eine lucianiſche Erzählung 45

Eine Todtenliſte, von Nicolaus Klimen, Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen 44

Schreiben eines Gratulanten an den Autor; nebſt den Gedanken des Autors darüber 70

Beweis, daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind; bey einer gewiſſen Gelegenheit im Jahre 1737 verfertigt 84

Ein Traum von den Beſchäfftigungen der abgeſchiednen Seelen 91

Abhandlung von Buchdruckerſtöcken 146

Hinkmars von Repkow Noten ohne Text 175

Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs 226

Beytrag zum deutſchen Wörterbuche 254

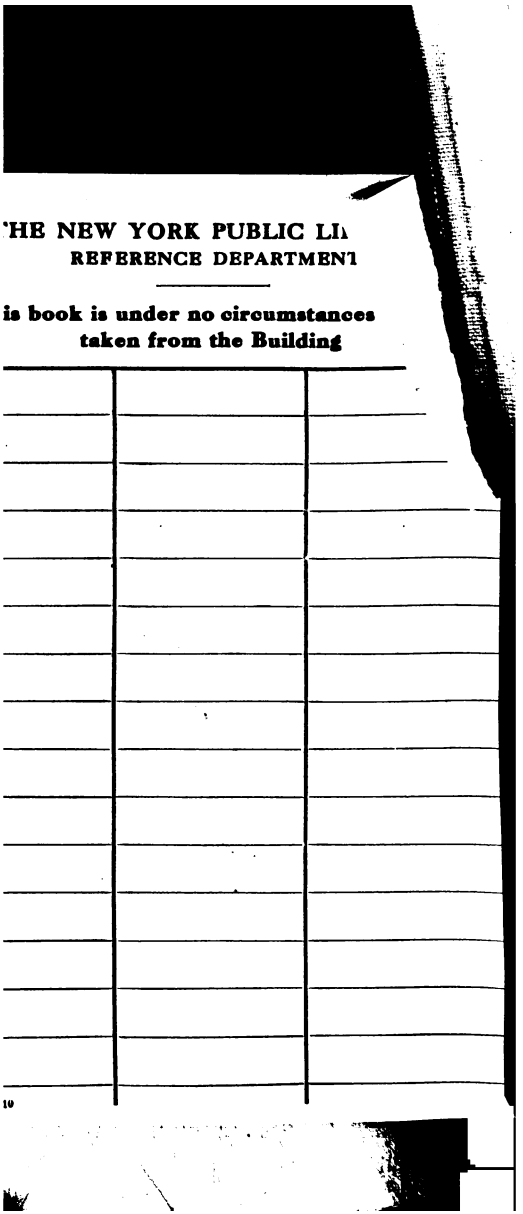
Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen 274

Nachricht von einem Schlüſſel zu Swifts Codicille 305

Rechtliches Informat über die Frage: Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfſteuer zu ziehen ſey? Bey der Magiſterpromotion eines Freundes im Jahre 1743 gefertigt 309

'HE NEW YORK PUBLIC LI
REFERENCE DEPARTMENT

is book is under no circumstances
taken from the Building



OCT 4 - 1926